Sicilien.

Bilder aus Natur, Geschichte und Leben.

Von

August Schneegans.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1887.

Sicilien.

Sicilien.

Bilder aus Natur, Geschichte und Leben.

Von

August Schneegans.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1887.

An den Leser.

Träumtest du in deiner Jugendzeit von einem Lande, in welchem jahraus jahrein Frühling und Sommer als unumschränkte Könige herrschen, wo im Winter die Berge sich mit duftenden Blumenteppichen bedecken, wo es dir vergönnt ist, am Weihnachtsabend deinen Christbaum mit blühenden Rosen zu schmücken; von einem Lande, wie ein lebendig gewordenes Märchenland anzuschauen, mit hohem sonnendurchglühtem Felsengestade am Meer, mit burgengekrönten Klippen über tief eingerissenen, düster schweigenden Bergklüften; mit mächtigen, aus dem blaugrünen Schleier der Olivenhaine hervorschauenden Normannenklöstern; mit sarazenischen Kuppeln über einer im Mondenscheine badenden Stadt; mit wunderbar im einsamen Thalgrunde schlummernden oder von steilen Höhen herunter im ewigen Meere sich spiegelnden Säulengängen von griechischen Tempeln und römischen Theatern — träumtest du jemals von solchen Zaubergefilden, so nimm dieses Buch zur Hand und trete ein in deinen lebendig gewordenen Traum! Denn hier, in Sicilien, eröffnet sich dir ein solches Land: ein Kleinod sondergleichen,

nicht die größte allein, sondern auch die herrlichste, die sagen- und schicksalsreichste und heute wie vor tausend und abertausend Jahren die lebendigste aller Mittelmeerinseln; ein Eiland, einzig in seiner Art auf dem ganzen Erdenrund, wo deutlicher als irgendwo sonst der Pulsschlag der Weltgeschichte an dein Ohr dringt, vernehmbarer auch die inhaltsschweren Lehren des ewigen Werdens und Vergehens der Menschen und der Natur zu deinem sinnenden Geiste sprechen.

Welch gewichtigern Klang als Sardinien oder Malta, als Corsica oder Kreta hat der Name Sicilien in der Geschichte! Vorübergehend, durch den Zufall eines Ereignisses oder der Geburt eines Menschen, rückte die eine oder die andere dieser Inseln das eine oder das andere mal zur Coulisse eines Actes oder einer Scene der Welttragödie vor; Sicilien aber war zu allen Zeiten ein Brennpunkt der menschlichen Thätigkeit: von der sagenhaften kretischen Urzeit an, durch die Geschichte von Griechenland, Karthago und Rom, durch Sarazenen- und Normannenherrschaft, bis zu den Kämpfen, welche Spanien, Frankreich, England im Mittelmeer durchfochten, bis zu der ersten Episode der jüngsten italienischen Befreiungsbewegung — jedes mal, in jeder großen ereignißschweren Stunde wurde Sicilien durch des Schicksals Finger berührt. Wie auf einem Zifferblatt der Weltgeschichte folgt unser Blick in Siciliens Chronik der Entwickelung der europäischen Cultur, dem Erblühen und Verschwinden von Staaten und Völkern.

Eigenthümlichen und einzigen Genuß bietet eine Durchreisung dieses Landes demjenigen, der den

Geist der alten Völker und Culturen heraufzubeschwören versteht und sich dem Zauber dieser Erinnerungen willig hingibt. Ihm erschließt sich auf diesem Boden eine neue Welt, märchenhaft fast zu nennen und den Fernerstehenden unbegreifbar, eine aus seltsamen Gegensätzen dennoch harmonisch zusammengesetzte Welt: das alte classische Hellas, herüberspielend in die Romantik der Sarazenen und der hohenstaufischen Normannen; altheidnische Anschauungen eingedrungen in die christlichen Kirchengebräuche; alle Völkerrassen, die nacheinander das Mittelmeer beherrscht haben, Semiten und Arier, Lateiner und Germanen, zusammenfließend und mit dem alten Stamme der sicilischen Ureinwohner sich vermischend — ein wunderbarer Tiegel fürwahr! Und wunderbar in der That ist der goldene Stein, der aus der Zusammenschweißung und Verschmelzung all dieser Elemente hervorging.

Ein Volk lebt und bewegt sich vor unserm Blick, dessen inneres Wesen uns im Anfang unbegreiflich erscheint, so fremdartig, halb orientalisch, halb antik, mit sarazenischen Auswüchsen und normannischen Anklängen, mit Brigantaggio und Maffia, halb zum heitern Spiel geneigt und halb zum blutigen Ernst. Kennst du es jedoch näher, dieses eigenartige Volk, und suchst du dir in seiner Geschichte und in der Beschaffenheit seines lavadurchströmten Landes den Schlüssel zum Räthsel seines Charakters, so wirst du es verstehen, so wirst du es lieben und achten; denn liebenswürdig und gutherzig ist es angelegt, mit feinem Verstande begabt, und culturfähig wie kaum ein anderes Volk der Gegenwart.

Und zu dem Leben dieses Volksstammes, in der Gegenwart wie in der Vergangenheit, liefert die Natur den herrlichsten Rahmen. Bild und Rahmen habe ich in diesem Buche vorzuführen versucht.

Will es dir scheinen, als trete dir in der einen oder andern Schilderung das Gesicht eines alten Bekannten entgegen, so möge das Wiederfinden ein freundliches Erinnern bei dir erwecken. Ein Theil dieser Skizzen wurde gleich nach ihrem Entstehen in verschiedenen Zeitschriften einzeln veröffentlicht; bevor sie sich jetzt den neuentworfenen anreihten, habe ich sie jedoch einer sorgfältigen Durch- und Umarbeitung unterworfen und zu einem einheitlichen Ganzen verbunden. Es war dies um so leichter, als sie schon ursprünglich nach gemeinsamem Plane verfaßt wurden, und die ältern wie die neuern aus demselben Gefühle entsprungen, von demselben Geiste durchweht sind: von der Liebe zu diesem Lande und der Bewunderung für dessen Schönheiten.

Möge das Buch den Wunsch in dir erwecken, das sicilische Eiland zu bereisen, und möge es dir als ein treuer und gewissenhafter Reisebegleiter dienen!

Messina, im December 1886.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

V. In der Feuerregion.

VI. Im Schwefelgebiet.

VII. An der Südküste.

VIII. Im Westen.

I.

Im Osten.

1. Von Neapel nach Messina.

„Thalatta! Thalatta!" jubelten die zehntausend Griechen, als über Kleinasiens Höhenzügen der weite blaue Meereshorizont sich vor ihren Augen eröffnete; — Thalatta! Thalatta! jubelte es in mir, als zwischen Caserta und Neapel dem im Römerzuge nach Süden Fahrenden zum ersten mal aus sonnebeglänzter Ferne der schimmernde Meeresspiegel entgegenblinkte. Laue Lüfte spielten in den Orangenbäumen, langsam dampfte dort oben der Vesuv, leise koste am Ufer die Stimme der brandenden Wellen.

Es war Festtag in Neapel; — wann ist es wol nicht Festtag in dieser Stadt der ewigen Freude? Auf allen Masten der in der weiten Bucht ankernden Schiffe weht es von Flaggen und Wimpeln. In den Straßen drängt sich Kopf an Kopf. Der letzte Fischerjunge schreit mit lauterer Stimme noch als gewöhnlich. Sogar Pulcinella, in seinem Breterhäuschen am Molo, schnarrt lauter und lustiger noch seine beißenden Witze. Alles rennt, ruft, lacht, wirft um sich mit Händen und Armen, und

freut sich in seiner kindlich lärmenden Art, daß es heute wieder Festtag ist.

So schrie und so lachte schon vor bald dreißig Jahren, als ich Neapel zum ersten mal besuchte, das muntere Völkchen; — und doch, wie ganz anders sahen die Dinge damals aus! Und wie wenig fühlt man sich bei der Vergleichung des jetzigen mit dem frühern Zustande dazu bewogen, den laudator temporis acti zu spielen. Damals regierten die Bourbonen; hinter den geschlossenen Gittern des Palazzo Reale standen geladene Kanonen; ein Bataillon eines Schweizerregiments hielt dort Wache, lauter stämmige, kräftige Gestalten; das Volk, sowol die spazierenden Bürger wie die Vertreter der untern Klasse, schien mit ihnen nichts gemein haben zu wollen. Zwischen dem Gitter des Palastes und der auf dem Platze hin- und herziehenden Menge blieb ein weiter leerer Raum offen: seltsam befremdendes Bild für den Reisenden! Und weiter gegen Santa-Lucia zu, oberhalb des Hôtel-de-Rome, in der Ecke, zeigte uns der Führer mit bedeutungsvoller Handbewegung die durch die gähnenden Schießscharten eines Castells auf die Straße hinunterschauenden Kanonen. — Heute wie ganz anders! Keine geschlossenen Gitter vor dem Palast, keine Schweizerregimenter, keine gegen die Stadt gerichteten Kanonen; ein lustiges Völkchen, das mit seinem Los und mit seinem König zufrieden ist, das jubelt und lacht, und das auf die intimste Weise mit den Soldaten aller möglichen Waffengattungen fraternisirt! Der Anblick der Stadt hat sich auch in baulicher Hinsicht verändert, verschönert; da, wo früher die Villa Reale, jetzt Villa Nazionale, direct an das Meer grenzte, hat sich ein prachtvoller Quai erhoben; Villen und palastähnliche Häuser ziehen in langen Reihen von dem Castello del Ovo bis nach Pausilippo;

mitten zwischen den Bäumen und Statuen der Villa Reale hat unser Freund, Professor Dohrn, seine Stazione Zoologica, eine Zierde für die Stadt und ein Ruhm für die deutsche Wissenschaft, erbaut. Weiter oben, den Berg hinan, eröffnen sich breite Straßen mit fürstlichen Villen, mit Hotels, die von unten wie Paläste aussehen und in denen man wie in Palästen wohnt — freilich auch zu fürstlichen Preisen. Das Leben und Treiben des Volks aber in den engen Straßen, an den Meeresgestaden, in Santa-Lucia, in Chiatomone ist heute, wie es damals war — überall, wo keine Schweizersoldaten oder bourbonische Kanonen dazwischentraten! Und heute wie damals liegt die herrlichste aller Buchten wie ein einziges Juwel vor unsern Augen: die scharfgeschnittenen Berge von Sorrent, die alten, so oft zerstörten und immer wieder neuerstandenen Städte von Castellamare bis Portici; dort oben der dampfende Kegel des Vesuvs; dort hinten die wieder erstehenden Trümmer von Pompeji . . . Dort saßen wir vor dreißig Jahren, junge und lebensfrohe Gesellen, in der Locanda des Diomedes, ließen den Vesuv über unsern Häuptern toben und dampfen, kosteten zum ersten mal den duftenden Wein von Capri und hörten, in süßen Jugendträumen schwelgend, einigen mit Spitzhüten bedeckten und mit malerischen Lumpen bekleideten Sängern zu, die mit Guitarren- und Violinbegleitung das neapolitanische Schifferlied sangen: „Santa-Lucia! Santa-Lucia!“ lautete der Refrain, und die zerborstene Guitarre und die kratzende Geige und die näselnden Stimmen klangen so verführerisch und weckten in der Tiefe unserer Seele so seltsam goldene Träume, und es zog durch unsere Herzen wie ein jubelnder Jugendrausch! Wie vielen andern habt ihr nicht seitdem vor Diomedes’ Locanda eure Lieder gesungen, fahrende

Sänger! Und wie viele andere sind nicht seither diese Straße zurück nach Neapel gezogen, träumend vor sich hin summend wie wir damals:

Sul mare lucica
L'astro d'argento
Placida è l'onda.
Prospero il vento.
Venite all' agile,
Barchetta mia,
Santa-Lucia!

Und wer weiß, vielleicht ziehen mit Guitarre und Geige dieselben näselnden Sänger von damals heute noch um die Locanda des Diomedes und betteln sich mit ihrem Refrain um die Ruinen der alten Römerstadt umher! Die Stimmen mögen gebrochener noch klingen als damals; der Rücken mag sich tiefer noch zur Erde beugen als damals, und durch ihre schwarzen Locken mag mancher Silberfaden schimmern, wie bei uns, bei den jungen und lebenslustigen Gesellen von damals! ......

Schon mahnt aber von fern die Pfeife des Dampfers; schon senkt sich die Nacht herunter auf Neapels Gefilde; — und bald entschwindet dem Blicke der rothaufleuchtende Vesuv, und entschwindet am Horizont Capri und Sorrento; — und bald, beim Aufflammen der ersten Morgenstrahlen, steigt aus dem Meere die rauchgekrönte Pyramide des Stromboli hervor, und dort unten im fernen Süden erheben sich nebelweiß die Berge Siciliens.

. . . .

— „Messina!" —

Ist es noch Europa? Haben wir die Schwelle des Orients schon überschritten? Wie eine Hafenstadt auf einer der Cykladischen Inseln, weiß wie von der Sonne ge-

bleicht, mit flachen Dächern, von moscheenartigen Kuppeln und sonderbar geschnörkelten Thurmspitzen durchsäet, liegt Messina an dem Meere und klettert an den steil von der Küste sich erhebenden Bergen hinan. Schroff und in unruhiger Zackenprofilirung, von tief eingeschnittenen, jäh abfallenden Thalspalten durchfurcht, zieht sich der Pelorische Bergstock zu dem Vorgebirge am Eingang der Meerenge hin. Die weiche, schöne, formvollendete Bildung der italienischen Berge von Neapel, Capri, Sorrento ist geschwunden. Ein neues Land ist es, das uns hier entgegenblickt, seltsam, halborientalisch, halbafrikanisch fremdartig und befremdend. Und wie die Stadt, wie die Berge, so zeigen auch diese Menschen einen besondern Charakter: das neapolitanische Lachen und Singen ist verstummt; den heitern, lebenslustigen Typus der Männer und der Frauen, man sucht ihn umsonst. Finsterer schauen die Augen der Männer, mit einem Ausdruck von düsterm Stolz und zugleich von lauernder Schlauheit; die Geberden sind heftiger als in Neapel, als wäre dieses Volk jeden Augenblick zum Kampfe bereit, als lebte es in einer fortwährenden Aufwallung von tobender Leidenschaft. Die Weiber aber — wie ganz anders als auf dem Continent! Sind es Sklavinnen, die, den Kopf von einem schwarzen Tuche bedeckt, mit scheuer Unterwürfigkeit vor den Häusern sitzen? Fast möchte man es glauben, so afrikaverwandt scheinen diese Gesichtszüge, so wenig an die italienische Gesichtsbildung erinnernd, so dunkel die Hautfarbe, so aufgeworfen die Lippen. Den Eindruck des Schönen, des Lieblichen macht dieser Volksstamm beim ersten Anblick nicht. Später, für den, der längere Zeit hier lebt und dem die Gelegenheit geboten wird, einem öffentlichen Feste beizuwohnen oder mit den höhern Gesellschaftskreisen zu verkehren, ändert sich manches; der schöne classische

Frauentypus ist auch in Messina vertreten, nur zeigt er sich spärlicher; schon den orientalischen Sitten huldigend, verschließt sich die Frau, verschließt sich besonders das Mädchen des Bürgerstandes; die Weiber der untern Schichten aber, denen man auf der Straße begegnet, verleugnen ihre afrikanische Abstammung nicht und können in keiner Hinsicht mit den Neapolitanerinnen, Sorrentinerinnen oder Caprioten wetteifern. Das Gepräge dieses Volkes, dieser Stadt, dieses ganzen Landes ist beim ersten Anblick ein nicht mehr europäisches, nicht italienisches; man spürt die Nähe des afrikanischen Continents.

Welch reges Leben aber entwickelt, und welch wunderbares Panorama entfaltet sich nach allen Seiten, in weiter Rundung, vor unsern Augen! Wie ein in majestätischer Breite sich ausdehnender Fluß liegt die Meerenge zwischen Calabrien und Sicilien; dort drüben auf dem Festlande erheben sich, in harmonischer Gliederung noch, die letzten hohen Ausläufer des italienischen Gebirgsstockes, überragt von dem bis im Mai mit Schnee bedeckten Gipfel des Aspromonte; in den dem Innern zugewendeten Thälern schneiden die von den entwaldeten Höhen herunterziehenden Fiumaren tiefe, scharfe Furchen in den Berg; drüben aber, auf der östlichen Seite des Aspromonte, liegen noch grüne, schattige Wälder mit Quellen und Bächen. Wälder, Quellen und Bäche — in Sicilien, ach! sind dies leere Worte, und auch in dieser Hinsicht fühlt man sich hier schon im Orient. Baumlos starren die sicilischen Berge in die Höhe; vereinzelte Pinien, bisweilen büschelweise in den vor dem Winde geschützten Mulden zusammengedrängt, unterbrechen die scharfgezeichnete Profilirungslinie. Wie von Kinderhand gezeichnet scheinen diese Berge, fast kindlich lächer-

lich mit ihren so unmotivirt von dem Gipfel in die leere Luft hinauf sich reckenden Baumeinsiedlern; zerrissene Zahnbürsten durfte sie mit Recht ein Reisender nennen; der Vergleich mag des poetischen Reizes entbehren, in seiner ironisirenden Fassung bleibt er aber richtig.

Von alten, halbzerfallenen, aus spanischer Zeit stammenden Castellen, Forte Castellacio und Forte Gonzaga, gekrönt, überragen die letzten Bergeshöhen die weit am Meeresufer entlang sich dehnende Stadt: ein weißgraues Häusergewimmel, vom Meere aus gesehen einem Haufen verbrannter Kalkwürfel ähnlich. Unten aber, an der Marina, bleibt das Auge mit Bewunderung auf den Palästen ruhen, die in langer ebenmäßiger Pracht den Hafen einrahmen, ein Quai, wie ihn keine andere Hafenstadt aufzuweisen hat, ein Rahmen, wie ihn der genialste Architekt nur zu träumen vermöchte. Nach dem Erdbeben von 1783, als die Stadt aus Schutt und Trümmern wieder erstand, verfügte die Regierung den Bau dieser Palazzata; das „achte Weltwunder“ wurde sie damals genannt, und wahrlich, den Namen wird sie wohl verdienen, wenn sie einst fertig gebaut dastehen, und wenn keine Lücke mehr die großartige Regelmäßigkeit dieser nach demselben Muster, nach einheitlichem Plane, von einem Ende des Hafens bis an das andere laufenden säulengetragenen Palastreihe unterbrechen wird. Wohlgeborgen hinter einer sichelförmig in das Meer hinaus- und wieder herübergreifenden Landzunge liegt der Hafen, der geräumigste, tiefste und sicherste des ganzen Mittelmeeres; wie der oberste Rand eines von den Wellen umspülten, längsterloschenen Vulkankraters sieht er sich an. Ein zinnengekröntes Castell, eine alte, nach Vauban'schem System erbaute Citadelle, ein massiver, schwerer Leuchtthurm schließen das Bild in stimmungs-

voller Weise ab. Castell und Citadelle mögen wol der modernen Kriegführung nicht mehr gewachsen sein; zur Decoration dieses Hafens sind sie jedoch unentbehrlich. In dem Hafen selbst, auf der Marina, vor der Dogana, welch Leben! welch Summen! welcher Lärm! Hunderte von Schiffen liegen hier vor Anker; Dampfer aus allen Weltgegenden kommen und gehen; Asien und Amerika verkehren hier neben Europa und Afrika. Das größte Handelsemporium des südlichen Mittelmeeres war Messina bis vor kurzen Jahren noch; heute sinkt freilich seine Bedeutung zusehends; zu andern Hafenplätzen im Norden und Süden befördern die Eisenbahnen rascher und zu geringern Preisen die reichen Landesproducte Siciliens, Orangen und Citronen, Schwefel, Südfrüchte und besonders den schweren schwarzen Aetnawein, und langsam sieht die ehemalige Königin dieser Meere eine ihrer Provinzen nach der andern vor neuen Gebietern die Knie beugen. Catania, Milazzo, Reggio, alle, bis auf die kleinsten Hafenstädte, fangen an selbständig aufzutreten und der alten Metropole Concurrenz zu machen. Es ist der Welt Lauf, und in das Unvermeidliche muß eins nach dem andern sich zu schicken verstehen; was ist heute Syrakus? was ist Akragas? was ist Selinunt?

Für Messina ist freilich der Verlust seiner Stellung als tonangebendes Handelsemporium noch besonders wichtig; denn außer seinem Handel besitzt Messina nichts Auszeichnendes, keine Kunstwerke, keine Alterthümer, und sogar seine Geschichte kann sich der Geschichte der Schwesterstädte Syrakus und Akragas nicht zur Seite stellen. Die Erdbeben und die Menschen haben ihr Möglichstes gethan, um diese Stadt, was Kunst und Alterthümer anbetrifft, unter alle andern italienischen und besonders sicilischen Städte herabzudrücken. Von der griechisch-römischen Vorzeit

bleibt nichts übrig als ein halbzerstörtes Basrelief in einer vor zwei Jahren niedergebrannten Kirche und die im Dome aufgestellten Säulen eines alten Poseidontempels. In Messina ließ Verres die in Sicilien geraubten Schätze nach Rom einschiffen; nichts blieb aber in Messina liegen, und fast möchte man glauben, daß Verres diese Stadt noch gründlicher plünderte als die andern. Und was erinnert uns hier an das Mittelalter und an die Renaissanceperiode? Ein paar einstürzende Normannenkirchen, drei mehr historisch als künstlerisch bedeutende Bilder von Antonello da Messina, eine arg verstümmelte Neptunsstatue und ein eher seltsam als schön zu nennender und leider wasserloser Brunnen von Montorsoli, und weiter einige mit schimmernder sicilischer Mosaik geschmückte Kirchen und der vor kurzem erneuerte Dom. Was von frühern Zeiten noch übriggeblieben sein mochte, unter dem ungeheuern Schutt des Erdbebens von 1783 wurde es vergraben. Was wunder, daß Messina weniger Kunstschätze aufzuweisen hat als andere Städte der Insel?

Merkwürdig und bedeutend ist Messina für den Fremden in anderer Hinsicht, nur für denjenigen aber, der — in der richtigen Erkenntniß der Nothwendigkeiten einer Reise nach Sicilien und in der richtigen Würdigung des alten auch auf Reisen anwendbaren Kunstprincips, daß man in allen Dingen von dem Kleinern zum Größern, von dem Einfachen zum Vollendeten vorschreiten muß — in Messina und nicht in Palermo landet und von Messina, nicht von Palermo aus, die Rundreise durch die Insel antritt. Wer diese Stadt mit einem von der größern Pracht und der vollendetern Kunst- und Alterthumsherrlichkeit der andern sicilischen Gebiete noch nicht übersättigten Auge beschaut, der allein wird auch ein Verständniß haben für den Reiz, der in dem jähen Sprunge

von dem italienischen, fast möchte ich sagen europäischen Continent auf dieses an Afrika und an den Orient grenzende Culturgebiet liegt; denn jäher ist der Sprung von Neapel nach Messina als nach der Großstadt Palermo, und in schärfern Umrissen und mit grellerer Färbung tritt der Gegensatz hervor. Schärfer auch schlagen an unsern Geist die Anklänge an die alte und neuere Geschichte Messinas, wenn wir die größere Geschichte von Syrakus, von Akragas und von Palermo mit ihrer gewaltigen Tragik und ihrer einzigen Herrlichkeit noch nicht durchkostet haben. Weder einheitlich noch bahnbrechend gestaltet sich die Geschichte dieser Stadt; aber nach allen Seiten hin streift sie die Weltgeschichte in ihren bedeutungsvollsten Perioden. Hier, von Scylla und Charybdis her, ragt die alte hellenische Sagenwelt in die messinesische Urgeschichte herein. Auf althomerische Erinnerungen führen uns die heute noch an dem besondern Festtag der Stadt der Bewunderung der Schaulustigen dargebotenen Holz- und Pappe-Giganten „Matta und Griffone" zurück; man will in ihnen die Begründer Messinas sehen, und bis zu den fabelhaften Lästrygonen soll ihre fabelhafte Genealogie reichen. In der Geschichte der griechischen Colonisirung spielt Messina nur eine untergeordnete Rolle; hier aber auf dem steilen Bergrücken, der sich bis in die Mitte der Stadt Messina hervordrängt, erhob sich die Burg der Mamertiner, und hier begann nach blutigen, langen innern Kämpfen zwischen Griechen und Karthagern der erste Punische Krieg, der an Stelle des besiegten Hellas Rom in den welthistorischen Streit um die Herrschaft des Mittelmeeres gegen die karthagische Macht hereinzog. Wieder wird Messina in den ersten Jahren des Christenthums von der Weltgeschichte gestreift: in Messina landete der Apostel Paulus bei seiner

Fahrt nach Rom, und an diese Reise hat das messinesische Volk eine Legende geknüpft, aus welcher der besondere, specifisch messinesische Madonnencultus hervorgegangen ist, und in welcher, für groß und klein, die ganze Geschichte dieser Stadt gipfelt.

Dem scheidenden Apostel soll die Madonna damals einen Brief und eine Locke ihres Haars für die messineser Bürgerschaft mitgegeben haben; die Haarlocke soll sich heute noch unter den Reliquien des Domes befinden, sie wird alljährlich einmal wohlverschlossen mit großer Feierlichkeit durch die Straßen getragen. Das Original des Mariabriefes verbrannte leider — und schade ist das in mancher Hinsicht —, als der Dom während der Begräbnißfeierlichkeiten Kaiser Konrad's IV. im Jahre 1254 in Feuer aufging, mit der Leiche des Kaisers; zwei „authentische Abschriften" aber besitzt die Kirche, wie mir von einem Prälaten versichert wurde. Die Abschriften stammen von dem berüchtigten Urkundenfälscher Laskaris und sollen in lateinischer Sprache verfaßt sein: „Vos et ipsam civitatem benedico!" lautet der Anfang, der auch in großen feurigen Buchstaben bei dem Mariafeste über dem Portal des Domes zu der gläubigen Menge herunterstrahlt. Die Madonna della Lettera ist die besondere Schutzpatronin Messinas geworden; ihr ist der Dom geweiht; ihr wunderthätiges Bild ist bedeckt von den kostbarsten Juwelen, Ringen, Spangen, Ketten, Ohrgehängen, Diademen; in einem engen, neben dem Seitenschiff des Domes liegenden Gemach wird „der Schatz" aufbewahrt; einmal im Jahre wird der heilige Schrein geöffnet im Beisein der Kirchen-, Staats- und Gemeindevertreter, und wahrlich, der Schatz einer Himmelskönigin ist es, der sich vor unsern geblendeten Augen erschließt! Diamanten, Perlen, Gold und Silber, die kostbarsten Steine in kost-

barster Fassung! Revolutionen und Kriege sind über Messina hereingebrochen, an diesen Schatz aber hat keiner jemals Hand gelegt; denn Sieger und Besiegte, sie verehrten alle dieselbe Madonna als ihrer aller einzigste Königin.

Einen Schritt weiter thut die Weltgeschichte, und wieder berührt ihr Fuß Messinas Schwelle. In Messina war es, wo die Normannen zuerst landeten, um den Sarazenen das reiche Besitzthum der trinakrischen Insel streitig zu machen, und von alterthumskundigen messineser Bürgern kann man die sagenhafte Geschichte des Grafen Ruggiero, des normannischen Roger, erzählen hören, der zum ersten mal ein sicilisches Fürstenhaus gründete, die erste sicilische Königskrone auf sein Haupt setzte, nachdem er in stiller Mondnacht mit wenigen Getreuen auf der Stelle, wo sich jetzt an der Endspitze der Hafensichel das Fort San-Salvadore erhebt, die Erhebung gegen die Sarazenen vorbereitet und das christliche Volk zu den Waffen gegen die Ungläubigen gerufen hatte. Und wieder in Messina stoßen wir auf die ersten ernsthaften europäischen Zwistigkeiten, die für das Christenland aus den Kreuzzügen erwachsen sollten: hier war es, wo die Könige von England und von Frankreich, Richard Löwenherz und Philipp August, mit ihren Mannen überwinterten und wo sich Engländer und Franzosen als „treue Verbündete" durch furchtbare Kämpfe zum großen morgenländischen Waffenspiel vorbereiteten. Wo jetzt die Villa Guelfonia steht, erfocht sich Löwenherz den Sieg; auf dem alten Thurme, der jetzt noch von dieser Höhe herunterschaut, pflanzte er sein Banner auf, zum Zeichen, daß England hier auch über Frankreich herrsche. Mit Spielen und Gelagen verbrachten die kampfeslustigen, in ewigem Hader und immer wiederkehrender Versöhnung

lebenden Könige und Ritter die Zeit; unter den nichtigsten Vorwänden kam es bei jeder Gelegenheit zu offenem Streit in den Straßen und auf den Plätzen Messinas. Einmal zog ein Bauer mit seinen rohrbeladenen Eseln durch die Stadt; die langen, lanzenartigen Rohre wurden jauchzend von den spazierenden Fürsten und Rittern ergriffen, und zum improvisirten Turnier forderte Löwenherz den tapfersten der französischen Vasallen, Guillaume des Barres; es währte aber nicht lange, so artete das lustige Turnier aus in einen blutigen Strauß. „Hüte dich", rief scheidend Löwenherz dem unüberwundenen Franzosen zu, „hüte dich, jemals wieder vor meine Augen zu treten, denn von heute an bin ich dein und der Deinigen ewiger Feind!" Und Richard pflegte in solchen Dingen sein Wort nicht zu brechen. Mit Philipp August überwarf er sich, weil er sich weigerte, dessen Schwester zu heirathen; „sie gefalle ihm schon", meinte da Löwenherz, „aber als rechtmäßige Ehegattin würde er sie nicht heimführen, weil sein Vater sie zu genau gekannt hätte"; und als der König von Frankreich ob dieser Beleidigung in Zorn entbrannte, ließ Löwenherz seine Ritter vortreten und, wie die messinesische Chronik behauptet, Beweise für seine Aussage vorbringen, die den König bewogen, von dem Heirathsplan abzustehen. So vergingen Wochen und Monde; abwechselnd von Kämpfen und Festen, von Waffen- und Bechergeklirr ertönte Messina, und nicht zum wenigsten, erzählt die Chronika, waren es die schönen sarazenischen Frauen, die das gegen die morgenländischen Muselmänner ziehende Heer der Kreuzfahrer in dem für die Europäer fast zu einem Capua sich gestaltenden Messina festhielten.

Abermals in Messina finden in den folgenden Jahrhunderten die großen Weltereignisse, die das Mittelmeer

berühren, ein besonderes Echo: fast zu gleicher Zeit mit Palermo empört sich Messina und feiert seine Sicilianische Vesper; in Messina ruht Karl V. von seinem Siege gegen Tunis, nachdem er eine Nacht, wie eine in dem Kreuzgang angebrachte Marmortafel besagt, in dem wenige Meilen von der Stadt auf hohem Fels sich erhebenden Kloster von San-Placido zugebracht; in Messina bereitet Don Juan d'Austria seinen Feldzug und seinen Sieg von Lepanto vor, und die Messinesen stellten sein von einem gar jämmerlichen Künstler in Erz gegossenes Bild auf einem ihrer Plätze auf, wo der Fremde heute noch die seltsame Figur mit ihren bronzegrünen spinnedünn ausgestreckten Armen bewundern kann; bei Messina kämpfen Frankreich und Spanien unter Ludwig XIV.; die Admirale Duquesne und Ruyter liefern sich bei Agosta eine blutige Schlacht, und der holländische Admiral stirbt in Syrakus; die Franzosen verlassen die Ostküste der Insel und ziehen sich nach Palermo zurück, um bald darauf Sicilien für immer zu verlassen.

In jüngster Zeit, am Anfang dieses Jahrhunderts, setzen sich die Engländer in Messina fest, erbauen an dem Faro Dörfer, Schanzen, Castelle, die heute noch unter dem Namen Campo Inglese bekannte, hoch oben von den Bergen herunter die Meerenge beherrschende Bastion, und richten sich dort ein, als ob es gelte, hier ein neues Gibraltar oder Malta zu gründen; nach dem Sturze Napoleon's ziehen sie aber wieder ab, und Sicilien bleibt mit der Bourbonischen Krone von Neapel bis zur Revolution vereinigt. Große Kämpfe werden noch in den Jahren der Erhebung Italiens in Messina gekämpft; nach einem mehrere Monate lang anhaltenden Bombardement wurde die Stadt im Jahre 1848 von den Neapolitanern erobert und geplündert; endlich ziehen die Tausend Garibaldi's

ein, Cialdini bemächtigt sich der Castelle von Gonzaga und Castellaccio und bombardirt über die Häuser der Stadt hinweg die Citadelle; diese ergibt sich nach langem Kampfe — das Königreich Italien ist gegründet, und Messinas Geschichte geht auf in der Geschichte des einigen jungen Italien.

Aus den Kämpfen der Vorzeit und aus den Revolutionszeiten hat Messina das glorreiche Prädicat l'eroïca erhalten. Wie Palermo die glückliche, wie Florenz die schöne, so ist Messina in der Reihe der italienischen Städte die heroische genannt: ein Beiname wahrlich, wie er rühmlicher nicht geträumt werden kann, ein Beiname aber auch, der keinen Unwürdigen schmückt, denn keine Stadt gibt es in Italien, die mit größerm Heldenmuth für das Vaterland gekämpft und mit so patriotischer Hingebung der Freiheit und der Einheit des italienischen Volks die schwersten Opfer gebracht hat!

---

2. Scylla und Charybdis.

Nach der sagenhaften Scylla und nach deren Nachbarin, der Charybdis, zieht es zunächst jeden, der in Messina landet, und kein Schiff läuft in diesen Hafen ein, ohne daß die neugierigen Blicke der Passagiere beim Einbiegen in die Meerenge die von den alten Schiffern so gefürchteten Klippen suchen, ohne daß neugierige Fragen nach Scylla und Charybdis von allen Seiten auf den Kapitän eindringen.

„Dort drüben, an der calabresischen Küste, liegt der Felsen der Scylla mit Schloß und Kirche und Stadt. Ein unsauberes Nest, wo man kaum die zu einem bescheidenen Mittagessen nöthigen Maccaroni zu kaufen

bekommt. Und dort, an der Ecke der messinaer Sichelspitze, wo die Wellen kräuseln, am Fuße des Leuchtthurms, dort soll die Charybdis gewesen sein — ein recht harmloser Strudel, der gar nicht verdient, daß man so viel Wesens von ihm macht."

So antwortet wol der Kapitän, indem er nach südländischer Art die Achseln zu einer langsam verächtlichen Bewegung zusammenzieht. Kaum hat das Auge Zeit, am Fuße des calabresischen, jäh in das Meer abfallenden Bergrückens einen steilen, wildzerklüfteten, mit einigen zinnenartigen Gebäulichkeiten und mit einer großen, weißen, kuppelförmigen Kirche gekrönten Felsen zu erblicken, an dem das Wasser etwas mehr aufzuschäumen pflegt als an dem weiter sich hinziehenden Ufer; ein kleines Städtchen, anzusehen wie ein unordentlich zusammengewürfelter Haufen von blendend weißen Steinen, legt sich auf der Landseite um das malerische Vorgebirge; rechts und links fallen ähnliche Felsen steil ins Meer ab, und schwarze Klippen ragen, schaumumspritzt, aus den blauen Wellen. Schon aber ist das Dampfboot vorbeigezogen, und hinter dem calabresischen Vorgebirge entzieht sich die Scylla den fragenden Blicken der Reisenden.

„Nun ja", murmelt irgendeiner von der Schiffsgesellschaft, „schroff und wild sehen diese Felsen freilich aus, und bei einem Sturme mag es hier recht ungemüthlich werden; aber um sich ein wüthendes Ungeheuer in diese Klippen hineinzudenken, dazu gehört doch noch eine gute Dosis Dichterphantasie! Denn von dem Toben der Brandung, von dem wie rasendes Hundegebell heulenden Sturme, den von einem Strudel verschlungenen und von einem Strudel wieder heraufgeschleuderten Wogen ist nichts zu bemerken, und am Ende tobt die Flut hier

nicht ärger als an Capris Felsen oder um die steilen Ufer des Golfs von Bajä!"

Und noch viel verächtlicher klingen die Bemerkungen, wenn das Schiff an der berüchtigten Charybdis vorüberzieht. „Dies die Charybdis? Hier, am Fuße des Leuchtthurms, der auf sanft in das Meer hinabgleitendem Sandufer steht? Kaum kräuseln sich ja die Wellen, und die kleinsten Segel und Ruderboote fahren ungestört und lustig auf der Fläche hintanzend über den gefährlichen Strudel!"

Skeptisch und kopfschüttelnd schauen die Fremden zu der Charybdis hinüber, und es dünkt ihnen, als ob des Dichters Phantasie hier noch ärger als bei der Scylla ihr berückendes Spiel getrieben habe.

Wenige nur kennen die Scylla anders als vom Vorüberfahren; die meisten begnügen sich damit, das schöne Bild vom Dampfboot aus anzusehen; sie spähen schnell nach den eigenthümlichen Umrissen, sie lassen die Farbenpracht auf ihr Auge einwirken und meinen, dieses Bild werde niemals wieder aus ihrem Gedächtniß zu verwischen sein, es müsse unauslöschbar wie eine Photographie in der Seele haften. So mannichfaltig drängen sich aber jeden Tag und jede Stunde neue Eindrücke zum Auge und zur Seele, daß die früher empfangenen immer unsicherere Umrisse, immer verschwimmendere Farben annehmen, und daß endlich selbst die Phantasie nicht mehr im Stande ist, der immer lückenhafter sich gestaltenden Vorstellung aufzuhelfen. Ich wollte mir von der Scylla ein schärferes Bild im Geiste bewahren, und so fuhren wir an einem der ersten Herbsttage, bei günstigem Wind, Wetter und Strömung, frühmorgens in kleinem Segelboote aus dem Hafen von Messina und steuerten längs der sicilischen Küste dem Eingang der Meerenge zu.

Eine kleine Gesellschaft war es, die sich um den würdigen Nestor der messinesischen deutschen Colonie und dessen liebenswürdige und geistreiche Tochter geschart hatte; umgeben von den braunen, kräftig schönen Gestalten der Schiffer, nahm sich der blonde nordische Typus der Bootsinsassen sonderbar aus, und noch weiblich feiner erschienen die unter ihnen befindlichen deutschen Mädchen- und Kindergesichter in dieser Umrahmung. In großem Korbe verpackt, wurde der Proviant unter die hintere Bootsbank geborgen, wo der Schiffsjunge, der lustig geduldige Prügelknabe des Matrosen, sich hinkauerte; im Takt hoben und senkten sich die Ruder, und mit kräftigem Zuge schnitt das Schiff seine Furche durch das tiefblaue, bis auf den Meeresgrund durchsichtige Wasser. Nirgends, sagt man, sei das Meer so krystallhell, so luftähnlich klar und rein wie in dem Kanal von Messina; nichts hält den Blick auf; er gleitet hinab in die kosenden Wellen, und ein Gefühl von wonniger Kühle durchdringt unser ganzes Wesen, wenn wir den Augen folgend uns hinunterdenken in die blaue, weiche Flut:

Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund!

Wie viel bezaubernder, gefährlicher und bestrickender mögen die Wassernixen, die Nymphen und Sirenen in diesem wunderbaren Meere gewesen sein als in unsern nordischen, dunkelströmenden und dumpfrauschenden Waldseen, und wie ganz anders und viel besser versteht man hier die alten Sagen von den unterseeischen Jungfrauen, die heraufauchen und sinnbethörend den sehnsuchtstrunkenen, seeberauschten Jüngling hinabziehen in die

Tiefe! Und wie versteht man hier auch ganz anders und viel besser die altgriechische Mythologie, die freudige, lustige, sorglose Götter= und Weltanschauung, die nichts Dumpfes, nichts Trauriges, nichts Unschönes duldet, jene heitere Lebensauffassung, die überall nur das Bild des ewig lächelnden Himmels und Meeres widerspiegelt, jene aus der innersten Natur dieser Länder und Völker entsprungene leichtlebige, fröhlich empfindende und selbst im Sterben noch anmuthig lächelnde Götterwelt von Hellas!

Durch das schimmernde Blau der Wellen zieht es plötzlich herauf blinkend hell wie durchsichtiges Silber, als triebe die tiefe See weißleuchtende Blasen zur Oberfläche, und siehe, vor dem Boote tauchen aus dem Wasser die auf ihren leichtgezackten, feingerippten Schalen in der hellen Sonne sich regenden Argonauten; eine winzige reizende Flotille, schaukeln sie in anmuthiger Gestaltung und Bewegung, von dem Strome getrieben, heran. Aus dem Schaum des Meeres scheinen sie geformt, so weiß und so hell blinken die Schalen, so schillernd durchsichtig leuchten die langen, segel= oder ruderartig in dem Meere arbeitenden Arme der Gallertthierchen, welche die Schifflein bewohnen. Wie silberner zuckender Schleim, mit runden Glotzaugen und fest verknöchertem Schnabel in der unförmlichen Masse, liegt das Thierchen, wenn aus seiner Schale gelöst, vor uns. Ist es eine wunderbare Seepflanze, ist es ein seltsam lebendiges Wesen? Es scheint zu zerfließen, es zuckt wieder zusammen, es dehnt sich und hascht mit den dünnen Polypenarmen um sich herum, fast ekel= und abscheuerregend, — und doch wie äußerst zierlich, klar und rein wie Glas sieht es sich an, wenn von gelindem Winde getrieben die Argonautenflotille auf dem Meere schwebt! Dicht unter der Oberfläche des Wassers erscheinen die mit den Argonauten engverwandten

Seepolypen; sie schillern in den schönsten Farben wie schwimmende Edelsteine, wie Smaragde und Topase, Saphire und Rubine, ein sonderbares Seevölkchen, das in ruhigem Behagen die Strahlen der Sonne in sich aufnimmt, sich von ihnen durchfließen und durchleuchten läßt, und mehr schwebend als schwimmend, auf- und niedertauchend, wie die Sonnenstäubchen des Meeres vor unsern Blicken dahingleitet. Schwebt in Frieden, ihr leuchtenden Seegebilde, feine Gespielinnen der Amphitrite! Kein Netz soll euch nachstellen, keine fanglustige Hand sich nach euch ausstrecken; denn nur in eurem Elemente leuchtet eure Schönheit, und für euch ist der Tod die schlimmste Verwandlung, da zu unförmlichem, scheußlichem Gallert der blendende Meeresedelstein zerfließt!

Der Wind schwellt unsere Segel; mit rascherm Fluge ziehen die villenbesäeten Ufer der sicilischen Küste an uns vorüber. Hier steht mit seinen hohen Bogen und Mauern das alte, in eine Kaserne umgewandelte Kloster von San-Salvatore dei Greci; die Glocken hängen stumm im verwaisten Thurme, und Militärfanfaren tönen hellschmetternd aus den Gärten, wo vor kurzem noch die Mönche ihre Litaneien summten. Weite vertrocknete Strombetten, in denen im Winter und Frühling die furchtbaren Fiumaren herunterschießen und mit ihren haushoch hereinbrechenden Wogen Gärten und Villen überfluten, strecken ihre jetzt steinbesäeten Streifen vom Gestade bis hinauf an den Fuß der steilen Bergwände. Hier winken aus üppigen Orangen- und Citronenwäldern die Landhäuser der messineser Patricierfamilien: Villa Costarelli, Villa Ottaviani, Villa Grill, Villa Sanderson, von gastfreundlichen Menschen und schönen Frauen bewohnte Villen, wo in den warmen Sommernächten Einheimische und Fremde sich zu fröhlicher Geselligkeit versammeln, während unter

den hohen, im Licht der venetianischen Lampen und des prasselnden Feuerwerks erglänzenden Terrassen das Landvolk beim Schalle der Tambourins die Tarantella tanzt. Dort erhebt sich die baufällige, mit Holzpfeilern gestützte Kuppel des alten Dianatempels. Der Tempel wurde zur Kapelle umgewandelt, und an die Mutter Gottes wenden sich die Gebete, die früher hier an die keusche Diana gerichtet wurden; und von weitem dringen noch bis zu unserm Ohr die verhallenden Töne der Hornsignale, die aus dem Kloster von San-Salvatore dei Greci die jüngste Umwandlungsperiode der Klöster und Kirchen in militärische und staatliche Gebäude verkünden. So tritt hier in lebendiger Anschauung der ewige Wechselproceß der Welt, das ewig aus dem Alten zum Neuen, aus dem Vergangenen zum Künftigen sich entwickelnde Werden der Menschheit vor unsere Seele!

Immer niedriger sinken die Berge zum Meere; das sicilische Vorgebirge verflacht sich gegen Calabrien zu; am äußersten Ende steigt massiv und breit der alte Leuchtthurm auf — und schon liegt auf dem andern Ufer der zinnengekrönte Fels der Scylla vor uns.

Einen von dem sicilischen Ufer gänzlich verschiedenen Anblick bietet hier das calabresische Ufer. Nicht mehr zackenförmig, von Spitze zu Spitze springend, sondern langgedehnt, vom hohen breiten Kamm des Aspromonte in weiten terrassenartig übereinandergelagerten und in den Höhen wie in den tiefen mittlern Thalgründen mit alten Eichenwaldungen bedeckten Hochebenen sehen wir das Gebirge sich zum steilen Uferrande hinabziehen. Von der letzten über dem Meere sich erhebenden Terrasse fällt der Berg jäh abwärts; eine Straße windet sich, dem Ufer nahe, zwischen den Felsen von Scylla nach Reggio. Einzeln stehende Wachtthürme treten aus den

Oliven- und Citronenhainen hervor; sie dienen bei der Schwertfischjagd den Fischern als Luginsland, oder besser als Luginsmeer, denn hier oben faßt ein seekundiger Fischer Posto, während seine Gefährten auf Booten sich zum Jagen bereit halten, und sieht er von weitem in dem klaren Wasser die Furchen, die der Schwertfisch nach sich zieht, so ruft er jenen in gellend langgezogenen Tönen zu, und die Boote schnellen sofort zur bezeichneten Stelle, und das tolle Jagen auf dem offenen Meere beginnt. Vorn am Schiffe, eine lange Harpune schwingend, steht der gewandteste Fischer, die andern rudern, den Rufen des auf dem Thurme stehenden folgend: ein seltsames Schauspiel fürwahr und eine seltsame Fischerei, kühn und fast ritterlich zu nennen, wie ein Kampf oder ein Turnier anzuschauen.

Mächtige Felsblöcke scheinen sich hier in uralter vorgeschichtlicher Zeit von den Bergspitzen gelöst zu haben, oder das Meer hat in tausendjährigem Spiele die vorgeschobenen Klippen zernagt, zerspült und zu den abenteuerlichsten Riffen gestaltet. Ein massives Felsenvorgebirge tritt von dem steilen Ufer ins Meer. Von kleinern, nicht minder phantastisch geformten Riffen umgeben, streckt es sich weit hervor und bildet mit den weiter südlich fast senkrecht in die See abfallenden Bergen eine natürliche Bucht, die rechts und links von schroffen Felsen eingeschlossen und an beiden Seiten mit einer Unzahl von Klippen besäet ist. Das direct der offenen See gegenüberliegende Ufer führt dagegen in sanft ansteigender Sandböschung zu der Straße und den dieselbe begrenzenden untern Häusern des Städtchens, das sich an die Berge und Felsen schmiegt und hoch oben auf der vorspringenden Klippe in Kirche und Castell seinen malerischen Abschluß findet. Diese Felsen, diese Bucht, diese

Stadt, dieses Castell tragen den berüchtigten Namen der Scylla.

Nicht wunder darf es nehmen, daß eine Feste sich auf diesem Felsen erhebt; gibt es doch selbst in dem zerklüfteten Sicilien wenige Punkte, die in frühern Zeiten so unüberwindlich gewesen sein mögen. Heute freilich ist jenes Felsennest verödet; vor einigen zwanzig Jahren entzündete hier der Blitz ein Pulvermagazin, und Pulverkammer, Festung und Besatzung flogen in die Luft. Man hat das Schloß nothdürftig reparirt; die in den Fels gehauenen Kammern stehen aber leer, ein harmloser Custode bewacht die wüsten Räume, auf den Terrassen trocknet Wäsche in der brennenden Sonne, Unkraut wuchert in den Schießscharten, Rost hat sich in die Ketten der morsch gewordenen Brücken eingefressen, Bettler und Faulenzer treiben in den Höfen ihr Wesen — das Ganze macht einen wilden Eindruck und dürfte einem Räuberhauptmann und seiner Bande ein willkommenes Asyl zum Plündern und Brandschatzen Vorüberziehender gewähren.

Die Stadt selbst gruppirt sich höchst malerisch um den Berg. Auf dem Rücken zwischen dem Castell und den ersten Häusern steht eine langgedehnte, seltsam orientalisch mit drei Kuppeln gekrönte Kirche; weißgetüncht und in der Sonne blendend, sieht das Gebäude von weitem recht imposant aus; in der Nähe bleibt nichts übrig als ein gewöhnliches, mit Kalk überzogenes, viereckiges Haus, das ebenso gut Kaserne wie Kirche sein könnte. An den steilen Felsabhängen zwischen der obern und der untern Stadt wachsen Cactus und Aloë; Ziegen klettern in den Bergritzen, und braune, halbnackte Kinder pflücken zwischen den Stacheln der Cactus die schmackhaften indischen Feigen, die fiche d'India. Unten auf dem sandigen Ufer breiten Fischer ihre Netze aus, hocken Frauen und flicken

die zerrissenen Maschen oder befestigen flache Kieselsteine an den Enden, welche das Netz in die Tiefe ziehen. Um die Klippen und Felsenriffe plätschert das leise brandende Gewässer und spielt mit den langen Seekräutern und Moosfasern, die in buntem Gewinde von dem Grunde heraufstreben. Die gefürchtete Scylla bietet somit ein Bild anmuthiger Ruhe, idyllischen Stilllebens. Toben aber die Winde über die See und bricht sich an Calabriens Vorgebirgen die anprallende Wuth des Sirocco oder der langhinpfeifenden Tramontana, dann freilich mag man hier das „Hundegebell" des Homerischen Ungeheuers vernehmen. Dann erstürmen die Wellen die Klippen und Riffe und tost der weiße Gischt um die Felsen herum. Dann mögen sich wol Strudel bilden, wie sie gefahrvoller nicht gedacht werden können. Dann wehe dem Schiffe, das hierher sich verirrt! Längs der calabrischen Küste, über Gioja hinaus bis gegen Sorrent weiß man sich viel zu erzählen von Schiffbrüchen und schweren Seeunfällen, und wahrlich zu bedauern ist der fahrende Dulder Odysseus, wenn sein schwankes Schifflein gerade bei dieser Spitze einem Unwetter ausgesetzt war, und nicht zu verwundern ist es, wenn er hier die Hälfte seiner Mannschaft einbüßte. Von dem rettenden Feigenbaum freilich, und von der engen Kluft zwischen Scylla und Charybdis, und von den Höhlen, in denen die beiden wetteifernden Ungeheuer auf ihre Beute lauerten, ist heute so wenig zu schauen wie damals wol auch, und im Reiche der dichterischen Phantasie allein ist die Stelle zu suchen, von welcher die Alten uns erzählen.

Unsere Schiffer hatten das Boot ans Ufer gezogen, und in einer Locanda, die man uns als die einzige genannt hatte, die im Stande sei, Fremde wenn auch nur zum einfachsten Mittagsessen zu beherbergen, suchten wir Unter-

kommen. In einem engen, nicht besonders saubern, überdies mit zwei hochaufgepolsterten Betten verstellten Zimmer wurde nothdürftig ein Tisch aufgeschlagen, zwei Breter auf zwei Holzböcken. Vor dem Hause zündeten die Schiffer ein Feuer an, stellten einen mitgebrachten Kessel, mit Wasser gefüllt, darüber und warfen, sowie das Wasser zu sieden anfing, büschelweise die staubbedeckten Maccaroni hinein; in einem zweiten Kessel wurde ein auf der Herreise gefangener Fisch gekocht, und bald war das frugale Mal bereit, gewürzt mit Feigen und Orangen und mit einigen Flaschen süßen und herben Syrakuserweins. Auf der Treppe hörte man die Wirthin, eine dicke Calabreserin, mit den Dienstboten zanken, und treppauf treppab schallte, mit helljauchzendem Lachen vermischt, das volltönende, im südländischen Pathos sich wunderbar ausnehmende Fluchen und Scherzen.

Wir unterhielten uns von der Scylla und von den Homerischen Sagen, und wir erwogen miteinander — wie es wol Hunderte an dieser Stelle schon gethan —, ob es möglich sei, jene Fabeln mit der jetzigen Gestaltung dieses Landes in Einklang zu bringen. Wer weiß, meinte einer, ob die Fabel denn doch nicht der damaligen Wirklichkeit entspricht? Die Scylla liege in gerader Linie auf der Straße, welche die beiden großen italienischen Vulkane, den Aetna und den Vesuv, verbindet; hier hätten, wie die Geschichte Messinas beweise, die furchtbarsten Erdbeben stattgefunden; hier könne auch in vorgeschichtlichen Jahrhunderten die zu Homer's Zeiten vielleicht viel engere und tiefer zerklüftete Meerenge weiter aufgerissen worden sein; während auf calabrischer Küste die Felsen der Scylla stehen geblieben, könne die vielleicht gegenübergestandene Felswand, an der dann die Charybdis zu suchen wäre, in die See versunken sein und eine breite

Meerstraße sich da eröffnet haben, wo früher nur ein schmaler, durch Wind und Strömung in ewige strudelförmige Bewegung gebrachter Durchgang gewesen. — Alles, ergänzte ein anderer, sei möglich in einem Lande und in einem Meere, die zwischen Aetna, Vesuv und Stromboli liegen; und auch die Hypothese eines in alten Zeiten an dieser Küste thätig gewesenen unterseeischen Vulkans, dessen regelmäßig in kurzen Pausen wiederkehrendes Ausspeien, wie das des Stromboli, die von den Dichtern geschilderte Wechselbewegung des Wassers zur Folge gehabt habe, dürfe man nicht ohne weiteres in das Gebiet der Phantasie oder der Unmöglichkeit verweisen; heute noch lassen sich's die Schiffer nicht ausreden, daß die Charybdis an der Hafenspitze Messinas mit dem Aetna in Verbindung stehe, und wollen in der größern oder geringern Bewegung des Strudels den Widerhall der stärkern oder schwächern Eruptionskraft des Feuerberges finden.

Dem in philologisch-naturwissenschaftliche Grübelei ausartenden Gespräche machte mein Nachbar, ein für fröhliches Zusammensein und lustige Naturschwärmerei mehr als für Homer und Odysseus begeisterter Doctor, ein Ende, indem er scherzend bemerkte, das Klügste und Praktischste wäre wol, daß man die in Griechenland und Kleinasien wahrscheinlich bald unnütz werdenden Arbeiter und Gelehrten nach Scylla berufe, sie mit Taucherapparaten versehe und unter Anführung des Troja-Aufgrabers Schliemann die Aufgrabung der Scylla und Charybdis bewerkstellige. „Vielleicht", fügte lachend und des Spottes spottend die hübsche Tochter unseres Nestors hinzu, „vielleicht wird man am Ende noch Schiller's Taucher in höchsteigener Person, obwol wahrscheinlich in ziemlich precärem Zustande, heraufholen; und wenn der goldene Becher auch noch vorhanden ist, so kann man gleich

den Odysseus, Homer und alle möglichen Helden und Dichter des Alterthums hochleben lassen." — „Aber bitte, nur mit süßem syrakuser Moscato!" erwiderte lachend der Doctor und hielt sein Glas zum Wiedergefüllt-werden hin.

Als die kleine Gesellschaft nach Besichtigung des Schlosses und der Stadt zu dem Boote zurückkehrte, war alles zur Abfahrt bereit. Draußen im offenen Meere kräuselten sich die Wellen in unruhiger Weise; um die Ecke der calabresischen Vorgebirge pfiff ein scharfer Sirocco. Die Schiffer erklärten, sie seien nicht sicher, ob man heute über den Kanal setzen könne, der Wind scheine im Wachsen, Messina läge im Süden und wir müßten daher, rudernd oder ziehend, weit hinauf längs der Küste fahren, um uns alsdann von dem Sirocco schrägüber nach dem Hafen treiben zu lassen. „Avanti!" rief der Bootsführer und stieß mit starker Hand das Schiff in die Wellen, und fort ging es, und lustig wehten Tücher und Hüte der Locanda und dem verfallenen Felsenschlosse unsern Abschiedsgruß zu. Solange wir unter dem Schutze der hohen calabresischen Berge blieben, schoß das Schifflein rüstig und wohlgemuth vorwärts; in nächster Nähe konnten wir die dem Schlosse gegenüberliegenden Riffe betrachten, düstere, von allen Seiten herauftauchende Klippen, ein wüstes Durcheinander von zerrissenen Felsblöcken, zwischen welchen die Wellen dumpfrollend aufspritzten. „Wir sind noch nicht in Messina!" meinte bedenklich lächelnd unser mit Wind und Meer vertrauter messinesischer Freund, und wenige Ruderlängen vor uns zeigte er auf die Wogen, die unter dem Druck des das letzte Vorgebirge umsausenden Sirocco in langen schaumgekrönten Zügen dahinschossen. Ein Ruderschlag noch, und das Boot war eingetreten in den Bereich des wilden Südwindes, und

zischend umtobte uns die Brandung, und heulend raste der Wind über uns hin. „Die Scylla rächt sich!“ stöhnte mein Nachbar und klammerte sich an den Schiffsrand, und der Doctor sah sich um, ob nicht eins der sieben Häupter des Homerischen Ungeheuers uns jählings die Hälfte unserer Mannschaft in den Strudel reiße. Umsonst schlugen die Ruder in die Wellen; an ein Weiterkommen war in dieser Weise nicht zu denken. Einer der Matrosen schwang sich mit behendem Sprunge in das nur wenige Fuß tiefe Wasser, kletterte zum Ufer hinauf, faßte das Tau, das man ihm aus dem Schiffe zuwarf, und zog es fest an; die andern Schiffer folgten ihm, und während der Bootsführer, am Vordertheil stehend, mit dem Ruder das Schiff im fahrbaren Wasser hielt, spannte sich die Mannschaft an das Seil, und von zwölf starken Armen gezogen ging es wieder vorwärts. Hei! wie tanzte aber das Schifflein, und wie tobten die Wellen und pfiff der Wind! Die Riffe ragten stellenweis weit hinaus ins Meer, durch schmale Klippenthore mußte das Boot sich hindurchzwängen; unsere Leute kannten aber ihren Weg, und sicher leitete der Steuermann das Schiff. Als die gefährliche Ecke hinter uns lag, wurde es auch stiller auf der See und in der Luft, und munter singend zogen uns die Schiffer vorwärts. Bald veränderte sich die Landschaft zu unserer Linken. Die schroffen Felswände rückten weiter zurück; Häuser und Felder erschienen auf dem flachern Ufer. Auf der Landstraße von Reggio rasselte der Postwagen, ein holperiger Kasten, aus welchem uns lustige Leutchen mit ihren Tüchern zuwinkten. Dann ging es an einem Städtchen vorüber, mit schmucken, in der Sonne blinkenden, langgedehnten Gebäuden. „Die Seidenspinnereien von San-Giovanni“, erklärte uns unser messineser Freund, und er erzählte

uns von den Fremden, Deutschen und Engländern, die hier und in Messina die Seidenspinnerei eingeführt und reiche Leute geworden seien und dem armen Landvolk Arbeit und ehrlichen Verdienst sicherten.

Drüben am sicilianischen Ufer glänzten schon von weitem die Kuppeln und Palazzi der großen Hafenstadt. „Nun können wir wenden“, sagte der Bootführer, „und die Segel aufspannen; der Sirocco, der uns so unangenehm an jener Ecke empfing, wird unser Bundesgenosse und treibt uns dem Hafen zu.“ Im Nu waren die Schiffer wieder im Boot; die Segel wurden gelöst und, einen Augenblick unstet im Winde flatternd, aufgezogen und befestigt, und pfeilschnell glitt das Boot quer durch den Kanal. Die Mädchen und die Kinder hatten sich, dem kühlen Winde den Rücken kehrend, zusammengesetzt, und leise summend zuerst, dann heller und voller und von den tiefen Stimmen der Schiffer begleitet, zog über die rauschenden Wellen ein sicilianisches Volkslied, halb klagend, halb jauchzend, so sanft und dann wieder so wild, so weich und dazwischen so fremdartig gellend — ein seltsam bezauberndes, wie ein Echo aus dem alten Asien zu uns herüberklingendes Singen.

---

3. Die Charwoche. Christenthum und Heidenthum.

„Wäre es Ihnen gefällig, die große Charfreitagsprocession aus nächster Nähe in meinem Hause mit anzusehen?“

Dies freundliche Anerbieten eines in Sicilien seit langen Jahren ansässigen Schweizers setzte mich zuerst in

ein gewisses Erstaunen. „Was mag wol so Besonderes an einer Procession zu sehen sein?“ meinte ich; „die katholischen Kirchenfeste sind sich doch überall gleich, und eine sicilianische Procession wird kaum von unsern nordischen Processionen merklich abstechen.“

„Beim ersten Anblick“, belehrte mich indeß mein liebenswürdiger Freund, „mögen Sie vielleicht recht haben; aber einen eigenthümlichen Charakter tragen doch diese Feste hier an sich, besonders durch die pittoresken Trachten der Mitwirkenden und durch die jeden Fremden fesselnden Anklänge an die altspanische Zeit und Herrschaft; und interessirt Sie die eigentliche Procession nicht, so werden Sie doch bei dieser Gelegenheit einen tiefern Blick in das südliche Volksleben thun, als er sich Ihnen anderswo bieten dürfte.“

Ich beschloß also, der Einladung Folge zu leisten und mich am Charfreitag zu verabredeter Stunde pünktlich einzufinden.

Die Charwoche trägt in diesem Lande ein sonderbares Gepräge, und die „Stille Woche“ darf sie wahrlich nur in antiphrasischer Anwendung genannt werden; denn von nah und fern strömen die in ihrem Sonntagsanzuge prangenden Bauern und Bäuerinnen zur Stadt, alle Gasthöfe, alle Locanden, alle, selbst die in den dunkelsten Winkelstraßen versteckten Häuser und Baracken wimmeln von neugierigen und festlich gestimmten Menschen. Besonderes, nur in diesen Tagen zum Vorschein kommendes Gebäck wird feilgeboten. Die Kirchen sind bunt geschmückt mit Blumenteppichen vor den kerzenfunkelnden Altären, mit Tüchern und farbigen Draperien zwischen den Säulen; bis tief in die Nacht bleiben sie geöffnet, und unabsehbar, unendlich, ununterbrochen wogt das Volk von einer Kirche zur andern, von einer Kapelle zur andern,

drängt sich durch die engen Thüren, in den vollgepfropften schmalen Gängen, zwischen den andächtig Betenden und den messelesenden Geistlichen, drängt sich durch die entgegengesetzte Thür wieder hinaus, durch die Gassen und Gäßchen weiter, in unermüdlichem Wogen, bis zur nächsten Kirche, wo dieselbe im Vorbeigehen unternommene Besichtigung des Heiligthums von neuem beginnt. Vor wenigen Jahren noch erschienen bei dieser Gelegenheit die Damen der höchsten Aristokratie in ihrem kostbarsten Brillantschmuk; den blitzenden Diamanten verlieh das nach neuester Mode zugeschnittene schwarze Trauergewand einen besondern Reiz; unter dem durchsichtigen schwarzen Schleier, der sich kokett vom Scheitel auf die Schultern legte, blitzten die dunkeln Augen und leuchtete noch schöner die blasse, matte, südliche Gesichtsfarbe der Signore und Signorine, der Marchese und Principesse. Es galt damals als höchstes Zeugniß von gut christlicher Gesinnung, keine einzige der hundert und fünfundzwanzig Kirchen und Kapellen Messinas unbesucht zu lassen, und so zog in einem fort die rührige Wallfahrt durch die nächtlichen Straßen. Der Eifer scheint in jüngster Zeit etwas nachgelassen zu haben; die Brillanten zeigen sich nicht mehr auf den Straßen, und mit vier bis sechs Kirchgängen an jedem Abend begnügen sich auch die am frömmsten gesinnten Frauen.

Nicht die Kirchen allein aber werden geöffnet und besucht; auch nichtkirchliche Locale erfreuen sich in dieser Woche eines lebhaften Zuzugs. Jede Musikgesellschaft glaubt sich verpflichtet, ein sogenanntes geistliches Concert zu veranstalten. Die Mitwirkenden, Damen und Herren, erscheinen auf der kleinen Bühne in Trauerkleidern; wie reizend aber und wie pikant lassen sich schwarze Spitzen, schwarzer Sammt und schwarze, in den hellerleuchteten

Räumen blitzartig funkelnde Glasperlen zur köstlichsten Gesammtwirkung drapiren und gruppiren! wie fein und zart nehmen sich diese kleinen Hände unter den langen, bis zum Elnbogen hinaufreichenden schwarzen Handschuhen aus! wie hell strahlt auf schwarzem Untergrund das Feuer der Brillantringe! wie blendend und bezaubernd schön schimmern zwischen schwarzen Handschuhen und schwarzen Spitzenmantillen die weißen Arme hervor! Die weltliche Musik, die in gewöhnlichen Zeiten diese Räume erfüllt, hat geistlichen Gesängen den Platz geräumt; Verdi und Bellini verstummen; Pergolese, Rossini und auch Mercadante sind an ihre Stelle getreten. Majestätisch und ergreifend, von herrlichen Stimmen gesungen und mit einer Innigkeit des Verständnisses, die alles äußerliche, zu dem heutigen Feste so überaus schlecht passende Flitterwerk vergessen macht, ertönen die alten Kirchengesänge von Pergolese; die Macht dieser selten erklingenden Töne wirkt unwiderstehlich auf die Zuhörer; man vergißt, was uns Nordländer wenigstens in der Inscenirung dieser so wenig charwöchentlich anmuthenden Festlichkeiten stören mag; Sänger und Sängerinnen scheinen durchdrungen von dem tiefen Gefühl, das aus diesen Accorden heraustönt, aus dieser die Trauer einer Welt ob des Todes ihres Heilandes in sich fassenden, langsam wie die Todtenmesse eines Gottes dahinschreitenden und leise in Thränen sich auflösenden Mollmelodie. Nicht in einen Concertsaal, nein, unter die Wölbungen einer in geheimnißvolles Dunkel gehüllten Kirche gehören diese Klänge; von einem fast unsichtbaren, nur durch ein paar schwache Kerzen erleuchteten Chor sollten sie herabwallen zu der andächtigen, lautlosen, zerknirschten Menge, die unten in dem finstern Schiff auf den Stufen der Altäre kniet und betet. So denken wir Nordländer uns die

Sache; im Süden denkt man aber anders: schneller wechseln dort die Gefühle als bei uns, und leichter findet man sich da, aus der mächtigen, so tief ergreifenden Tonwelt der Pergolesischen Gesänge heraustretend, sofort wieder zurecht in dem lachenden, liebenswürdigen und auch in der Charwoche gern scherzenden Wesen dieses südlichen Sonnen- und Freudenlandes.

Ein Trauerfest, das heißt eine mehr festliche als trauernde Feier war es auch, die sich am Charfreitag bei der großen Procession vor meinen Blicken entwickelte: ein lärmendes, musik- und farbenreiches Fest, dem man nur der Form halber einige Florschleifen angeheftet hatte, und das in diesem Anzug ein seltsames Gemisch der befremdendsten Gegensätze aufwies.

Das Haus meines würdigen Freundes lag ganz in der Nähe der kleinen Kirche, in welcher sich die Procession bilden, von wo sie ausziehen, und wohin sie nach dem altherkömmlichen Umzug durch die Stadt wieder zurückkehren sollte. Von dem hohen steinernen Balkon, auf dem wir uns aufgestellt, konnten wir hinabsehen in die enge Straße und auf den winkeligen Platz, wo schon einige Carabinieri mit ihrem von hohem winkenden Federbusch überragten Zweimaster und der altfränkischen, rothumsäumten, maikäferartig nach hinten sich zuspitzenden Uniform Posto gefaßt hatten. In hellen Haufen durchzog das Volk die Gassen: Bauern und Bäuerinnen in ihren originellen Aufzügen, die Männer mit der calabresischen, in den Nacken hängenden blauen Mütze, kurzer Sammtjacke und kurzen Kniehosen, die Frauen im schönsten grellen Sonntagsputz, alle schreiend, lachend, laufend; weiter die Kleinbürger der Stadt, die Schiffer und Fischer der Umgegend; dazwischen Weiber mit dem sicilischen Tuch über dem Kopfe, schmuzig und häßlich, richtige

Sarazenengesichter mit brauner Haut, stumpfer Nase, schwarzen, unordentlich herabhängenden Haaren; endlich Arbeiter, die Hände in den Taschen, lustig bummelnd und mit dem vorüberziehenden Frauen- und Mädchenvolk in respectvoller Ferne schäkernd — denn zu nahe wagt sich keiner auf der Straße an eine unbekannte Frauensperson heran; das sicilische Blut ist heiß, und Vater, Bruder oder gar Gatte und Schwager verstehen keinen Spaß, wenn ihr Argwohn rege gemacht ist. Aber alles überrennend, überschreiend, wimmelt durch die Straßen das Heer der lärmenden, neckenden Gassenjungen, schulpflichtige und systematisch faulenzende, sporadisch arbeitende und principiell in Unwissenheit und Unsauberkeit auferzogene Buben, unzählig wie der Sand am Meere, schmuzig wie die Bewohner von Tunis und Tripolis, aufgeweckt und mit ihren schönen schwarzen Augen schelmisch um sich her blickend wie kluge unbändige Affenthierchen, und wie solche tummelten sie sich wol auch am liebsten in einem Palmenwalde und würfen lachend dicke Kokosnüsse auf die Vorübergehenden. Da hilft kein Polizeibeamter und kein Carabiniero; die Jungen achten weder Gesetz noch Verbot. Umsonst werden Wachen aufgestellt, um den Platz vor der Kirche für die Geistlichen und ihre Genossen frei zu halten; immer wieder werden die Schranken durchbrochen, die ernsten Carabinieri lachend umzingelt, die gemüthlichern Bürgerpolizisten gezupft und verhöhnt. Ein einziges Mittel hilft gegen diesen neckenden Bienenschwarm: mit schneller Hand reißen einige Carabinieri einem Dutzend der Buben die Mützen von den Köpfen und werfen sie tief hinein in die Menge; die Barhäuptigen wenden sich schreiend nach ihrer entflohenen Kopfbedeckung, sie drängen nun selber den von ihnen angeführten Haufen zurück, unter ihrem Balgen und Stoßen

weicht die Schar auseinander, und dank dem Eingreifen dieser unverhofften Bundesgenossen gelingt es den Dienern der Obrigkeit, den Platz zu säubern und den Pfarrern, Ordensbrüdern und Nonnen Bahn zu machen.

Von unserm hohen Observatorium ist es uns aber auch vergönnt, in die gegenüberliegenden niedrigern Häuser, in die weitgeöffneten Fenster, auf die festlich geschmückten Balkone zu schauen. Wie scharf ist der Gegensatz zwischen der kreischenden, ungezügelten, schmuzigen Menge, die sich unten an den Orangenbuden und den improvisirten Honigkuchenladen stößt und drängt oder auf den niedrigen Gesimsen und Steinvorsprüngen knäuelförmig herumklettert, — und dieser Klasse der Bevölkerung! Wie lieblich sind die Bilder, die sich uns hier erschließen! Jedes Haus hat sich heute seinen Freunden geöffnet; die Zimmer sind gescheuert, die Möbel an die Wand gerückt, um den Besuchern möglichst großen Raum zu gewähren. Ein reges Leben herrscht überall. Die Frauen und Mädchen haben ihr schönstes, in hellster und buntester Farbe schimmerndes Kleid angezogen; anmuthige liebliche Gestalten schauen neugierig über das Eisengeländer der Balkone hinunter, winken den vorüberziehenden Bekannten, lachen den Freunden und Verwandten zu und nöthigen sie mit freundlichen Worten, heraufzukommen.

„Woher tauchen denn plötzlich die vielen hübschen Mädchen auf, von denen man sonst auch nicht den Schatten zu sehen bekommt?“ frage ich verwundert meine Nachbarin.

Sie lächelt und antwortet achselzuckend:

„So ist die Sitte in diesem Lande: im gewöhnlichen Leben bleiben Frauen und Mädchen hübsch ordentlich im Hause, von den Vätern, Männern und Brüdern bewacht und gehütet wie die Aepfel des Hesperiden-

gartens von dem bekannten Drachen. Ihre schönen Kleider dürfen sie nicht anziehen; wie Aschenbrödel beschäftigen sie sich in Küche und Kammer; höchstens von dem Balkon herunter können die Bedauernswerthen verstohlen mit ihrem Geliebten sich unterhalten. An den Festtagen aber öffnet sich Fenster und Haus; Aschenbrödel verwandelt sich in ein reizendes Prinzeßchen, und plötzlich gewahrt der Fremde, der bis dahin in einer Welt von Häßlichkeiten zu leben wähnte, daß es doch recht hübsche Mädchen in Sicilien gibt."

„Schade nur", meinte ein junger Mann von unserer Gesellschaft, „daß man diese Kleinodien so ängstlich in ihrem Schrein verschlossen hält!"

Vor dem Portal der Kirche war es unterdessen lebendig geworden. Langsam und nach allen Seiten hin plaudernd waren die Mitglieder einer städtischen, circusartig uniformirten Musikbande angekommen; auf der großen Türkentrommel verspeisten sie gemächlich, in Erwartung des Aufbruchsignals, Orangen und lange Streifen von dem eigens für diesen Tag gebackenen oder besser zusammengekneteten Honigkuchen, einem unappetitlichen Gebäck, dessen Teig in Streifen geschnitten, um ein aufrecht stehendes Holz gewunden und so lange gedrückt, gedehnt, gezogen und mit den Fingern bestrichen wird, bis es eine zähe, goldgelbe, wie lackirtes Leder aussehende Masse geworden ist: wahrlich, eine messinische Charfreitagsstimmung gehört dazu, um diesem widerlich süßriechenden, klebrigen Backwerk Geschmack abzugewinnen! Zwischen den Musikanten treiben sich ein paar gar seltsam ausstaffirte römische Ritter herum; sie tragen einen verschossenen gelben Waffenrock, eine hohe, von gelben Verzierungen strotzende, mit kühn gebogenem und von irgendeinem heraldischen Vogel, Adler, Phönix oder Taube

überragten Helmstück gekrönte halb römische, halb mittelalterliche Kopfbedeckung; man denkt unwillkürlich an die Choristen in der „Norma“, welche die römischen Hauptleute und Lieutenants auf ihren verliebten Reiseabenteuern begleiten, oder an die ergötzlichen Caricaturen, womit man unter dem zweiten französischen Kaiserreich die Pompiers zu verspotten pflegte.

Aus dem Kirchenportal huscht zuweilen eine unheimliche, in ein weißes Hemd gehüllte Gestalt, mit weißer, spitzer Kapuze über dem Kopf, in welcher nur zwei Oeffnungen für die Augen angebracht sind — O Babalucci! rufen die Kinder auf der Straße —, ein Stückchen Auto-da-fé, ein gruselnerregendes Wesen, das sich bald mit einem Kreuz aus leichtem weißen Holz, bald mit einer an einer Stange befestigten Laterne auf dem engen Platze herumbewegt, rechts und links hin Befehle ertheilt, den Musikanten ihre Notenhefte aufschlägt, mit den Polizeibeamten zu scherzen scheint und auch im Vorbeigehen hier und da Kußhändchen zu einem Balkon hinaufwirft. Aus einer Seitenstraße tritt nun ein Zug von Geistlichen, die ehrwürdige Gestalt des Erzbischofs an ihrer Spitze; hinter ihnen kleine, von Nonnen begleitete weißgekleidete Mädchen, die Waisenkinder, wie mein Nachbar mir erklärt. Hinter ihnen schließen sich die Kirchenthüren, und die Polizisten vertreiben jetzt die Menge nach allen Seiten, denn nun wird die Procession bald ins Freie treten. Auf den Balkonen wird es lebendig; Frauen und Mädchen beugen sich zwischen üppigen Blumenbouquets über die Geländer; sie nicken und winken zur Straße hinunter, und von der Straße nickt und winkt es herauf; mit raschen Finger- und Handbewegungen, mit leichtem Mienenspiel wird von oben nach unten, von unten nach oben correspondirt.

Jetzt treten mit gebieterischen Gesten die Carabinieri auf die Menge zu. Der Zug verläßt die Kirche. Und wieder erscheinen jene Römer: sechs Mann hoch eröffnen sie die Procession — die Helden entpuppen sich als Trommelschläger. Sie haben große, aus dem Anfang des Jahrhunderts stammende Trommeln, mit schwarzem Flor verhüllt, auf dem mit weißen Buchstaben, die von weitem aussehen, als stellten sie Todtenknochen vor, das Wort Pax geschrieben steht. Vor den Trommlern, den Zug anführend, marschirt ein siebenter Römer, einen gelb-angestrichenen, oben mit Flor umwickelten und von einer silbernen Taube überragten Stab, die Spitze zur Erde gesenkt, in der Hand tragend. Den Trommlern folgt gravitätisch eine Reihe prächtiger Gestalten in rothen und blauen goldverbrämten Röcken und kurzen Kniehosen, den reichbebänderten Zweispitz unter dem Arm, eine Elite-truppe, die man mir als die Lakaien des Erzbischofs und der kirchlichen Würdenträger vorstellt. Nun huscht auch wieder der unheimliche weiße Kapuzenmann um die Kirche; Babalucci! ruft es aus der Menge; er trägt eine Laterne auf einer Stange; weiß ist das Hemd, weiß die Kapuze, weiß sind die Handschuhe. Und siehe, ein Doppelgänger folgt ihm auf dem Fuße, und ein dritter, ein vierter, ein fünfter, und eine ganze Schar, ein Bataillon, ein Regiment, ein Heer von weißen Kapuzenmännern entströmt der Kirche! Einer gleicht dem andern, einer geht wie der andere, einer bewegt sich wie der andere, und unheimlich blickt es aus den schwarzen Augenlöchern. Es sind dies, wird mir erklärt, die Ordensbrüder, die Abbaten, einzelne Mönche und anderweitig mit der Kirche in Beziehung stehende Personen. Man erzählt sich, wie in frühern Zeiten unter dieser undurchdringlichen Maske allerlei Un-fug getrieben wurde; einmal geschah es sogar, daß einer

der Vermummten beim Vorüberziehen vor einem ihm jedenfalls näher bekannten Hause plötzlich durch die Menge sich hindurchdrängte, in das Haus und in ein Zimmer stürzte, in dem nur eine schöne Frau und ein Cavalier sich befanden, diesem ein Messer in die Brust stieß und, so schnell wie er gekommen, wieder in die Reihen seiner Doppelgänger zurückkehrte — wer konnte unter diesen Hunderten von weißen, durch nichts sich voneinander unterscheidenden Masken den Mörder entdecken? Diese Zeiten sind glücklicherweise vorüber; unheimlich aber und geisterhaft schauen die Kapuzenmänner drein wie vormals, und nicht ohne ein gewisses ängstliches Gefühl der Beklemmung sieht man sie durch die Straßen ziehen. Sie bilden rechts und links ein wandelndes Spalier. Hinter ihnen kommen die Waisenmädchen, theils noch kleine, trippelnde Kinder, theils größere, schon fast erwachsene Mädchen, von Nonnen und — ich habe doch richtig gesehen? — von Nonnen und von reich uniformirten Feuerwehrmännern begleitet! Die Feuerwehr stellt die bürgerliche, städtische Autorität vor, sagte man uns; vor zehn Jahren ging jedes Waisenmädchen zwischen einer Nonne und einem Mönch; die neuere Zeit hat den Mönch abgeschafft und an seiner Stelle einen Feuerwehrmann zum Beschützer der Jugend eingesetzt. Die Pompieri scheinen übrigens ein recht volksthümliches Corps zu sein, denn von allen Seiten werden sie freundlich begrüßt. Ein Stück Culturgeschichte spielt, meine ich, in diesem Wechsel, in dem Uebergang vom Mönch zum Feuerwehrmann, und wieder ein anderes Stück Culturgeschichte in dem friedlichen Nebeneinandergehen der Nonne und des Pompiero: brechen will ja das junge Italien mit der Kirche nicht; Reformationsgedanken liegen diesem Volke fern; nur des drückenden Uebergewichts der Kirche will es sich entledigen, und unter

gegenseitigen Zugeständnissen leben die beiden Mächte Kirche und Staat leutselig weiter zusammen, und dieselben Menschen, die den Pompieri freundlich zuwinken, entblößen demuthsvoll vor dem Allerheiligsten ihr Haupt.

Was nun folgt, entzieht sich jeder ästhetischen Beurtheilung. Das Land- und das niedere Stadtvolk mag vom rein religiösen Standpunkt diese in lebensgroßen Wachsfiguren ausgeführten Vorstellungen biblischer Geschichte mit einem Gefühl tiefer Verehrung an sich vorbeiziehen sehen; aber für denjenigen, dem eine naiv-kindliche Anschauung nicht mehr zu Gebote steht, haben diese Tragbahren, auf denen die heilige Legende der Charwoche durch die Straßen geführt wird, etwas unsaglich Trauriges und Betrübendes, weil unsaglich Unschönes, Plumpes, Grobes und linkisch Bäurisches. Große Wachspuppen, die Gesichter zinnoberroth oder kreideweiß bemalt, je nach dem durch die Situation geforderten Ausdruck, grelle Kleider um die todten Gliedmaßen in todten Falten herumhängend, die Hände und Füße, Arme und Beine in rosiger Fleischfarbe, die Gruppirung hölzern, die Staffage kindisch — in diesem das Heilige entheiligenden Mummenschanz zieht die ganze Passionsgeschichte an uns vorbei, von dem betenden Christus im Oelgarten zwischen den schlafenden Jüngern und dem Flitterengel bis zu dem nach dem Gemälde von Leonardo da Vinci dargestellten Abendmahl und der entsetzlichen, aufs unwürdigste vorgeführten Kreuzigung! Unzählige Wachskerzen brennen rings um jedes Bild, werden vom Winde gelöscht und von den Kapuzenmännern eilig wieder angezündet; die papierenen Blätter der Palmen, die papierenen Flügel der Engel, die papierenen Heiligenscheine der Jünger rascheln im Luftzug; hier wackelt eine schlecht befestigte wächserne

Hand; dort rollt ein kleiner bausbackiger Engel von seinem Postament den Aposteln zwischen die Füße . . . .

Heißt mich nicht reden, heißt mich schweigen!

In langen Zwischenräumen folgen die Bilder aufeinander; das Volk erwartet sie, als den eigentlichen Glanzpunkt der Procession, bekreuzigt sich und kniet in kindlich demüthiger Weise vor ihnen nieder.

Es folgen nun die Würdenträger der Kirche in majestätischem Zuge, die Kaplane und Domherren in weiten blauen Talaren mit langen Schleppen. Sie bewegen sich nach Art mechanischer Automaten und scheinen mehr zu gleiten als zu gehen, die Arme über die Brust gekreuzt, den Blick zur Erde gesenkt; hinter jedem geht ein fein gekleideter Diener, der fortwährend beschäftigt ist, die Schleppe zurechtzulegen. Von weitem schauen sie aus wie kolossale auf den Knien rutschende Heiligenbilder aus mittelalterlicher Zeit. Nun kommt, von den Vertretern der Municipalität gehalten, ein violetter Baldachin; neben diesem schreiten drei Bischöfe, welche das Allerheiligste tragen; endlich der Erzbischof, der einzige, dessen Schleppe die Erde nicht berührt, sondern von Lakaien mit wichtiger Miene beständig hochgehoben wird. Der Zug wird geschlossen durch die städtische Musikkapelle, die abwechselnd Trauermärsche und bekannte Opernmelodien spielt; in wunderlichem Wechsel reiht sich an den Beethoven'schen Marsch sulla Morte d'un Eroe die große Baßarie aus „Robert dem Teufel", mit welcher Bertram unter Anrufung des Höllenfürsten die verstorbenen Nonnen zum nächtlichen Ballet in der mit Fluch und Bann belegten Klosterkirche aus ihren Gräbern citirt.

Viele Stunden lang, vom Morgen bis zum Abend bewegt sich der Zug durch die Straßen. Die zahllosen

Lichter, Fackeln und Laternen flimmern wie ein Meer von leuchtenden in Fluß gerathenen Sandkörnern. Nicht müde werden die Frauen und Mädchen, von den Fenstern und Balkonen auf die Straße zu schauen; ihre neugierigen Blicke spähen bald nach den Herrlichkeiten da drunten, bald nach den gegenüberliegenden Häusern, nach den bekannten Fenstern, von wo bekannte Zeichen zu ihnen herüberwinken. Ein fröhliches Summen schwebt über der Menge, und überall tritt in scharfen Umrissen der seltsame Gegensatz zwischen dem Anlaß dieser Feier und dem Gefühl, das dieses Volk belebt, vor unsere Augen. Trauer in den Gewändern, in den Bildern, in allem blos Aeußerlichen; Freude und Lebenslust auf den Gesichtern, in dem öffentlichen Umzug, in der festlich bewegten Volksstimmung: ein sonderbares Doppelspiel, ein dem Nordländer kaum begreifliches Gemisch von grellen Widersprüchen. Von solchem Widerspruch hat aber dieses leichtlebige und leichtfühlende Volk keine Ahnung, und nichts Unerlaubtes, nichts Unpassendes finden diese Frauen und Mädchen darin, wenn sie, am Boden kniend, mit der einen Hand dem Liebhaber lächelnd verstohlene Winke zuwerfen und mit der andern vor den vorbeiziehenden Wachsfiguren das Kreuz schlagen. „Sancta Simplicitas!" flüsterte es neben mir auf unserm Balkon.

Einen tiefen Einblick in das Wesen der süditalienischen, oder besser noch der specifisch sicilischen religiösen Begriffe gewähren uns diese Kirchenfeste, und wahrlich, nicht alltäglich sind die Betrachtungen, die sich uns dabei aufdrängen. Hier begreifen wir die Wahrheit jenes beim ersten Anblick uns befremdenden Spruchs, daß für dieselbe Religion nicht in jedem Lande dasselbe Gewand passe. Je nach den Himmelsstrichen, den althergebrachten Sitten, Anschauungen, Ueberlieferungen, auch je nach den physi-

schen Eigenthümlichkeiten des Volkes wirft dieses Gewand engere oder weitere, in lebhafterm oder gedämpfterm Farbenton schimmernde Falten. Das nordische Christenthum hat mit dem südlichen zwar den Grundcharakter gemein; in ihrer äußern Erscheinung sind die beiden aber grundverschieden. Tritt uns diese Verschiedenheit schon in Mittelitalien vor die Augen, so hebt sie sich weiter nach Süden und ganz besonders in Sicilien noch viel greller hervor. Es darf uns dies nicht wundern. Sicilien liegt schon auf der Schwelle der afrikanischen und orientalischen Welt; das Morgenland hat vor Jahrhunderten diese Insel überflutet; Phönizier, Griechen, Karthager, Sarazenen haben der Reihe nach hier geherrscht. Das jetzige Volk ist nach allen Richtungen hin von orientalischen Elementen durchsetzt; das altspanische Element, das sich später noch dazugesellte, trug nicht dazu bei, dieses orientalische Gepräge zu verwischen oder abzuschwächen, und sogar das Normannenthum mußte sich diesem dem Lande und Volke schon bis tief in die Wurzeln eingeprägten Charakter anbequemen. Die Normannen-Gothik, wie sie sich uns in den Kirchen von Palermo, von Monreale, von Cefalù darstellt, ist eine ganz andere als unsere nordische Gothik; mit dem maurischen, an die Formen der Alhambra erinnernden, schwellenden Spitzbogen, mit den feinen, in glänzendem Musivgewande schimmernden und von schlanken, langgezogenen Capitälen gekrönten Säulen hat der dieses Land beherrschende orientalische Geist die germanische Gothik umgewandelt und einen besondern, eigens diesem Volkscharakter angepaßten Baustil ausgebildet.

Betrachten wir das Christenthum, wie es auf dieser Insel erscheint, und zwar sowol in den Kirchen wie bei den öffentlichen Festen und auch in den mehr innern Formen und Gestaltungen des Glaubens, so fühlen wir

uns betroffen von der für uns Nordländer so seltsamen religiösen Auffassung, welche diesem Volke innewohnt und die dasselbe viel mehr mit dem Morgen= als mit dem Abendlande verbrüdert. Nicht nur dem Mittelalter, der Periode der Kreuzzüge, fühlen wir uns hier näher gerückt; die Wurzeln dieses Wesens scheinen noch tiefer in die Vergangenheit zurückzureichen. Die christlichen Kirchen sind errichtet auf den alten Tempeln der Römer und Griechen; die Säulen, auf welchen der Dom der Muttergottes in Messina ruht, waren Säulen eines Poseidontempels; in Syrakus hat sich die Kathedrale auf den Grundsteinen eines der Diana oder der Minerva gewidmeten Hexastylos Peripteros aufgebaut, und die heidnischen Säulen wurden in die christliche Seitenwand eingefügt; und unter den griechischen Grundsteinen findet der Alterthumsforscher die Grundmauern eines noch ältern, einer andern Gottheit gewidmeten Tempels. Die olympische Mythologie der Hellenen fand schon eine vorgriechische, vielleicht phönizische Religion hier vor, und wer kann mit Sicherheit behaupten, daß nicht vor dieser schon ein altsicilischer Glaube hier oder anderswo seine Gotteshäuser besaß? Spuren von einer im Nebel der Urgeschichte sich verlierenden Religion begegnen uns zerstreut auf der Insel; die Geschichte erwähnt Gottheiten, die hier verehrt wurden und die weder mit dem Olymp noch mit den phönizischen Göttern verwandt sind: so das fabelhafte Brüderpaar der Palliken, ferner den unbekannten Aetnagott, dessen Tempel in dem heutigen Städtchen Aderno stand, und endlich die Kreta verwandten, von Goethe aus der sicilischen Mythologie in seine Faustdichtung hereingetragenen „Mütter". Wie dem auch sein mag, und wie weit zurück die religiösen Anfänge dieses Volkes reichen mögen: ein eigenes Gepräge zeigt dessen jetzige Religion. Der sicili=

sche Katholicismus deckt sich nicht vollständig mit dem in Norditalien oder gar in den germanischen Ländern; er hat, wenigstens in seiner äußern Erscheinung, etwas Originelles, Morgenländisches behalten; er bewegt sich in einer leichtern, sonnigern, vielleicht aber auch weniger religiösen Atmosphäre als der nordische; er hat mehr äußern Prunk, einen sinnlichern Glanz als jener, es fehlt ihm aber das mystisch Ergreifende; das Herz der Gläubigen scheint weniger berührt zu werden als ihre Sinne. Dies ist der Eindruck, den wir beim Betreten der weitaus größten Mehrzahl der sicilischen Kirchen und Kathedralen und ebenso auch bei den Kirchenfesten empfangen. In diesen von lachenden Sonnenstrahlen durchströmten Gotteshäusern herrscht ein frohes, lustiges Leben; die mit hellfarbiger Mosaik überzogenen Wände, Pfeiler und Decken werfen nach allen Seiten hin ein so heiteres Licht, die schweren Gold- und Silbereinfassungen des Altars und der Bilder blitzen und schillern so lebendig, die Andacht der Gläubigen paart sich mit so seltsamen, auffallenden, unsern Kirchensitten so tief widersprechenden Gebräuchen, die Priester selbst verrichten ihre Gebete und kirchlichen Handlungen mit einer so gewohnheitsmäßigen, leicht hingeworfenen Routine, daß es uns fast vorkommen muß, als befänden wir uns in einem weltlichen Festsaal, nicht in einer Kirche. Ein einziges Gotteshaus möchte ich von diesem Urtheil ausnehmen: es ist dies die Capella Palatina im alten Königsschloß von Palermo, ein herrliches Kleinod der normannischen Gothik. Ein Kleinod wahrlich im vollen Sinne des Wortes! Welch mystischer Zauber erfüllt diese hohen, in golddurchfunkeltem Halbdunkel ruhenden Gewölbe! Wie geheimnißvoll gleiten aus den obern Fenstern die Sonnenstrahlen herab, über die weich abgerundeten Kanten sich hinschmiegend! Welch

helles Leuchten in der Kuppel, von wo das gewaltige Christushaupt in altbyzantinischem Stil, mit dem Ausdruck göttlich-ernster Ruhe, herunterblickt zum Hochaltar! Nein, in dieses Gotteshaus verirrte sich weder altheidnisches Fühlen noch Denken; hier webt und lebt christliche Religion; hier auf dieser Schwelle verstummt das fröhliche Lachen der Außenwelt; hier fühlt der Geist sich gebannt und mächtig ergriffen; ein Hauch des Nordens weht noch durch diese von nordischen Fürsten erbauten Hallen; die Sonne, die alte heidnische, olympische Sonne des Südens, hier verliert sie ihre Kraft. Noch in anderer Hinsicht sticht die Capella Palatina, und mit ihr die normannischen Kirchen von Monreale und von Cefalù gegen die übrigen sicilischen Kirchen ab, und zwar ebenfalls um sich einer, ich möchte sagen reinern christlichen Auffassung anzuschließen: das Bild, das in diesen Kathedralen alle andern überragt, ist nicht dasjenige eines Heiligen, auch nicht das Marienbild, sondern das des Erlösers selbst. Hoch oben unter der Kuppel strahlt, umgeben von betenden Engeln, in gewaltigen Dimensionen das Christusbild; die Heiligen, die Evangelisten, die Muttergottes, die an den Wänden und Säulen abgebildet sind, sie verschwinden vor diesem strahlenden Antlitz. Wie ganz anders ist es in den übrigen Kirchen! Die Heiligen verdrängen hier den Heiland; das Volk vergißt ihn; nicht zu ihm erhebt es seine Hände und Gebete, sondern zu der heiligen Rosalia oder zu der heiligen Agatha, oder zu einer von besondern Attributen umgebenen Maria, wie der Madonna della Lettera, der Madonna della Scala und wie alle die Madonnen heißen, deren Tempel die sicilischen Städte füllen.

Ich weiß nicht, ob es ein anderes Land gibt, wo der Heiligencultus so verbreitet ist wie in Sicilien, wo derselbe

so tief wie hier im Herzen des Volkes wurzelt. Fast möchte man glauben, daß diesem Volke das Gefühl innewohne, Gott sei zu hoch und zu entfernt, als daß er sich um die Welt bekümmern sollte, und die Heiligen seien als Vermittler eingesetzt, mit denen die Menschen sich menschlich unterhalten können, fast wie mit ihresgleichen. Das Verhältniß, das sich im Laufe der Jahrhunderte zwischen Menschen und Heiligen herausgebildet hat, trägt diesen Stempel eines gemüthlichen Zusammenlebens. Die Sicilianer lieben ihren Heiligen, sie zanken aber zuweilen mit ihm, wenn er ihnen das nicht gewährt, um was sie zu ihm beteten. Es gibt auch besondere Heilige zu besondern Zwecken. Auf der calabresischen Küste beteten vor wenigen Jahren noch die Uferbewohner zu dem heiligen Rocco, er möge doch fremde Schiffe dort stranden lassen; der heilige Pancrazio soll dem Regen vorstehen. Man hat schon blutige Kämpfe erlebt zwischen den Verehrern von zwei verschiedenen Heiligen; jede Partei behauptete, der ihrige sei der beste, und es kam zum Raufen und Schlagen. Ein italienischer Schriftsteller hat darin den Vorwurf einer seiner reizendsten Novellen gefunden (Verga „Guerra dei Santi"). Man erzählt sich, daß in einer kleinen Stadt Siciliens die Verwaltung einem solchen Heiligenkrieg nur dadurch ein Ende zu machen vermochte, daß sie die beiden Heiligenstatuen unter Schloß und Riegel sperrte und sie durch diese gemeinsame Haft dem Wüthen der beiden gegnerischen Parteien entzog.

Denkt man zurück an die Vergangenheit Siciliens, an die lange Herrschaft, welche hier Griechenland und Rom ausübten und während der das olympische Heidenthum so tiefe Wurzeln im Volke geschlagen hatte, so darf man wohl fragen, ob dieser besondere und ganz locale Hei-

ligencultus nicht etwa auf jene Zeiten zurückzuführen sei, in welchen die verschiedenen Götter des Olymp ihre speciellen Heiligthümer hatten, die sich untereinander beneideten und bekriegten. Das Gewand ist ein anderes geworden, aber was sich die heutigen Sicilianer dabei denken, mag von demjenigen nicht so sehr verschieden sein, was sich ihre Urväter darunter dachten. In concreterer Weise sehen wir übrigens die alten mythologischen Ueberlieferungen heute noch unter dem Volke spuken. In der nächsten Nähe von Messina erhebt sich eine von einer Kuppel gekrönte Kirche; man nennt sie la Grotta; hier soll in heidnischer Zeit ein Tempel der Diana, oder auch ein Heiligthum der Nymphen oder der Sirenen gestanden haben. Von Odysseus wissen die Fischer dieser Küstengegend natürlich nichts; was und wer die Sirenen waren, das haben sie längst vergessen; und doch, wenn sie zum Fischfang ausgefahren sind und wenn die wettergebräunten Seeleute zurückkehren, hört man sie bisweilen nachdenklich zu ihren Weibern sagen: „Die Sirene hat wieder gesungen!“ Und hat die Sirene gesungen, so bedeutet dies was ganz Besonderes: dann kommt nämlich eine Seuche, die namentlich den sich in guter Hoffnung befindenden Frauen gefährlich ist; Wöchnerinnen und Neugeborene sterben in diesem Jahre. Nicht nur unter dem Schiffervolk ist der Glaube an den Sirenengesang verbreitet, er dringt bis in die Stadt, und heißt es eines Morgens, die Sirene habe gesungen, so kann man sicher darauf zählen, daß eine Anzahl Frauen, die sich eben unter die Bedrohten rechnen, aus Messina in ein höher gelegenes Städtchen auswandert, wo, wie sie glauben, der Fluch des Sirenensanges sie nicht erreichen kann. Was die Schiffer eigentlich unter dem Singen der Sirene verstehen, habe ich nicht zu ermitteln vermocht; die Ant-

wort lautet einfach: wir haben es gehört. Die Sirene singt auch nicht gerade bei stürmischem Wetter, sodaß man annehmen könnte, es sei ein besonderes Pfeifen des Windes oder Rauschen der tobenden Wellen — nein, dieses sonderbare Singen ertönt meistens bei ganz ruhigem Wetter, und keine Macht des Himmels oder der Erde würde im Stande sein, den Schiffern auszureden, daß sie es gehört haben. Daß dieser Aberglaube ein Ueberbleibsel der alten griechischen Zeiten ist, wird wol niemand bestreiten; woher anders käme dem ungebildeten Fischervolk der Gedanke an einen Sirenensang als aus den Ueberlieferungen der griechischen Mythologie? Sonderbar bleibt es jedenfalls, daß gerade diese ganz untergeordneten Halb- oder Viertelsgötter sich durch die Jahrhunderte im Munde des Volkes erhielten, während Zeus und Poseidon und sogar Aphrodite längst daraus verschwunden sind.

Auch noch eine andere mythologische Legende hat sich modernisirt und auf die Jetztzeit übertragen. Es wird bei den Alten erzählt, daß Orion (oder auch Nimrod) von Calabrien in gewaltigem Sprunge nach Sicilien übersetzte, ohne von dem Wasser behindert zu werden; heute erzählen die Fischer, daß der heilige Francesco di Paolo von dort herüberkam, indem er seinen Mantel wie ein Segel ausbreitete und vom Winde, ohne das Wasser zu berühren, nach Sicilien geführt wurde. Vielleicht dürfte man noch manche christliche Legende auf die alten heidnischen Sagen zurückführen, besonders in den innern Gebieten der Insel, wo die großen, heute völlig entschwundenen Heiligthümer der verschollenen sicilischen Gottheiten standen, bei Castrogiovanni, dem alten Henna, oder in der Umgebung des Aetna. Nur ein eingeborener Sicilianer könnte dies aber unternehmen, denn dem Fremden eröffnet sich das Volk nicht leicht. Und wer

nicht den eigenen Dialekt des Volkes spricht, der bleibt ihm ein Fremder, und wäre er auch der italienischste Italiener.

4. Ein verschüttetes Kloster.

Es mag wol kaum ein anderes Land gefunden werden, wo man in demselben Maße und in derselben drastischen Weise wie in Sicilien, und ganz besonders auf den beiden Ufern der Meerenge von Messina, die fortwährende, langsam durch die Jahrhunderte sich fortziehende Wechselarbeit der theils zerstörenden, theils neu wieder schaffenden Natur beobachten kann. In ganz Mittel- und Süditalien — sowol in Rom, in der Stadt der ewigen Trümmer und des ewig aus den Trümmern neu erstehenden Lebens, wie in Neapel, am Fuße des städteverheerenden, die Gestade des Meeres gewaltig hebenden oder in die Tiefe senkenden und nie gesehene Bergkuppen über Nacht aus dem Schose der Erde hervorzaubernden Vulkans — werden zwar unsere Gedanken an das Ebben und Fluten dieses Zerstörungs- und Wiederbelebungsprocesses in der Natur wie in den Werken des Menschen gewöhnt; nirgends aber wird in dem Grade wie hier unser Blick angezogen, unser Geist gefesselt durch die Thätigkeit der so unheimlich waltenden und doch so majestätisch und in so großartiger Machtfülle sich entfaltenden Elementarkräfte. Das Gefühl, daß man sich hier auf einer Stelle befindet, wo dem Menschen der lebendige Pulsschlag der Erde vernehmbarer wird als irgendwo sonst, auf einer Stelle, wo das unsichtbare

Schaffen der Natur sichtbar wird, und wo es uns gestattet ist, dem Verfallen des Bestehenden und dem Werden des Neuen als nähere Beobachter beizuwohnen: dieses Gefühl bemächtigt sich aller derjenigen, die kürzere oder längere Zeit in diesen Gegenden verweilen. Ich spreche dabei nicht sowol, wie man anzunehmen geneigt sein könnte, von den directen vulkanischen Einwirkungen, die sich in Sicilien in größerm Maßstabe noch als auf dem italienischen Festlande bekunden, als vielmehr von jenen andern, mit den unterirdischen vulkanischen Gewalten allerdings eng zusammenhängenden Naturereignissen, durch welche die Gestalt der sicilischen Berge und Thäler langsam, aber stetig verändert, der Charakter der früher so reich bewaldeten, heute immer nackter und felsiger werdenden Insel umgewandelt wird, und durch welche aus dem allmählichen Zertrümmern der alten mit fettem Humus bedeckten Berge, aus dem fortwährenden Abschwemmen der fruchtbaren Erde in die Thäler und an die Küsten ein neues Land, mit neuen Höhen- und Flächenformationen sowie auch mit veränderten Klima- und Culturverhältnissen sich herausbildet. Der Fremde, den seine Ausflüge, nachdem die heißen Sommermonate vorüber, an den Fuß der das messinesische Weichbild mauerartig umgebenden Pelorischen Gebirge führen, bleibt staunend und ergriffen von dem Anblick, der sich ihm in diesen steil ansteigenden, rasch sich verengenden und in ein wildes Chaos endenden Thälern darbietet. Er steht vor dem Gerippe der Erde; nicht Berge sind es, die sich vor ihm in langsam welligem Steigen erheben, sondern jäh anstrebende, schwindelnde Klippen, das alte Gestein, der Grundpfeiler der Welt, von dessen Scheitel Wind und Wetter, Erdbeben und Wolkenbrüche nach und nach den schützenden Wald und das schutzlose, immer tiefer sich

lockernde Erdreich abgelöst haben, an dessen Wänden er umsonst nach einem Pfade späht, der ihn in die Höhe führen könnte, eine steile Mauer, deren Fuß sich im tiefen Geröll der geborstenen und heruntergeschleuderten Felsblöcke verbirgt, deren Zinnen hoch oben, schmal und langgedehnt wie ein ungeheuerer scharfkantiger Messerrücken, unter dem brennenden und zehrenden Kusse der Sonne leuchten und verwittern. Nicht Thäler sind es, sondern schaurige Klüfte, die zwischen den immer weiter abwärts zerbröckelnden Felsen sich aufthun und in welche die Gießbäche des herbstlichen Regens hineinstürzen. Alles verheerend, Erde und Steine, haushohes Felsengeröll mit sich reißend, stürmt in wildem Laufe die Fiumara kataraktartig dem Meere zu; das Thal wird zum Bett eines wüthenden Stromes; vor der Gewalt der losgebrochenen Elemente hält nichts stand; Häuser und Kirchen werden im Nu überflutet, zerrissen, vernichtet. Nach dem Versiegen des jähen Stroms scheint die ewig goldene, glühende Sonne des Südens auf ein umgewandeltes neues Gebiet, auf welchem der gestrige Wanderer heute umsonst seinen Pfad suchen würde. Die Sohle des Thals hat sich erhöht; zwei, drei bis sechs Meter tief hat sich das von dem furchtbaren Alluvione von den Bergen losgelöste Gestein und Erdgerölle dort abgelagert, Gärten und Höfe mit Sand oder auch mit fetter Walderde bedeckt, Dörfer und einzelne Farmen und Villen fortgerissen oder unter seinem Schlamm vergraben, und wie ein breiter, nach beiden Seiten hin in den Feigen- und Oelpflanzungen sich verlaufender Strom zieht nun die rasch ausgetrocknete Fiumara vom Fuß der Berge zum Meere hinab.

Dort oben, wo eine der breitesten und schreckenreichsten Fiumaren von Messina, die am nördlichen Ende der

Stadt befindliche Fiumara di San-Francesco di Paolo, an die das Thal abschließenden Berge stößt, stehen die Ruinen eines Bauwerks, das im vollen Sinne des Worts ein Opfer der Elementarkräfte geworden, der Kirche von Santa-Maria della Valle, oder wie sie später hieß, della Scala, jetzt aber nur noch unter dem volksthümlichen Namen die Badiazza gekannt. Und wohl mag es die höchste Zeit sein, dieses heute noch mit seinen schon halbverschütteten obern Stockwerken mächtig über die Thalsohle emporragende Ueberbleibsel eines in frühern Jahrzehnten weitberühmten Klosters näher zu betrachten; denn in wenigen Jahren wird die Fiumara auch die noch frei dastehenden Gewölbe mit dem Schutt der Berge gefüllt und das ganze Gebäude unter dem alles verschlingenden Sand und Gerölle dem Auge für immer entzogen haben. Die Legende weiß von der Gründung dieses Klosters eine sinnige Sage zu erzählen, und auf die Legenden muß man immer zurückgreifen bei einem Volke, das so fest an ihnen hält, daß es da, wo es keine vorfindet, sich nachträglich eine erfindet und daran glaubt, als wäre sie ihm von seinen urältesten Ahnen urkundlich überliefert und verbürgt. Als im 12. Jahrhundert der Normannenherzog Roger, oder wie er hierzulande heißt, Ruggiero, sich anschickte, Sicilien von der Sarazenenherrschaft zu befreien und sich zum König der Insel ausrufen zu lassen, landete er, so erzählt die Legende, während der Nacht auf der äußersten Spitze der Hafensichel Messinas, wo sich heute das Fort San-Salvatore erhebt. Mehrere angesehene messineser Bürger und Adelige, die heimlich von seiner Ankunft in Kenntniß gesetzt worden waren, stießen dort zu ihm, und in dieser Nacht wurde der Plan der Befreiung Siciliens festgestellt. Ruggiero, dem die Messinesen doch nicht recht trauten, dem sie daher bei

diesem gefährlichen Abenteuer ohne alle Garantie zu folgen sich scheuten, schwur der Muttergottes einen Eid und versprach feierlich, seine Rechte über das Meer ausstreckend, ihr einen Tempel zu erbauen, so groß und so prächtig, wie Messina nach keinen gesehen habe. Als sein Plan gelungen und er die Königskrone von Sicilien auf sein Haupt gesetzt, gedachte er seines Gelöbnisses und legte in dem Thale, das heute den Namen der zerstörenden Fiumara di San-Francesco di Paolo trägt, den Grundstein zu dem Kloster und der Kirche Santa-Maria della Valle. Diese Kirche ist es, deren großartige Ueberreste wir heute noch bewundern: ein dreischiffiges, auf hohen gothischen Spitzbogen ruhendes Gebäude, reich mit wunderbar geschnitzten Säulen geschmückt; an den Capitälen, die jetzt kaum noch über die Sohle des Schuttes emporragen, prangt zwischen den steinernen fein gemeißelten Blättern und Blumen überall das viergeschweifte normannische Kreuz; seltsame, leider zum größten Theile verstümmelte Köpfe und Gesichter tragen die aus den Seitenwänden emporstrebenden Spitzbogen. Das Chor wurde später, unter Federico II. von Aragonien, mit einer schimmernden und kostbaren Mosaik von Lapis lazuli, wie es überhaupt in den sicilischen Kirchen gebräuchlich war, überzogen, deren letzte Reste man in Messina noch gesehen haben will; die Gewölbe sowie die Einrahmungen der großen, runden, über dem Hauptthor und über dem Nebenthurm angebrachten Rosen wurden ebenfalls später, nach der Wiedererbauung des zur Zeit der Sicilischen Vesper von den abziehenden Franzosen in Brand gesteckten Klosters, mit abwechselnd schwarzen und weißen Steinen besetzt, als ein Zeichen der Eintracht und des Bündnisses der zwei Parteien, der Neri und der Bianchi, der Adeligen und der Bürger, die sich damals öfter befehde-

ten, nun aber unter dem Schutze der heiligen Madonna und der Bischöfe zum gemeinsamen Handeln vereinigt sein sollten. Wie ganz anders aber als jetzt sah in den ersten Jahrhunderten diese Kirche, wie ganz anders sah es in diesem wunderbaren Thale aus! Das Gebäude, das jetzt schon bis zum Anfang der Gewölbe in dem Gerölle der Fiumara begraben liegt, erhob sich damals, wie die Kirchenhistoriker noch einige Jahrhunderte später berichten, hoch auf einem den tiefen Thalgrund beherrschenden Hügel; dunkle, schattige Platanenwaldungen zogen sich an den Bergen hinauf bis zu dem Colle di Rizzo, von wo der Blick auf beide Meere, links auf die mit den vulkanischen Inseln von Lipari und Stromboli besäete Tyrrhenische See, rechts auf die Meerenge von Messina und auf das Jonische Meer, sich eröffnet; wasserreiche Quellen und Bäche sprudelten rings aus den Felsen; weite Gehöfte, deren Ruinen jetzt noch theilweise an den Bergabhängen zu Tage treten, umgaben das Kloster. Wie ganz anders erscheint die jetzige Einöde mit den unwirthbaren, kahlen Steinwänden, den düster emporragenden Klippen, der weit ausgefüllten sandigen, wasserleeren Thalsohle!

Die Geschichte des Klosters ist eine in jeder Hinsicht merkwürdige. Die von dem ersten sicilischen König erbaute, der Madonna della Valle geweihte Kirche war in den südlichen katholischen Traditionen zu einem Ruf gelangt, der weit über Sicilien hinausging, und auf dem politischen, oder besser auf dem weltlich geschichtlichen Boden steht sie in ihrem jetzigen Verfall als ein sicilisches und messinesisches Wahrzeichen da, als ein Zeuge aller der so tief in das Leben dieses Volkes und dieses Landes einschneidenden Ereignisse, welche Sicilien seit der Normannenherrschaft durch die Wirren

des Mittelalters und der Neuzeit hindurch heimgesucht haben.

König Roger übergab die von ihm gegründete Kirche dem Nonnenorden des San-Benedetto; eine Aebtissin und eine Anzahl Benedictinerschwestern zogen da hinaus, bebauten das Land, trieben die reichen Einkünfte der dem Kloster zugeschriebenen Pfründen ein und befestigten durch das Ansehen, in dem sie beim Volke standen, durch die guten Werke, die sie ausübten, durch den Nimbus des neu wieder eingeführten katholischen Gottesdienstes zugleich den Einfluß des Christenthums und die politische Macht des normannischen Herrscherhauses.

Ungefähr sechzig Jahre später, im Jahre 1167, unter König Wilhelm, scheinen aber die damaligen kirchlichen oder weltlichen Fürsten für nothwendig befunden zu haben, das Volk durch ein Wunder, durch die sichtliche Intervention des Himmels mit noch engern Banden an die Kirche und an das dieselbe beschützende Königshaus zu ketten. In diesem Jahre wurde nämlich dem Kloster Santa-Maria della Valle auf geheimnißvolle Weise ein Bild der Heiligen Jungfrau zugeführt, das heute noch in einer Kirche von Messina aufbewahrte und angebetete Bild der Santa-Maria della Scala, das von den Kirchenhistorikern Siciliens, von Monsignore Ottaviano Preconio, Erzbischof von Palermo, von Giuseppe Buonfiglio, und ganz besonders von dem in dieser Hinsicht classischen und als Autorität geltenden Jesuitenpater Samperi*) verherrlicht und den berühmtesten Wunder-

*) In „Iconologia della gloriosa Vergina Madre di Dia, Maria, protettrice di Messina, . . . del Rev. Padre Placido Samperi, Messinese, della Compagnia di Gesù. In Messina, appresso Giacomo Matthei Stampatore Camerale. MDCXLIV".

bildern zur Seite gestellt ward. Folgendes erzählt der Pater Samperi über die Ankunft dieses wunderthätigen Bildes in Messina. Es sei vor langen Zeiten ein Schiff aus Syrien in den Hafen von Messina eingelaufen, an dessen Bord sich ein altes, angeblich von dem Evangelisten Lukas gemaltes, die Madonna mit einer kleinen Leiter (wahrscheinlich der Himmelsleiter Jakob's) in der linken Hand vorstellendes Bild befunden habe, das die Matrosen irgendwo im Morgenlande gestohlen und nun in ihrem Schiffe versteckt hielten. Als die aus reichen Spezereien bestehende Fracht in Messina gelöscht war, lichtete der Kapitän die Anker; der Wind schwellte die Segel, die See war günstig, aber zum großen Erstaunen der Mannschaft und der Zuschauer rückte das Schiff nicht von der Stelle. Es ward jedermann klar, daß hier ein Wunder im Spiel sei. Deshalb begaben sich die Matrosen mit ihrem Kapitän zum Kaiser, der gerade in Messina weilte, und zum Erzbischof, gestanden den Raub jenes Bildnisses ein, das, so dachten sie, sich nun weigerte, weiter geführt zu werden, und erklärten sich bereit, ihren Raub, um das Schiff wieder flott zu machen, ans Ufer zu schaffen. In feierlicher Procession zogen nun die Priester, Mönche und Nonnen zum Meere hinunter und nahmen das Bild in Empfang, worauf das Schiff unbehindert absegelte. Ein neues Wunder ereignete sich aber jetzt: das Bild war nämlich nicht von dem Platze zu bringen, auf welchem es lag. Da befahl der Erzbischof, daß man, ähnlich wie die Juden im Alten Testament verfuhren, das Bild auf einen von jungen Stieren gezogenen Wagen heben und den Thieren anheimgeben solle, es dorthin zu bringen, wo die Heilige Jungfrau eben wünschte hingebracht zu werden. Dies geschah auch, und die Stiere schlugen, ohne einen Augenblick zu

schwanken, den ziemlich weiten und schwierigen Weg nach dem Kloster Maria della Valle ein. An der Klosterthür angekommen, standen sie still, und das Bild ließ sich sodann von den begleitenden Priestern vom Wagen heben und auf den Hauptaltar im Chore aufstellen.

Kirche und Kloster wurden von diesem Tage an, nach der leitertragenden Jungfrau des Bildes, Santa-Maria della Scala genannt, und die Madonna bezeugte durch mannichfache, bis in die jüngsten Zeiten reichende Wunder, daß sie der Stadt Messina, welche das heilige Bildniß aus den Händen der Räuber gerettet, immer besondere Gnaden zu erweisen bereit sei. Von allen Seiten wurde die Kirche reichlich beschenkt; Kaiser und Könige statteten sie mit Privilegien aus, und die alten Kirchenbücher sind voll von Erzählungen der Wunder, welche das Bild verrichtete. Eine Königin von Frankreich schenkte der Kirche auch noch einen wunderthätigen Schrein mit einer Reliquie, der die Eigenschaft besaß, daß ihn niemand öffnen konnte, daß er aber zum großen Staunen der Versammlung von selbst aufsprang, sobald die Nonnen einen gewissen Gesang anstimmten. Weiter erzählt man, daß eine türkische Sultanin durch Anbetung jenes Bildes von schwerer Krankheit geheilt worden, zum Christenthum übergetreten sei und dem Kloster eine prachtvolle golddurchwirkte Decke geschenkt habe. Wie schade ist es, daß alles dies nur noch auf mündlicher Ueberlieferung beruht, weil die Archive des Klosters, in welchen, wie behauptet wird, die Gründung der Kirche, die Entdeckung und Ueberführung des Bildes sowie die an dessen Wunderthaten sich knüpfenden kaiserlichen und königlichen Privilegienbestätigungen aufbewahrt waren, verloren gegangen sind! Der Pater Samperi erzählt nämlich, diese werthvollen Documente seien einst von einer Aebtissin einem Bruder

anvertraut worden, der dieselben, um sie vor einer drohenden Gefahr zu retten, nach Calabrien bringen sollte; das Schiff sei aber unterwegs mit Mann und Maus untergegangen. Somit stehen wir jetzt vor einer allerdings recht lieblichen und poetisch ausgeschmückten, doch leider aller Glaubwürdigkeit entbehrenden Kirchenlegende, wie solche zu Hunderten in den südlichen katholischen Ländern zu Hause sind. Nicht uninteressant und für die sicilischen Verhältnisse ganz bezeichnend mag übrigens die Auffassung erscheinen, welche hierzulande in Hinsicht der Glaubwürdigkeit der kirchlichen Traditionen die herrschende ist. Ein messineser, nichts weniger als strenggläubiger Bürger, mit welchem ich mich über die bekannte, von Konstantin Laskaris verübte Urkundenfälschung in Betreff des angeblich von Maria an die Stadt Messina geschriebenen und durch den Apostel Paulus an dieselbe überbrachten Briefes unterhielt, faßte in folgender Aeußerung seine und seiner Landsleute Meinung über diese Angelegenheit zusammen. „Freilich", sagte er mit dem den Südländern eigenen Achselzucken, „freilich ist die Fälschung gar nicht zu bestreiten; die ganze Legende hat keinen Grund; aber das Volk glaubt daran, und man lasse es doch ruhig daran glauben! Die Kirche hielt es damals für nothwendig, das Land, das noch an der alten Barbarei hing, durch ein Wunder, durch eine directe Intervention des Himmels fester an das Christenthum zu knüpfen; solche Mittel waren unvermeidlich, um das Volk aus der Aera des Blutvergießens und der rohen Gewalt in die der Civilisation (civiltà) überzuführen; deswegen hatte die Kirche ganz recht, auch nicht vor der Fälschung von Urkunden oder der Erfindung von Legenden zurückzuschrecken. Was liegt uns daran, ob jener Brief der Maria echt ist oder nicht? Das Mittel hat damals gute Wirkung gethan:

das ist ja die Hauptsache.“ Diese Auffassung der Dinge mag auch für die Beurtheilung der Legende der Maria della Scala maßgebend sein und wol noch viele andere Legenden in der alten wie in der neuern Geschichte Italiens erklären.

Schlecht stimmt übrigens jene Legende zu den historischen Thatsachen; denn wäre das heilige Wunderbild im Jahre 1167 auf den Altar der Kirche della Valle aufgestellt worden, wie hätte es den im Jahre 1283 von der nach der Sicilischen Vesper aus Messina zurückziehenden französischen Besatzung angesteckten Brand und die Plünderung der Kirche überdauern können? Ein neues Wunder hätte dasselbe beschützen müssen, aber von einem solchen erwähnen seltsamerweise die Annalen nichts, die sich so weitschweifig über alle möglichen andern Wunder des Bildes aussprechen. Das Klügste scheint zu sein, daß man sich in diesen Dingen der von dem obenerwähnten messineser Bürger ausgesprochenen Anschauung bis zu einem gewissen Punkte willig unterwirft, die Legende ohne weiter darüber zu grübeln als Legende hinnimmt und sich an dem naiven und anmuthigen Duft, der aus dieser Volkspoesie aufsteigt, naiv und anspruchslos erfreut. Auf welche Weise das Bild auch in die Kirche gekommen sein mag, so viel steht fest, daß es vor seiner 1347 erfolgten Ueberführung in die Stadt Messina auf dem Hauptaltar des Klosters gestanden hat. Der frühere deutsche Generalconsul in Messina, Dr. Bamberg, der sich, wie alle Nordländer, von diesen wunderbaren Ruinen angezogen fühlte, hat das in unzweifelhafter Weise festgestellt, indem er Ausgrabungen neben dem zu seiner Zeit noch halb aus dem Schutt herausragenden Hauptaltar vornehmen ließ und in der vordern Seite des Steins eine viereckige Vertiefung fand, welche genau die

Länge und Breite hat wie das jetzt in der neuern Kirche della Scala in Messina befindliche Bild. Daß dieses letztere aus der geheiligten Einsamkeit des Thalklosters nach Messina gebracht werden konnte, hängt übrigens wieder, wie es ja nicht anders möglich war, mit einem Wunder zusammen. Die Stadt wurde im Jahre 1347 von einer furchtbaren Pest heimgesucht, das schwergeprüfte Volk flehte den Himmel um Erlösung an; da kamen die Priester auf den Gedanken, jenes Wunderbild durch die Straßen zu tragen, und einige Tage nachher fing die fürchterliche Seuche an zu erlöschen. Zum Dank erbaute die Stadt eine neue Kirche, in welcher das Bild hoch oben über dem Hauptaltar angebracht wurde. Dort steht es noch, ein altes, schwarzes, in die ersten Zeiten der Malerei hinaufreichendes, allen Kunstwerthes bares Gemälde, wie man deren zu Hunderten in den Dorfkirchen findet.

Von jener Zeit mag auch der Verfall des seines Kleinodes beraubten Klosters datiren. Die Nonnen waren mit dem Bilde in das geräumige Gotteshaus gezogen, das ihnen die Stadt erbaut hatte; nur die kranken oder lebensmüden Schwestern bewohnten noch das verlassene Haus im Thalgrunde. Dort wurde es immer unheimlicher, immer gefährlicher. Die Wälder waren verschwunden, die Quellen versiegt. An Stelle der durch Matten und Gärten lustig plätschernden Bäche waren die im Sommer kaum sichtbaren, im Herbst plötzlich hervorbrechenden Fiumaren getreten. Das alte Sicilien, das von griechischen und römischen Dichtern gepriesene, begann in jenen Zeiten, nach den vorangegangenen Verheerungen durch die Sarazenen und durch die Normannen, seinen vormaligen Charakter zu verlieren; nimmermehr hätte ein Theokrit oder Virgil in diesen öden Gründen

und düstern, sonnenverbrannten Bergschluchten den Sitz einer Bukolika gesucht oder gefunden. Die Einsamkeit in dem weiten, hochgewölbten Normannenkloster mag immer drückender und schwerer auf den halbverlassenen und halbvergessenen Schwestern, die weit von der Stadt, weit von ihrem Heiligthum ihre Gebete vor dem verwaisten Altar verrichteten, gelastet haben. Als nun das Concilium von Trient den Mönchen und Nonnen verbot, anderswo als in ihren Zellen ihren Wohnort aufzuschlagen, schlossen sich die Thore des alten Gehöftes für immer hinter den zu der Aebtissin nach Messina zurückberufenen Schwestern; die Ruhe des Todes zog ein in König Ruggiero's Hallen, und es begann gegen das mächtige Menschenwerk die langsam vernichtende Arbeit der allgewaltigen Elementarkräfte.

Wo früher bei Tag und bei Nacht, bei Sonnenaufgang und bei Sonnenuntergang die heiligen Gesänge ertönten, der Weihrauch von Maria's Wunderbild zu den reichverzierten Gewölben hinaufzog, das Silberglöcklein der Chorknaben die andächtigen Pilger zum Gebete rief, da unterbrach jetzt kaum einmal in der Woche das Murmeln einer kurzen Messe die weite Stille der Natur. Zuweilen noch kamen einige an der Vergangenheit hängende Gläubige oder Neugierige zu dem verfallenden Tempel hinaus in die Einöde. Alles mochte sie dort an des heiligen Dichters Worte über die Vergänglichkeit alles Irdischen mahnen: denn nicht nur waren die Aebtissinnen und Nonnen, die Laienbrüder und die Gartenarbeiter verschwunden, nicht nur webte der Flor der Zeiten um die hohen Spitzbogen und alten Capitäle, und schlich durch die staubbedeckten Fenster kaum noch ein düsteres Licht über die ruinenhaft im Dunkel schlummernden Grabmäler; selbst seinen Namen hatte jetzt das alte Kloster

eingebüßt. Während früher Ritter, Könige und Kaiser zu der ehrwürdigen Chiesa di Santa-Maria della Valle, und später zu dem weitberühmten Heiligthum der Santa-Maria della Scala gewallfahrtet, forschte hier der einsame Wanderer jetzt nach der verlorenen, von dem Volke kaum noch gekannten, kaum noch genannten „alten Abtei", nach der „Badiazza"! Immer stand indeß das Gebäude noch auf seinem Hügel, das Thal beherrschend, herrlich anzusehen in seiner düstern Größe und majestätischen Einsamkeit: da erhob sich die Natur zur Vollendung der von den Menschen begonnenen Zerstörung. In einer Nacht, im Jahre 1854, stürmte ein Orkan über den Colle di Rizzo in das tiefe Thal; der furchtbare Alluvione riß hohe Felswände nieder, schwemmte ganze Berge herunter; die Mauern des Klosters barsten unter der Wucht der Fiumara, und entsetzliche Verwüstung brach ein in die Normannenkirche. Am andern Morgen suchte der Blick umsonst den mauergekrönten Hügel der Badiazza; das Thal war häuserhoch mit Schutt angefüllt, ein zerbrochenes Gemäuer ragte aus der wüsten Ebene hervor: es war die Ruine von Santa-Maria della Valle! Und was der erste Alluvione verschont, das zerstörte neun Jahre später ein zweiter; und was heute noch übriggeblieben, wer weiß, ob es nicht morgen durch einen andern Orkan von der Erdfläche weggefegt oder unter dem unerbittlich herunterstürzenden Geröll der verwitterten Berge auf Nimmerwiedersehen verschüttet und begraben werden wird!

Wie das alte Gemäuer mit seinen zur Hälfte eingestürzten Gewölben, in seiner Umrahmung von hohen, kahlen Bergen, unter dem Zelte des ewigblauen Himmels und in dem Glanz der funkelnden Sonne vor uns steht, vermögen wir uns jener seltsam gemischten Stimmung

nicht zu erwehren, welche dem elegischen Gefühl in Italien und überhaupt im Süden innewohnt. Mit der deutschen Ruinenelegie hat diese Stimmung nichts gemein; das Heimchen hört man nicht in der gleichen Tonart durch die verfallenen Spitzbogen zirpen, und Gespenster von todten Rittern sieht man nicht durch die finstern Kreuzgänge wandeln: die südliche Elegie ist stärker, sie schlägt weniger weiche Saiten an, und fast möchte ich sagen, sie drückt andererseits wieder eindringender, schärfer und in grellern Farben das tiefe Weh aus, das die menschliche Brust beim Anblick der Ruinen und des Todes erfüllt. Ein tieferes Sinnen nur erwecken Tod und Verwesung unter diesem Himmel, nicht die schwere nordische Melancholie. Im Morgenlande kleidet sich der Trauernde in Weiß, und vielleicht wird man in diesem Bilde den Unterschied herausfühlen, den ich hier andeuten möchte. Die Ruinen und der Tod treten in diesen Ländern so nahe an das Leben und an neuerstehende, jüngere Schöpfungen heran, der Himmel lacht so klar, so heiter, mit so göttlicher Lust und Freude über den alten Trümmern der Vorzeit, daß es uns wie ein Hauch aus der hellenischen Götter- und Heldenwelt anweht und wir der alten Griechen gedenken, die den Todten, den dahingeschwundenen Größen, der untergegangenen Herrlichkeit zwar die ersten Tropfen des Bechers spendeten, den Rest des schäumenden Weines aber auf das Wohl der Lebenden tranken, auf das Erblühen eines neuen Wirkens, auf die ewige Jugend der alles überwindenden Natur. Wie mächtig — so dachte ich bei mir, als ich im glänzenden Abendsonnenschein zwischen den tiefschwarzen Schatten der Berge und dem lachenden südlichen Himmel die Ruinen der Badiazza vor mir liegen sah — wie mächtig müßte es zum Herzen dringen, wenn ein Dichter in jenem dem Volke des Südens eigenen

Geiste die letzten Tage dieses sterbenden Klosters, dieses verwaisten und vergessenen Heiligthums besänge; wenn er erzählte, wie nach dem Uebersiedeln des Wunderbildes nach Messina eine treue Dienerin der alten Kirche in der Einöde zurückblieb, allen Freuden der sie zu sich rufenden Welt entsagend, in völliger Einsamkeit den Dienst an ihrem Altar freudig fortsetzte, bis sie endlich mit dem Kloster, in dessen Hallen sie bis zum letzten Tage ihren inbrünstig frohlockenden Gesang zu Ehren ihres Gottes angestimmt, unterging und verschwand. Ein neuer Ekkehard, aber mit südlicher Färbung, mit echt italischem Colorit, könnte aus diesen Trümmern erstehen; aber freilich, dieser Dichter müßte ein anderer Victor Scheffel sein!

---

5. Goethe in Messina.

An dem südlichen Ende der Stadt Messina, wo der Torrente di Portalegni, aus dem Thale zwischen Fort Gonzaga und Fort Castellacio herausbrechend, den Corso Cavour durchschneidet, erhebt sich zur rechten Hand, wenn man die Stadt verläßt, ein alterthümlicher Bau, zweistöckig, viereckig, rechtwinkelig, mit plattem, von der Straße aus nicht sichtbarem Dach, mit acht hohen weiten Fenstern in dem obern, dem herrschaftlichen Stockwerk und einem unverhältnißmäßig großen Thore etwa in der Mitte der ziemlich baufällig und abgenutzt aussehenden Façade. Auf dieses Thor, das einen vollen hohen Rundbogen bildet, wird das Auge zuerst hingezogen. Es öffnet sich nach einem unregelmäßigen, vernachlässigten Hofe. Zwei mar=

morne, durch das Wetter und die Jahre arg verwaschene Säulen treten frei in die Straße hervor und tragen einen in kunstvollen Windungen über dem Thore hinlaufenden und mit weitbauschigem eisernen Gitter versehenen Balkon. Auf dem Schlüsselstein des Rundbogens ist ein Wappen eingehauen; nicht ohne Mühe erkennt man in dem verwitterten Stein zwei gekreuzte Klauen, oben einen Stern, unten eine bourbonische Lilie; eine Fürstenkrone, die besser erhalten ist als das Wappen selbst, erhebt sich über dem Schilde. Zwischen dem herrschaftlichen obern Stockwerk und dem Erdgeschoß befinden sich die gedrückten niedrigen Fenster eines Entresol. Das Erdgeschoß mit seinen hohen rundgewölbten Thüren scheint von verschiedenen Gewerbtreibenden bewohnt zu sein. Bunte Lappen hängen in malerisch unsauberer Unordnung aus den Fenstern und Thüren und über die Balkongitter dieser beiden untern Stockwerke herab auf die Straße, wo das rege Gewimmel des süditalischen Lebens vom frühen Morgen bis in die späte Nacht unaufhörlich summt und lärmt: Früchte verkaufende Kinder, die mit schrillem eintönigen Singen ihre Waare ausbieten; Esel treibende Bauern, die sich mit ihren vierfüßigen Gefährten in gutmüthig befehlender Weise unterhalten; Schiffer mit großen runden Körben, über deren Rand die stahlfarbig schillernden Fische hängen; aus allen Gäßchen, Thüren und Fenstern herausschreiende Weiber, die sich ihre kleinstädtischen Nachbarsgeschichten über die Straße erzählen, sich öffentlich zanken, beschimpfen, schlagen und sich im Nu ebenso öffentlich und in ebenso überschwenglicher Weise wieder versöhnen; Wasser tragende Mädchen, mit dem antikgeformten Krug auf der Schulter aussehend, als wären sie aus dem Fries des Parthenon oder aus einem pompejanischen Bilde herausgetreten, die sich in buntem Gewirr

um den dem Palazzo gegenüberliegenden, von einem marmornen Flußgott überragten Brunnen drängen.

Dieser Flußgott reitet auf einer Weltkugel; man hat ihm wie allen andern in Messina stehenden Statuen während irgendeiner Revolution die Nase abgeschlagen; auch den linken Fuß hat er zufälligerweise, per combinazione, wie die Italiener achselzuckend sagen, eingebüßt; den andern aber drückt er noch an die Weltkugel, als wäre er ein einfacher Marinaro oder ein Mönch, der gemächlich auf seinem Esel sitzt; in jeder Hand hält er einen anscheinend recht unbrauchbaren Henkelkrug, bis zu welchem das aus eisernen Röhren jetzt herausfließende Wasser nicht mehr heraufzubringen vermag. Der gute Flußgott, der Aquario, sieht mit seinem verwunderten, durch die abgeschlagene Nase ganz sonderbar und lächerlich negerartig verunstalteten Gesicht auf das Treiben des lärmenden Volks herunter und nach dem hohen stillen Palazzo hinüber, an dessen beiden Ecken große, goldeingerahmte, grell gemalte Madonnenbilder hängen mit immer brennenden Lämpchen davor. Er hat schon viel gesehen und erlebt seit dem Jahre 1602, seit ihn die Gunst Philipp's III., des Königs von Sicilien und Spanien, hier auf diese kollernde Weltkugel gesetzt: Stürme der Menschen und Stürme der Natur, Kriege, Revolutionen, Wolkenbrüche und Erdbeben! Von dieser Seite drangen nach der Bewältigung des Aufstandes im Jahre 1848 die Schweizerregimenter der letzten Bourbons in Messina ein, und dieser ganze Stadttheil wurde ihnen zur Plünderung überliefert; hier über diese Straßen und Plätze flogen in spätern Jahren die von Cialdini aus den eroberten Forts von Castellacio und Gonzaga auf die Citadelle gerichteten Granaten; hier schäumten während der großen Wolkenbrüche und Alluvionen der funfziger Jahre die Wellen

der aus ihrem Bette jählings herausgebrochenen Torrente von Portalegni; hier stürzten bei dem furchtbaren Erdbeben von 1783 Paläste, Kirchen und Häuser krachend zusammen — er allein, der alte Flußgott, und der ihm gegenüberliegende massive Palazzo blieben unter den Trümmern stehen. Wie alte Kriegskameraden schauen die beiden einander an und erzählen sich in stillen Mondnächten Geschichten aus den vergangenen Zeiten. Der Flußgott spricht in dem Plätschern des krystallhellen Wassers, das über die Weltkugel in sein zerborstenes Marmorbecken fließt, zu dem auf Säulen ruhenden Palazzo hinüber, und von drüben antwortet ihm das Flüstern des Windes aus dunkeln, golddurchglühten Orangenbäumen.

Der Palazzo ist das Stammhaus der edeln Familie der Brunaccini, Principi die San-Teodoro. Durch die Straße, die hier in die Stadt führt, ritt am 10. Mai 1787 Goethe, von Catania und Taormina kommend, mit seinem Begleiter Kniep und ihrem „wackern Führer", „an Trümmern nach Trümmern vorbei", in das „unselige Messina" ein. In dem Palast soll er zwei Tage später unter den in der „Italienischen Reise" so drastisch beschriebenen Verhältnissen die Bekanntschaft des alten, originellen Gouverneurs gemacht haben; und in dem großen Saale des Palastes fand das Mittagsmahl statt, von dem er so merkwürdige Dinge erzählt: — so lautet wenigstens die auch von den zuverlässigsten Reisebüchern, namentlich von Baedeker angenommene Tradition. Ob und in wie weit diese Tradition sich mit der historischen Wahrheit deckt, mag die Folge erweisen.

Ueber Goethe's Aufenthalt in Messina ist meines Wissens außer den in der „Italienischen Reise" enthaltenen Schilderungen nichts bekannt; ich wüßte wenigstens

nicht, daß jemand Nachforschungen angestellt, um diese so äußerst interessante Darstellung mit den in Messina etwa noch lebendiggebliebenen Erinnerungen zu vergleichen und so der deutschen literarischen Welt einen nähern Einblick in jene Zeit oder in die aus jener Zeit noch auf unsere Tage übergetragenen Familientraditionen zu eröffnen. Um diese Lücke, soweit es die Verhältnisse erlauben würden, auszufüllen, beschloß ich, die Nachkommen der Familie Brunaccini aufzusuchen und von ihnen zu hören, welche Ueberlieferungen von Goethe's Reise und Aufenthalt in Messina sich in ihrem Hause vielleicht erhalten haben. Durch die zuvorkommende Vermittelung eines mit der deutschen Sprache, Literatur und Kunst vertrauten jungen, messinesischen Kaufmanns, der mir bestimmt versicherte, der alte Gouverneur sei der Ahnherr des jetzigen Fürsten gewesen, wurde ich in liebenswürdigster Weise von dem Sprößling der Familie Brunaccini und jetzigem Träger des fürstlichen Titels eingeladen, ihn in seinem Palazzo zu besuchen. Es war in den ersten Tagen des September, die Hitze, obgleich nach nordischen Begriffen noch recht empfindlich, doch nicht mehr eine solche, bei der sich das Ausgehen in den Mittagsstunden verbietet, und so begaben wir uns denn, mein deutsch-italienischer Kaufmann und ich, nach dem Stammsitz der Brunaccini.

Durch das breite hohe Thor gelangt man in einen geräumigen, unregelmäßigen, verbauten Hof; gerade gegenüber öffnen sich zwei kleinere Thore, die in die Gärten und zu den seit einigen Jahren an eine hydrotherapeutische Badeanstalt abgegebenen hintern Gebäulichkeiten führen. Da die Familie der Principi Brunaccini wie so viele andere schon vor längerer Zeit nach Palermo übergesiedelt ist und in dem vernachlässigten Messina nicht mehr haushält, so haben die jetzigen Besitzer des messinesischen

Palazzo dessen weitläufige, seit ihrem Wegzug sozusagen brachliegende Räumlichkeiten nutzbar zu machen gesucht, und es nimmt in diesem trotz seines Rufes poetischer Leichtfertigkeit doch recht praktisch angelegten Volke niemand Anstoß daran, daß in dem Palast der Brunaccini unter demselben Dache eine Badeanstalt und eine Kleinkinderschule neben den alten Gemächern der Fürsten Platz gefunden. Rechts in dem großen Hofe zieht sich eine mit weiten ansteigenden Oeffnungen versehene steinerne Treppe zu dem obern Stockwerk hinauf. Vor einer schmalen unansehnlichen Thür macht man halt; der Custode der Schule, die ebenfalls auf diesen Flur mündet, weist den Besucher an, die Klingel zu ziehen, und merkt er, daß es ein Fremder ist, so zeigt er ihm über der Thür die alterthümliche und schon ziemlich verwitterte Marmorbüste einer Ahnfrau der Brunaccini und erklärt in der gefälligen südländischen Weise, warum die Büste an der Stelle steht und in wie großen Ehren diese Ahnfrau von der Familie gehalten wird.

Es währte eine Weile, ehe man uns öffnete; die Hausbewohner, meinte der Schulcustode, hielten sich gewöhnlich in den entlegenern hintern Gemächern auf. Endlich wurde ein Riegel gezogen und ein freundlicher alter Diener hieß uns eintreten. Wir wurden durch mehrere alterthümlich möblirte Zimmer in einen mit Gemälden und Bücherschränken ausgestatteten Salon geführt, wo man uns den Fürsten zu erwarten bat. Kurz darauf trat derselbe in das Gemach, ein noch sehr junger, feiner Mann mit edelgeschnittenen Zügen und zuvorkommendem, weltmännisch liebenswürdigem Wesen, in welchem der Anstand des vornehmen Herrn, der in größern Kreisen zu verkehren und von Kindheit auf an den Umgang mit vielen Menschen gewöhnt ist, sich zu erkennen gab. Schon

bei den ersten Worten, die wir wechselten, konnte ich bemerken, daß zwischen der Goethe'schen Erzählung und den Familienüberlieferungen der Brunaccini ein wesentlicher Unterschied bestehe. Als ich nämlich dem Fürsten sagte, es sei mir höchst interessant, den Palast zu besuchen, in dem Goethe vor bald einem Jahrhundert verkehrt habe, antwortete er mir, seine Familie sei heute noch stolz darauf, daß Deutschlands größter Dichter mehrere Tage unter ihrem Dache gewohnt habe. Im Verlauf unserer Unterhaltung und meines Besuchs gewahrte ich dann, daß diese letztere Auffassung, die mit Goethe's Angaben nicht übereinstimmt, in der Familie der Brunaccini, wie überhaupt in der messineser Gesellschaft, vollständig eingebürgert ist und sich auf zahlreiche, wenn auch vom Standpunkt der objectiven Kritik keineswegs erschöpfende Beweise stützt. Später mußte ich freilich noch eine ganz andere Entdeckung machen und zu meinem nicht geringen Erstaunen wahrnehmen, daß diese Familientraditionen nicht nur mit Goethe's Erzählung, sondern auch, und gerade in dem wichtigsten Punkte, mit der actenmäßig festgestellten Geschichte der Stadt Messina in Widerspruch stehen. Der junge Fürst entschuldigte die Verwahrlosung dieses Palazzo: derselbe diene der Familie nur noch als Absteigequartier, seit sie nach Palermo übergesiedelt; man habe ihn in dem Zustande belassen, in welchem er seit vielen Jahrzehnten sich befindet.

In einer Ecke dieses ersten Salons, neben dem Fenster, hängt ein altes Porträt. „Dies", sagte uns der junge Fürst, „ist das Bild meines Großvaters, des Gouverneurs von Messina, bei dem Goethe gewohnt!" Er sprach die Worte in so sicherm Tone, als handle es sich um die natürlichste Sache von der Welt, um eine Wahrheit, gegen die es keinem Menschen jemals ein-

fallen könnte auch nur den leisesten Zweifel zu erheben. Das Porträt, offenbar von einem unbedeutenden Künstler gemalt, stellt einen am Ende der vierziger Jahre stehenden Mann dar, in blauer Uniform mit dicken, steifen, rothen Aufschlägen; zwei Sterne zieren seine Brust. Man sucht in diesem Gesicht den „wüthenden Despoten", von dem Goethe erzählt, findet ihn aber nicht, ebensowenig wie den „Mann von sehr hohem Alter, gebückten Hauptes, unter grauen struppigen Augenbrauen schwarze, tiefliegende Blicke hervorsendend"; das Bildniß, das den Gouverneur jedenfalls in viel frühern Jahren darstellt, macht eher den Eindruck wie das eines nicht ungewöhnlich, weder despotisch noch originell, aber fest und willensstark angelegten Charakters; höchstens könnte man in diesem Gesicht die Anlage zu einer vielleicht in spätern Jahren zur Entfaltung gekommenen Barschheit entdecken: ein soldatischer Brummbär, wie man zu sagen pflegt, war der Mann, der aus diesem Rahmen uns anblickte, zur Zeit noch nicht. Daß aber das Bild den Gouverneur darstelle, und daß der Gouverneur der Großvater des Fürsten sei, wer hätte nach den so bestimmten Versicherungen des Hauptes der Familie Brunaccini hieran zweifeln können? Der Enkel muß doch wissen, wer sein Großvater gewesen.

In der Erinnerung der Messinesen, derjenigen wenigstens, die sich mit der Geschichte der Vergangenheit beschäftigen, lebt der damalige Gouverneur fort; man hat von ihm das Andenken eines umsichtigen und energischen Verwalters bewahrt, der es verstanden hat, nach dem furchtbaren Erdbeben die verwirrte und aufgelöste Einwohnerschaft mit fester Hand zusammenzuhalten, der den Kopf nicht verlor, vielmehr durch seinen eisernen Willen und die Entschiedenheit seines Auftretens auch seinen Mitbürgern die in so schweren Zeiten besonders nothwendige

Ruhe und Fassung wieder einzuflößen vermochte. Goethe rühmt ihm in seiner Reisebeschreibung nach, er habe sofort nach dem Erdbeben, das die Stadt fast vollständig zerstörte, Hand angelegt, den Schutt von den Straßen wegräumen und in das Innere der umgestürzten Häuser, deren Façade allein noch stehen geblieben war, werfen lassen und es dadurch den Einwohnern möglich gemacht, wieder dem Handel und ihren Gewerben nachzugehen. Es stimmt diese Bemerkung mit den heute freilich nur noch schwer aufzufindenden Abbildungen überein, welche gleich nach dem Erdbeben von einem künstlerisch nur mäßig begabten, aber wegen der naiven und peinlichen Genauigkeit seiner Zeichnungsweise für uns höchst schätzbaren messineser Bürger aufgenommen wurden. Auf diesen Blättern ist die Reihe der längs der Marine erbauten Palazzi abgebildet, wie sie einige Tage nach dem Erdbeben dem Blicke von den in den Hafen einlaufenden Schiffen aus sich darbot: eine traurige, entsetzlich zertrümmerte Reihe von Ruinen. Von den Palästen steht nichts mehr als die vordere Façade, und auch in diese hat die unheimliche vulkanische Gewalt furchtbare Lücken gerissen; durch die Fenster sieht man ins Leere; bis zum ersten Stockwerk sind im Innern dieser Gebäude die Trümmer aufgehäuft; vor den Häusern zwischen den untern Rundbogen liegen hohe Schutthaufen; die Straße ist frei, und die Durchgänge, welche von der Marine in die jetzige Strada Garibaldi, damals Via Ferdinando, führen, sind offen. So sah Messina aus, als Goethe diese Stadt besuchte, die er im Gefühl des Schauderns, das ihn bei diesem schrecklichen Anblick ergriff, die „unselige“, die „verdrießliche“ nannte, „an die Urzeiten, wo Sicaner und Siculer diesen unruhigen Erdboden verließen, erinnernd“; und daß man wieder durch die Straßen wandeln, daß man wieder Handel

treiben konnte, das hatte sie dem energischen Eingreifen des Gouverneurs zu verdanken.

Wir traten nun einen Rundgang durch die luftigen hohen Zimmer des Palazzo an: überall derselbe Charakter, dasselbe an das Ende des 18. Jahrhunderts erinnernde Ameublement; an den Decken und zum Theil an den Wänden prächtige, leider durch die Zeit arg verwaschene Fresken. Ein großer Saal eröffnet sich am Ende der Gemächer, welche hinter der Hauptfront hinlaufen; dieser, erklärte uns der Fürst, war es, den vormals der Gouverneur als Speisesaal benutzte und wo das von Goethe beschriebene stramme Mittagsmahl gehalten wurde. Heute ist dieser Saal in einen geräumigen Wohnsalon umgewandelt, in welchem wir im Vorbeigehen die junge, schöne, und wie mein Begleiter mir mittheilte, sehr geistreiche und belesene Fürstin Brunaccini begrüßen durften. Aus diesem Saale gelangt man in mehrere kleinere, nach einer Seitenstraße gelegene Gemächer. „Hier", sagte der Fürst, indem er uns in ein mit Freskogemälden geschmücktes, aber stark verbautes Zimmer führte, „hier wohnte Goethe, als er in Messina war." Das Zimmer geht auf eine kleine steinerne Terrasse mit der Aussicht auf den oben beschriebenen innern Hof. „Hier", fügte der Fürst hinzu, „pflegte Goethe den Abend zuzubringen." Ich konnte nicht umhin, unserm liebenswürdigen und gefälligen Wirth zu bemerken, daß Goethe in diesem Palazzo wol verkehrte, daß er aber nach den in seiner „Italienischen Reise" niedergelegten Erinnerungen nicht hier, sondern in einem Gasthofe gewohnt habe; worauf ich aber wieder die ganz bestimmte Antwort erhielt, das sei nicht richtig, die Familientradition der Brunaccini spreche sich ganz entschieden in dem andern Sinne aus; dieser Palazzo sei überhaupt nach dem Erdbeben fast

das einzige Haus gewesen, in welchem damals ein Mann wie Goethe wohnen konnte; der alte Gouverneur habe die Gewohnheit gehabt, allen bedeutenden Fremden sein Haus zur Verfügung zu stellen; von diesem, dem Großvater des jetzigen Fürsten, stamme auch direct und unbezweifelbar die Ueberlieferung, nach welcher Goethe im Jahre 1787 mehrere Tage in diesem Palazzo, in diesem Zimmer gewohnt und der Gast der Familie Brunaccini gewesen sei; die Familie besitze auch noch ein Manuscript, das ihr Goethe damals zum Andenken zurückgelassen. Auf meine Frage, ob ich dieses Manuscript sehen könne, wurde mir erwidert, dasselbe befinde sich zur Zeit in den Händen eines Verwandten, eines Priesters, der es zum Einbinden nach Rom mitgenommen und von dort erst nach einiger Zeit nach Messina zurückkehren werde. Mußte ich nicht unwillkürlich an den urkundenbergenden Priester von Santa-Maria della Scala denken? Mein Begleiter fügte hinzu, dieses Manuscript sei vielleicht das Original von Mignon's Lied:

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn?

Allerdings, muß dazu bemerkt werden, will eine in weitern Kreisen umlaufende Tradition wissen, daß dieses Lied in Messina und zwar auf der über die prachtvolle Meerenge hinschauenden Terrasse der Kirche San-Gregorio gedichtet worden sei, was auch schon im Jahre 1840 der Sicilien bereisenden Gräfin Ida Hahn-Hahn erzählt wurde, und was diese ausdrücklich in ihrem Buche „Jenseits der Berge“ (Seite 194) wieder berichtet. Es wurde mir bereitwilligst versprochen, besagtes Manuscript, sobald es von Rom zurückgelangt wäre, mir vorzulegen; durch dasselbe könnte vielleicht der Wider-

spruch, der zwischen den Familientraditionen und dem Goethe'schen Text besteht, einigermaßen aufgeklärt werden. Trotz aller Ehrfurcht, die man einer so bestimmt und sicher auftretenden Ueberlieferung entgegentragen mag, kann doch nicht verschwiegen werden, daß sie in allen Punkten mit den von Goethe selbst niedergeschriebenen Reiserinnerungen in scharfe Collision geräth. Goethe sagt ja ausdrücklich, er habe sich in Messina nicht zu erkennen gegeben; er weigerte sich auch, dem ihn begleitenden Offizier seinen Namen zu nennen: wie konnte dann aber der Gouverneur in diesem Unbekannten den deutschen Dichter vermuthen? Wie kam er dazu, ihm als einer „bedeutenden Persönlichkeit" sein Haus zu öffnen? Und andererseits, was hätte Goethe dazu bewegen sollen, in seiner Reisebeschreibung den Aufenthalt in Messina anders zu erzählen, als er sich in Wirklichkeit zugetragen hatte? Ich begnüge mich vorerst damit, diese Fragen aufzustellen, ohne noch deren Lösung zu versuchen, da ich das Manuscript, welches, wenn es von Goethe geschrieben und wenn es das des Mignon-Liedes sein sollte, jedenfalls in dieser Angelegenheit von großer Wichtigkeit wäre, noch nicht gesehen habe. Daß allerdings das Land, von welchem Mignon singt, kein anderes sein kann als speciell Sicilien, das wird keiner bestreiten wollen, der diese Insel bereist und ihren Charakter mit dem Charakter des Festlandes von Italien, selbst des südlichsten, zu vergleichen vermag. Ist es nicht in Messina selbst gedichtet, so haben doch die sicilianischen Eindrücke den Dichter vollständig erfüllt und beherrscht, als er das Gedicht niederschrieb: nicht in Neapel, noch viel weniger in Rom drängt sich dem Fremden das Bild auf, das Goethe mit so prächtig stimmungsvoller Färbung zum Ausdruck gebracht, von dem Lande,

wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn.

Sicilien allein, das der Dichter im Norden, Süden und Osten durchkreuzte, bietet in seinen unermeßlichen Citronenpflanzungen, mit seinen blaugrünen Wäldern von goldbesternten Orangenbäumen den Anblick, den Goethe in diesen Versen verherrlicht hat; und nichts scheint natürlicher, als daß sie hier in Sicilien — und warum nicht dort oben auf der Terrasse der Kirche San-Gregorio, von wo das entzückte Auge über das herrlichste Bild der sicilischen Küstenlandschaft hinschweift — geschrieben worden seien. Leider ward es mir aber nicht vergönnt, jenes Manuscript zu sehen, da der nach Rom gewanderte Priester bis zur Stunde noch nicht zurückgekehrt ist. Ich darf also bis auf weiteres die Kunde von dem Mignon-Liede als eine anmuthige Sage auf sich beruhen lassen.

Eine Sage? Wo aber, so mußte ich mich kurze Zeit später fragen, wo hört eigentlich in diesem Lande die Sage auf, und wo fängt die Geschichte an?

Die Besichtigung dieses Palazzo hatte nämlich in meinem Herzen ein Bedauern und einen Wunsch zurückgelassen: das Bedauern, daß noch nichts geschehen, um das Andenken an Goethe's Erlebniß in denselben auch äußerlich zu erhalten; den Wunsch, es möchte eine Gedenktafel über dem Eingang des Hauses angebracht werden, welche den Fremden wie den Einheimischen in Erinnerung bringe, daß hier im Jahre 1787 Deutschlands Dichterfürst verweilt habe. Kein Volk, überlegte ich bei mir, ist so stolz auf seine Dichter wie das italienische; kein Volk besitzt aber auch in größerm Maße die feinfühlende Ehrfurcht vor den Dichtergrößen anderer Nationen; wenn nun das Volk von Messina das Gedächtniß des deutschen Dichters ehrte, so würde ihm sein, als ob

es sich selbst damit ehre, und als ob ein Strahl von Goethe's Ruhme den Strahlen seiner eigenen dichterischen Ruhmesglorie sich zugeselle.

Ich beschloß daher, sowol mit den hiesigen Deutschen und Schweizern als auch mit dem Bürgermeister der Stadt Rücksprache zu nehmen, damit womöglich im Jahr 1887, bei Anlaß des Centenariums der Ankunft Goethe's in Messina, das Versäumte nachgeholt werde. Ueberall fand ich das bereitwilligste Entgegenkommen, und der mir persönlich befreundete Bürgermeister erbot sich in der liebenswürdigsten Weise, zunächst alle auf Goethe's Aufenthalt in Messina bezüglichen Thatsachen amtlich festzustellen und sodann die nöthigen Veranstaltungen zu treffen zu einer gemeinschaftlichen italienischen und deutschen Goethefeier. Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als nach einigen Tagen der Bürgermeister mir eröffnete, daß die Familientradition der Brunaccini, was die Person des Gouverneurs anlangt, absolut jeder Grundlage entbehre, da niemals ein Mitglied dieser Familie Gouverneur von Messina gewesen sei! Er nannte mir die Namen der Gouverneure aus jener Zeit: im Jahre 1783, als das Erdbeben stattfand, war Vincenzo Mancado, Fürst von Calvaruso Gouverneur; noch in demselben Jahre folgte ihm der Marschall Michele Odea; diesem folgte 1787 der Marschall Giovanni Danero, welcher das Amt bis zum Jahre 1800 verwaltete. Goethe's Gouverneur war mithin entweder der Marschall Odea oder dessen Nachfolger der Marschall Danero, jedenfalls aber kein Angehöriger der Familie Brunaccini, und man braucht nicht in den Zügen des Brunaccini-Porträts nach dem Charakter des „wüthenden Despoten“ zu forschen.

Was wird nun aber aus der Familientradition des Hauses Brunaccini? Mit Goethe's Aufzeichnungen und

mit der Geschichte von Messina läßt sie sich nicht vereinbaren; das Manuscript, das ein Beweisstück für ihre, wenn auch nur partielle Richtigkeit hätte abgeben können, scheint leider unwiederbringlich verloren zu sein — dennoch lebt die Tradition fort, sie fußt auf mündlichen Ueberlieferungen vom Vater auf den Sohn und vom Sohn auf den Enkel, und wer möchte annehmen wollen, das in so hohem, vertrauenswürdigem Kreise Ueberlieferte sei nichts als absichtliche Erfindung? Die Sage gedeiht eben in den südlichen Ländern rascher und üppiger als im Norden; sie überwuchert und erstickt die Geschichte, noch ehe diese emporgewachsen ist, unter ihrem dichten Laubwerk und Blumenflor; sogar um die Lebenden, oder die erst gestern Verstorbenen rankt sich schon, die geschichtliche Wahrheit erdrückend, das Schlinggewächs der Sage. Es ist die heiße blendende Sonne des Südens, welche in den Köpfen dieser leichterregbaren, leichtgläubigen Menschen Wahres und Erdichtetes durcheinander mischt. Wer denkt nicht dabei an die Schilderungen, die der französische, auch aus dem Süden gebürtige Schriftsteller Alphonse Daudet in den „Wunderbaren Abenteuern Tartarin's aus Tarascon" von seinen Landsleuten, den Provenzalen, entworfen hat? „Der Südländer", sagt Daudet, „lügt nicht; er irrt sich blos. Er sagt nicht immer die Wahrheit; aber er glaubt, daß er sie sage. . . . Sein Lügen ist kein Lügen, es ist eine Art Luftspiegelung. Ja, eine Luftspiegelung! . . . Wenn überhaupt im Süden jemand lügt, so ist es allein die Sonne."

Und so möchte auch ich, vor dem unlösbaren Räthsel dieser messinesischen Goethetradition stehend, mit dem alle Widersprüche versöhnenden Bilde einer Luftspiegelung, einer täuschenden freilich, aber so unschuldig, so kindlich täuschenden Fata-Morgana schließen. Die Wahrheit kann es

nicht sein, was die Familienüberlieferung erzählt; die Grenze zwischen Dichtung und Wahrheit ist nicht mehr festzustellen; aber man glaubt hier nun einmal an die Dichtung und erzählt sie weiter, in der festen Ueberzeugung, daß man die reinste Wahrheit erzähle. Wir stehen vor einer Mythenbildung.

Die Sonne des Südens allein ist es, die alles umwandelt und durcheinander mischt!

---

6. Schiller's sicilianische Dichtungen.

Schon oft, und von berufener Stelle, ist hervorgehoben worden, welch tiefes Verständniß der schweizerischen Natur und des schweizerischen Volkscharakters Schiller, ohne je in der Schweiz gewesen zu sein, in seinem „Wilhelm Tell“ bekundete, und welchen wichtigen Einblick in die Werkstatt des schaffenden poetischen Genius dieses, fast möchte man sagen instinctmäßige Hineinleben des Dichters in ein ihm Unbekanntes zu gewähren vermag. Niemals ist die Schweiz mit richtigern, treffendern Farben gemalt worden als in diesem Drama eines Dichters, dem es niemals vergönnt gewesen, mit den leiblichen Augen zu sehen, was in seinem geistigen Auge mit so wunderbarer und bis in die kleinsten Details nachweislicher Formen- und Farbentreue sich widerspiegelte. In südlichen Gegenden geschieht es, daß eine Fata-Morgana vor des Reisenden Auge plötzlich eine Stadt, oder eine Küste, oder auf hohem Meere heranziehende Schiffe erscheinen läßt, die weit unter seinem wirklichen Gesichtskreise liegen: so könnte man dieses Schauen des Unbekannten auf dem Gebiete der Dichtung

als eine geistige Fata=Morgana bezeichnen, die sich freilich nur Bevorzugten erschließt, die nur demjenigen lächelt, „welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset". Doch nicht blos auf einem einzelnen Gebiete bewährt sich beim Dichter diese Gabe, das Nichtgesehene zu schauen, das Nichtgehörte in seiner Seele erklingen zu hören, nein, diese im eigentlichen Sinne des Worts prophetische Natur des Dichters erstreckt sich auf das gesammte Bereich seines Schaffens, und diese Gabe ist es, die ihn, hat ihm nicht nur „Phöbus die Augen", sondern auch „Hermes die Lippen gelöset", befähigt, uns mit sicherer Hand durch alle Länder und Zeiten zu führen und wie ein Seher das Vergangene, als lebte und athmete es noch, vor uns hinzuzaubern. Wie es Schiller in „Wilhelm Tell" mit der Schweiz, so ist es ihm auch in der „Bürgschaft", in dem „Taucher" und ganz besonders in der „Braut von Messina" mit Sicilien, mit der süditalienischen Natur, mit dem sicilischen Volkscharakter gelungen, und wenn dies bisjetzt meines Wissens noch nicht näher besprochen, noch nicht bewundernder hervorgehoben wurde, so liegt wol der Grund darin, daß Sicilien bis noch vor wenigen Jahren für uns Nordländer fast ein verschlossenes Land war, das überhaupt sehr selten bereist wurde, ja daß es bis auf den heutigen Tag noch so gut wie unbekannt ist. Selbst Deutschland, das von allen europäischen Staaten das meiste Verständniß für fremde Länder= und Völkerkunde besitzt, hat sich mit dieser am Ende des europäischen Welttheils liegenden, fast schon in das afrikanische Gebiet übertretenden sonnenbeglänzten Insel des Odysseus nur wenig befaßt; sie bleibt für uns ein fernes, heißes Fabelland, in tiefer Meereseinsamkeit liegend, aus welcher sie nur in unsichern Umrissen und in verschwimmender, wenn

auch licht- und lavadurchstrahlter Färbung hervortritt als das seltsame, von unverständlichen Gegensätzen zusammengesetzte, anziehende und unheimliche Reich der Orangen und des Schwefels, des ewigen Frühlings und der alles zerstörenden Erdbeben, der wunderbaren griechischen Tempel und des Segen und Verwüstung spendenden Aetna. Holm's „Geschichte Siciliens im Alterthum“ hat, mit Benutzung der von den alten Historikern wie der von Curtius und Mommsen angestellten Forschungen, die feste Basis zur Kenntniß der Insel gelegt; die Reisebeschreibungen von Goethe, Spielhagen, Kephalides, Koßmann, die Monographien von Gregorovius und Hartwig, die Sammlungen und Uebersetzungen der sicilischen Märchen und Volkslieder von Laura Gonzenbach und Woldemar Kaden haben dem deutschen Publikum den Einblick in verschiedene Theile des sicilischen Lebens und der sicilischen Cultur eröffnet; so vortrefflich sie aber sein mögen, haben diese Veröffentlichungen denn doch nicht zur Folge gehabt, daß Sicilien in Deutschland wie ein bekanntes, verwandtes Familienglied aufgenommen wurde. Die Insel bleibt uns fremd, und wenn von Neapel mit Recht gesagt wird, daß es heute vor den Thoren Deutschlands liege, so kann dies nicht für das noch weit entfernte, dem Kreise unserer gewöhnlichen Reise- und Wandergebiete entrückte Sicilien gelten.

Diese Kluft, die uns von dem Cyklopeneilande trennt, hat Schiller in dem ahnungsvollen Schaffen seines Dichtergeistes übersprungen; mit Staunen und Bewunderung nimmt derjenige, welcher die Insel näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, wahr, in wie hohem Grade der äußere und ganz besonders auch der innere Charakter dieses Landes und dieses Volkes sich dem Dichter der „Braut von Messina“ offenbarte. Hätte Schiller in

Sicilien gelebt, er hätte nicht anders schreiben, seinen Personen keine andern Umrisse, seinen Schilderungen kein anderes Colorit geben können, als uns dies in der „Braut von Messina", im „Taucher" und in der „Bürgschaft" so anschaulich entgegentritt. Nicht ohne Grund stelle ich das Drama in die erste Linie; es geschieht nicht sowol wegen der größern materiellen Ausdehnung dieses Werkes als vielmehr wegen der tiefern und vollständigern Kenntniß des sicilischen Volkscharakters, die sich durchweg in ihm kundgibt. „Der Taucher" und „Die Bürgschaft" führen uns sozusagen an den Rand, „Die Braut von Messina" aber führt uns in das Innere des sicilischen Lebens ein. In den beiden Balladen werden zwei Ereignisse erzählt, die in Messina und in Syrakus spielen. Die Menschen, die handelnd und leidend darin auftreten, könnten zwar ebenso gut in Griechenland, in Norditalien, in Frankreich oder in Deutschland gehandelt und gelitten haben; die Scenerie aber ist echt sicilisch; sie bildet den Stoff, aus welchem der Dichter jene meisterhaften, so unvergleichlich charakteristischen Land- und Seegemälde zu schaffen wußte.

Dem „Taucher" von Schiller liegt eine Begebenheit zu Grunde, die sich unter der Herrschaft der Hohenstaufenschen Kaiser in Messina ereignete. Zur Zeit, als der römische Kaiser und König von Sicilien Friedrich II. in Palermo seinen Hofhalt führte, lebte in Messina ein cataneſischer Fischer, genannt Cola Pesce, der sich durch seine wunderbare Gewandtheit im Tauchen unter der ganzen Küstenbevölkerung berühmt gemacht hatte; er lebte mehr auf und in dem Meere als auf dem Lande, weshalb ihm der Name Pesce, der Fisch, beigelegt wurde. Der Kaiser, der viel von ihm gehört haben mochte, wollte selbst Zeuge seiner seltenen Schwimm- und Taucher-

kunst sein, und als er einmal Messina besuchte, ließ er Cola Pesce einladen, vor seinen Augen ins Meer zu springen und einen goldenen Becher, den er hineingeworfen, vom Grunde heraufzuholen. Zu zwei malen tauchte Cola Pesce unter und brachte den Becher aus der Tiefe herauf; das dritte mal aber kehrte er nicht wieder. Dieses Ereigniß wird in den verschiedenen Chroniken von Messina erwähnt und erzählt; es möge genügen, hier die ausführliche Notiz darüber mitzutheilen, die das bedeutendste Werk über die Geschichte dieser Stadt: „Annali della Città di Messina" von Domenico Gallo, im zweiten Bande S. 185 enthält:

„Cola Pesce uomo al certo da recar meraviglia a posteri. Questo fin da fanciullo avvezzo a vivere in mare, in esso nuotando, tutto il tempo abitava fra pesci, lasciando la compagnia degli uomini, per il che il cognome di pesce acquistossi. Dicesi, che racontasse cose portentose di ciò, che osservava sotto le onde, delle opere della natura, e sue produzioni, tuttocchè tali notizie da lui raccontate, non siano passate a noi. Faceva nuotando lunghi viaggi, anche con mare tempestoso, ed incontrava i bastimenti in alto mare, a cui dava ragguaglio di ciò, che occorreva, ed in premio ne ricavava del cibo, indi buttandosi di nuovo in mare, proseguiva il suo viaggio. Costui essendo tenuto in molto pregio in Messina, per la rara maniera del suo vivere, accadde, che in certo giorno solenne, il Rè Federico volle far prova di sua abilità e valore; onde nel Porto di Messina, ed appunto sotto il proprio Real Palaggio, buttar fece in mare una tazza d'oro, ordinando a Cola, che andar dovesse a prenderla in quel fondo, il che due volte seguì. Ma la terza volta mai più ritorno all'

in sù, tuttocchè lungo tempo dal Rè, e dal Popolo aspettato in vano. Credesi ch' entrato essendo nelle profonde voragine, e caverne, districar non potendosi, o difendere dal corso, e furore delle acque, si fosse sommerso; o che qualche fiera marina devorato l' avesse. Moltissimi sono gli autori, che d' esse fan menzione, il Fazzello nella p. Dec., lib. 2, cap. 2. Assicrisce che nato fosse in Catania. Pietro Messia nella Selva di varia lezione. Samp. Mess. Illustr. p. p. libr. 5, n. 275, ed altri mollti."

Dies der geschichtliche Untergrund, auf welchem Schiller seine Ballade „Der Taucher" aufbaute. Mit dichterischer Freiheit hat er den Ort der Handlung verlegt, er läßt seinen Helden, der nicht ein sicilischer Fischer, sondern ein Knappe aus dem Gefolge des Königs ist, nicht in dem eigentlichen Hafen von Messina, vor dem königlichen Palast, sondern auf dem andern Ufer der Hafensichel in den Strudel der Charybdis untertauchen. Der königliche Palast, in dessen unmittelbarer Nähe, „appunto sotto il proprio Real Palaggio", wie Domenico Gallo ausdrücklich sagt, Cola Pesce ins Meer gesprungen sein soll, lag an dem hintersten Ende des Hafens; es war ein alterthümlicher Bau, dessen Gründung Sampieri in seiner „Iconologia" und Buonfiglio in seiner „Beschreibung Messinas" bis in die erste Zeit des Christenthums zurückdatiren; er wurde von den Sarazenen zerstört, dann von dem Conte Ruggiero wiederhergestellt und von König Friedrich II. von Aragonien im Jahre 1329, wie eine gothische Inschrift bezeugte, reich und glänzend ausgeschmückt.

Das Erdbeben von 1783 verwandelte den Palast, dessen Pracht die alten messineser Annalisten nicht genug rühmen konnten, in einen Schutthaufen, und heute er-

hebt sich an seiner Stelle die neu erbaute, in modernem Stil eingerichtete Dogana. Die größten Schiffe legen direct an der Mauer der Marine an, so steil und tief senkt sich hier das aus alten Lavafelsen geformte Ufer ins Meer hinab: ein Umstand, der für uns von Wichtigkeit ist, da wir in dieser Uferformation die messinesische Legende von Cola Pesce bestätigt finden. Wir können uns nun auch, dank den noch vorhandenen Bildern von dem alten Messina und den in den Annalen dieser Stadt enthaltenen Beschreibungen des Palazzo Reale, wie er in der Zeit zwischen der Herrschaft des Conte Ruggiero und der des Königs Friedrich II. von Aragonien war, die ganze Scene vergegenwärtigen, die sich daselbst abspielte, als der Hohenstaufen-Kaiser Friedrich II. im Angesicht des versammelten Volkes den goldenen Becher in die Flut warf, Cola Pesce dreimal untertauchte, das dritte mal aber für immer unter den Wellen verschwand. Die Rücksicht, die den deutschen Dichter bewog, den Ort des Ereignisses auf die andere Seite des Hafens zu verlegen, ist leicht zu errathen: an der nördlichen Spitze der sichelförmig den Hafen von Messina einschließenden Landzunge soll, den alten wie den neuern Geschichtsforschern zufolge, die von den Griechen und Römern gefürchtete Charybdis gewesen sein, und die Doppelwirkung, die durch das Hereinziehen dieser — nach der in literarischen Kreisen noch maßgebender Schilderung Homer's — so furchtbaren und grausigen Naturerscheinung in ein an und für sich schon ergreifendes und durch die verschiedenen poetischen Zuthaten noch ergreifender gestaltetes Ereigniß hervorzurufen war, mochte und durfte der Dichter sich nicht entgehen lassen. Mit kühner Hand führt er den Kaiser und sein Gefolge, des Kaisers Tochter und den dichterisch idealisirten Taucher auf den Felsen, unter welchem er

nach den literarischen Ueberlieferungen den brandenden Strudel der Charybdis vermuthet. Auf die Charybdis paßt aber die Beschreibung nicht ganz, die Schiller von diesem meerumbrandeten Strudel macht; um nun das Bild in solcher Weise, wie es seinem Geiste vorschwebte, zu ergänzen, mußte der Dichter noch weiter eingreifen und der Charybdis auch die ihrer fabelhaften Schwester, der Scylla, angehörenden Natureigenschaften beilegen.

Ein Strudel besteht zwar heute noch an der Stelle, wohin die Sage die Charybdis versetzte; es stoßen hier die beiden den sicilischen Stretto in regelmäßigem Hin- und Herfluten durchziehenden Meeresströmungen zusammen, und durch dieses Zusammenstoßen bildet sich ein Wirbel, der besonders bei heftigem Sirocco weithin sichtbar ist und kleinern Fahrzeugen gefährlich werden kann; die Wellen tanzen wild um das Vorgebirge herum; die Flut tost gewaltig, und hoch in die Lüfte spritzt der weiße Gischt. Daß dieser Strudel in frühern Jahrhunderten noch gefährlicher war, darf wol angenommen werden; die Schiffe waren damals kleiner; noch stand die Dampfkraft ihnen nicht zu Gebote, und überdies ist es ja nicht unmöglich, daß infolge der vielen und mächtigen Erderschütterungen, die gerade diesen Theil der Insel heimsuchten und noch heimsuchen, die Beschaffenheit des Ufers und des Meeresgrundes hier gewaltige Veränderungen erlitten hat. Wenn man bedenkt, daß die sicilischen Küsten, im Osten wie im Westen, im Süden wie im Norden, in ewig wechselndem Sinken und Steigen begriffen sind; wenn man sieht, wie z. B. das heutige Girgenti fast eine Stunde vom Meere entfernt liegt, während in alten Zeiten die Schiffe in den Hafen von Akragas bis fast an den Fuß der Tempelmauern einfahren konnten; wenn man die Erdbeben in Betracht zieht, welche

die gewaltigen Tempel von Selinunt und Akragas in Schutthaufen verwandelten und noch vor kaum einem Jahrhundert die blühende Stadt Messina in den Staub warfen, so wird man sich dem Gedanken nicht wohl verschließen können, daß möglicherweise die Charybdis in vorhistorischen Zeiten dem Bilde, das die alten Dichter von ihr entworfen haben, ähnlicher gewesen sei, als sie es jetzt ist. Wie dem aber auch sein mag, in ihrer jetzigen Gestalt bleibt sie weit hinter jenem Bilde zurück: Odysseus konnte an dem Strudel des Garofalo, wie heute die Charybdis genannt wird, ruhiger vorübersegeln, und Schiller's Taucher würde umsonst hier den Felsen suchen, von dessen Höhe er ins Meer gesprungen ist. Das Ufer sinkt zwar steil in die Tiefe; es erhebt sich aber nur wenige Fuß über das Meer, und eine öde Sandfläche breitet sich da aus, wo der Dichter die himmelanstrebende Klippe hingezaubert. Deckt sich aber das von Schiller entrollte Bild nicht mit der Charybdis, so findet es doch in der Scylla sein getreues Spiegelbild.

Hier, auf dem calabresischen Ufer, dem äußersten nordöstlichen Vorgebirge von Sicilien schräg gegenüber, stehen drohend die schroffen, starren Felsenriffe der Scylla. Erdbeben haben eine Hälfte der ungeheuern Klippe in die Tiefe des Meeres geschleudert; der stehengebliebene Steinwürfel führt uns aber mit seinen furchtbar steilen Wänden, nebst den rings in der See herumgestreuten, von Schaum bedeckten Riffen und den längs der calabresischen Küste hinlaufenden Felslabyrinthen nicht nur zu Schiller's Ballade, sondern noch weiter zurück, zu der Odyssee und zu dem Ungeheuer Homer's. Auf einem dieser hohen Felsenrücken konnte der Kaiser mit seinem Gefolge sitzen und dem kühnen Schwimmer gebieten, sich in die Tiefe zu stürzen; in diesem unheimlichen Klippengewirr saust

und braust es während der Herbsttage, als ob drohende Ungeheuer auf den Schiffer lauerten; wie Hundegebell, erzählen die Fischer, heult die Stimme der gepeitschten See; jähe Wirbel öffnen zwischen den Riffen trichterförmige Schlünde: und eben in der Schilderung dieser grausigen Natur bewährt sich auch die seltene Gabe unsers Dichters, wie ein Seher uns das Nichtgesehene vor Augen zu führen. Daß Schiller mit bewußter logischer Consequenz die verschiedenen Abweichungen von der historischen Wahrheit vorgenommen habe, daß er mit genauer Ueberlegung von dem Palazzo Reale zu der Charybdis und von der Charybdis zu der Scylla übergegangen, bin ich weit entfernt behaupten zu wollen; nein, der dichterischen Nothwendigkeit folgend, setzte er das Bild aus denjenigen Elementen zusammen, die ihm als die wirkungsvollsten erschienen. Dieses Bild aber ist in seinem dichterisch zusammengefügten Rahmen das getreueste, das überhaupt zu bieten möglich war; die Klippe, das Meer, der Strudel, die in den Tiefen der See wimmelnden Ungeheuer, alles tritt vor unsere Seele, wie es hier am Orte selbst vor unsere Augen tritt; nicht ein Phantasiegebilde, sondern die echte sicilische Scylla, wie sie während der Octoberstürme erscheint, finden wir in der deutschen Ballade wieder.

Dasselbe kann in verändertem Maßstabe von den Bildern gesagt werden, die sich in der „Bürgschaft" entrollen. Die Waldbäche, die nach einem Gewitter plötzlich von den Bergen in die Thäler stürzen und, in wildbrausende Ströme verwandelt, Brücken und Bäume und Häuser mit sich reißend, den Wanderer an das Ufer gebannt halten; die Räuber, welche den Einsamen überfallen und, obwol in Ueberzahl, sobald derselbe sich zur Wehr setzt und einige von ihnen zu Boden streckt, in der Flucht ihr Heil

suchen: das sind Pinselstriche, die in kurzen Zügen und leicht hingeworfenen Farben ein treues Conterfei der sicilischen Natur und einer gewissen Seite des sicilischen Volkscharakters darbieten.

Ganz besonders und in prägnantester Weise offenbart sich aber Schiller's dichterische Sehergabe in der „Braut von Messina". Es ist über dieses Drama, das den antiken Chor in modernem Rahmen auf die Bühne führt, viel für und wider geschrieben worden; Schiller selbst hat es für nöthig erachtet, ein erläuterndes Vorwort über die Bedeutung des Chors und am Schluß über die — nachher auch von einigen Kritikern scharf gerügte — Vermengung der christlichen Religion mit der griechischen Mythologie und gewissen mohammedanischen Anklängen vorauszuschicken. Hätten die Kritiker das Drama hier in Sicilien gelesen, hätten sie sich, bevor sie schrieben, von dem süditalienischen, halb griechisch-, halb christlich-katholischen und mit allerlei muselmanischen Adern durchsetzten Geiste anwehen lassen, so würden wol ihre tadelnden Bemerkungen unterblieben sein. Freilich genügt dazu nicht eine touristenartig im Sturmschritt ausgeführte Rundreise mit einer Stangen'schen Reisegesellschaft, sondern man muß dieses sicilische Leben mitgelebt, diese Gefühle mitgefühlt und dem Athem dieser seltsamen Cultur seine Brust geöffnet haben. Daß der Dichter selbst bestrebt war, die von ihm erfundene Handlung und die darin sich bewegenden Personen dem sicilischen Gewande anzupassen, in das er sie mit vollem poetischen Bewußtsein gekleidet, daß er geflissentlich gerade der sicilischen Färbung vor jeder andern den Vorzug gab, dies erhellt zur Genüge aus den letzten Zeilen seines Vorworts, wo es heißt: „Ich habe die christliche Religion und die griechische Götterlehre vermischt angewendet, ja

selbst an den maurischen Aberglauben erinnert. Aber der Schauplatz der Handlung ist Messina, wo diese drei Religionen theils lebendig, theils in Denkmälern fortwirkten und zu den Sinnen sprachen." Goethe's italienische Reise dürfte auf die Wahl dieses Schauplatzes der Handlung nicht ohne Einfluß geblieben sein, wie ja Schiller zu derselben Zeit, ebenfalls auf Goethe's Zureden, an die Behandlung der schweizerischen Tell-Sage ging. Daß es aber dem Dichter gelungen, in der „Braut von Messina" den sicilischen Landes- und Volkscharakter so treffend darzustellen, mochte er wol selbst nicht ahnen, da er Land und Volk nur vom Hörensagen und durch die Lektüre der alten Classiker kannte.

Umsonst wäre das Bemühen, in der Geschichte Messinas irgendeinen Anknüpfungspunkt an die eigentliche Handlung des Schiller'schen Dramas zu suchen. Einen „selbsterfundenen Stoff" nennt diese mit Recht die Kritik, fügt aber hinzu, daß sie aus dem Bilde des Eteokles und Polyneikes, aus den durch Liebeseifersucht zum Brudermord getriebenen Brüdern in den „Zwillingen" von Klinger, aus dem „Julius von Tarent" von Leisewitz und aus dem „König Oedipos" von Sophokles zusammengesetzt sei, was auch Schiller in seinem Briefwechsel mit Goethe (Th. 3, S. 289) ausdrücklich bestätigt, wenn er sagt: „Ich habe mich dieser Tage viel damit beschäftigt, einen Stoff aufzufinden, welcher von der Art des Oedipus rex wäre." Auch die Legenden und alten Sagen Messinas wissen nichts von einer Fürstenfamilie, die durch eine Verkettung tragischer Schicksalsschläge, wie sie Schiller uns vorführt, heimgesucht und vernichtet worden wäre.*)

*) Ich habe mich, um völlige Gewißheit in dieser Hinsicht zu gewinnen, an einen mit der messinesischen Geschichte genau

Der Dichter hat aber den von ihm selbständig geschaffenen und den Zwecken seiner Dichtung angepaßten Vorwurf des-

---

vertrauten, aus Messina gebürtigen Gelehrten, der auch als Dichter eine hervorragende Stellung in der literarischen Welt Siciliens einnimmt, an meinen verehrten Freund Cannizzaro gewandt. Er war so freundlich, die alten ihm wohlbekannten Chroniken in dieser Richtung einer sorgfältigen Durchmusterung zu unterziehen und mir folgende Bemerkungen, die ich in Uebersetzung wiedergebe, mitzutheilen: „Wenn die «Braut von Messina» einen historischen Untergrund hat, so kann derselbe nur in einer Periode zu suchen sein, wo das Christenthum schon herrschend war, wo aber noch Muselmänner in Messina lebten, denen man die Ausübung ihres Cultus noch gestattete, und zwar nach dem Jahre 1299; denn es ist in dem Schiller'schen Drama von dem heiligen Hause von Loreto die Rede, und nur bis zum Jahre 1299 reicht diese Tradition hinauf, und endlich muß die Handlung in der Zeit gesucht werden, in welcher eine Isabella Fürstin von Messina oder richtiger Fürstin der ganzen Insel war, und in welcher die Bürgerkriege Sicilien heimsuchten. Schiller spricht auch von einem am Meere gelegenen Schlosse; es kann dies nur das ehemalige königliche Schloß bei der heutigen Dogana oder das an der Spitze von San-Ranieri am Eingang des Hafens gelegene Schloß Santa-Anna, das heutige San-Salvatore, gewesen sein. Durchblättern wir nun die Geschichte Messinas, so finden wir, daß alle diese Momente auf die Regierung Ludwig's von Aragonien, des Sohnes von Pietro II. König von Sicilien und Isabella von Kärnten, der Tochter Ludwig's von Baiern, passen. Isabella heirathete den König Pietro im Jahre 1321; Pietro starb 1342 und hinterließ acht Kinder: fünf Töchter, Constanza, Aebtissin des Klosters Santa-Chiara, Eufemia, Nonne in demselben Kloster, Eleonore, die den König Pietro IV. von Aragonien heirathete, Bianca und Violanta, und drei Knaben, Luigi, Giovanni und Federigo. Keiner unserer Chronikschreiber nennt eine Beatrice oder einen Don Manuel oder einen Don Cesar; sie reden auch nicht von irgendeiner Rivalität zwischen den Söhnen Pietro's II., noch von einer Verfeindung zwischen

wegen in diese Stadt und auf diese Insel verlegt, weil er gerade hier den zu diesen Zwecken geeignetsten Ort für eine Handlung vorfand, in welcher die altgriechischen Schicksalsmotive mit den mittelalterlich-christlichen Momenten zu einem wirkungsvollen Ganzen zusammenschmelzen sollten. Hier, wo die verschiedensten Culturen sich ineinander ver-

---

ihnen und ihrer Mutter. Luigi, geboren im Jahre 1338, war König von 1342 bis 1355 unter der Regentschaft zuerst seines Oheims Giovanni Herzogs von Randazzo, dann Blasco's von Alagona, dann Matteo Polissi's, dann zum zweiten mal Blasco's von Alagona, endlich seiner Schwester Eufemia. Sein Bruder Giovanni starb sehr jung. Federigo, mit dem Zunamen der Einfältige oder der Gutmüthige, folgte Luigi auf dem Thron im Jahre 1355 und regierte bis 1377. Er verheirathete sich dreimal, zuerst mit Caterina, Tochter Pietro's IV. von Aragonien, dann mit Antonia, Tochter des Herzogs von Andrie, und endlich mit der Tochter des Barnabo Visconti von Mailand. Unter beiden Königen verheerten Bürgerkriege das Land. Die großen Geschlechter der Clairmont, Palissi, Rossi und Alagona bekriegten sich fortwährend. Matteo Palissi wurde im Jahre 1350 von dem Volke im königlichen Palast und vor den Augen des Königs ermordet. Die Residenz der sicilischen Könige war in Messina und in Catania. Isabella selbst bewohnte sehr lange die erstere Stadt, und die Chroniken sprechen von keiner andern Königin ihres Namens, die in Messina residirt hätte. Möglich ist es, daß irgendein intim häusliches Ereigniß, dessen Spur Schiller vielleicht in irgendeiner deutschen Biographie der Isabella von Baiern fand und zu seinem Zwecke verarbeitete, den Vorwurf zu der «Braut von Messina» geliefert hat; aber es ist dies doch schwer anzunehmen, da, wenn ein solches Ereigniß wirklich stattgefunden hätte, die messineser Chroniken darüber berichtet hätten und besonders C. Domenico Gallo, der vollständigste messineser Chronist, dem alle historischen Quellen offen standen, dasselbe erwähnt haben würde."

schlingen, wo die alte Welt mit der modernen zusammenstößt, wo das Christenthum noch bis auf den heutigen Tag in dem seltsamen Faltenwurf eines an die griechische Mythologie und an den byzantinischen Orientalismus erinnernden Kleides einhergeht, wo normännische Kirchen in die Säulen der alten Tempel des Zeus und der Juno eingebaut sind, wo der Marien-Cultus so sonderbar in den Minerva- und sogar in den Isis-Dienst hinüberspielt, wo überdies karthaginensische und maurische, phönizische und sarazenische Anklänge sich überall mit griechischen, römischen und normannischen vermischen — hier konnte des Dichters Phantasie frei mit den für seine Zwecke nothwendigen Elementen der Schicksalstragödie walten und durch deren uneingeschränkte Verwerthung bedeutende tragische und lyrische Wirkungen erzielen.

Was er in dem oben citirten Schlußpassus seiner Vorrede zu der „Braut von Messina" von der Vermengung der christlichen mit der griechischen und muselmanischen Religion befürchtet, trifft hier nicht zu: die nordischen Leser oder Zuhörer mögen sich wol von diesem Ineinandergreifen so verschiedenartiger Motive betroffen und in ihren Gewohnheiten gestört fühlen, nicht aber diejenigen, welche das Drama hier in Sicilien aufschlagen und unter dem Eindruck dieser südlichen, fast orientalischen, fast afrikanischen Verhältnisse wieder lesen. Es ist vielmehr gerade dieses Moment eins derjenigen, welche der „Braut von Messina" einen so merkwürdig zutreffenden sicilischen Charakter aufprägen. Griechenland und Rom ragen hier noch mit Tausenden von Verzweigungen in das öffentliche, religiöse, politische und bürgerliche Leben herein, sodaß man überhaupt von Sicilien nicht reden, an Sicilien nicht denken darf, ohne zugleich von dem hellenischen Alterthum zu reden, an das hellenische

Alterthum zu denken, und fast in derselben Weise, wenn auch nicht in demselben Maße, drängen sich maurische, mohammedanische Eindrücke auf. Das ganze Land, das Leben und Trachten, die Sitten und Ueberlieferungen, die religiösen Anschauungen und Andachtsübungen, alles führt uns in jene alten, für uns Nordländer längst verschollenen, hier im Süden aber noch immer fortlebenden Welten zurück. So wie in den halbzertrümmerten und seltsam verbauten Tempeln, Kirchen, Castellen und Palazzi die dorische Säule ein mit maurischen Arabesken verziertes Architrav und darüber ein mit dem Normannenkreuz versehenes gothisches Spitzfenster trägt, so vermengen sich auch die drei Culturen und die drei Religionen zu einem wunderbaren, wenn auch im ersten Augenblick etwas sonderbar wirkenden Ganzen. Wer einige Zeit hier gelebt hat, findet nichts natürlicher, als daß sich der griechische Olymp und der christliche Himmel mit einem Stück mohammedanischen Paradieses in demselben Rahmen vereinigen; wie schwer ist es doch oft, zu bestimmen, was in einem religiösen Kunstwerke der christlichen, was einer nichtchristlichen Religion angehört! Pallas Athene und Isis werden unter dem Namen der Jungfrau Maria verehrt; ein Jupiterkopf gilt für das Haupt des mosaischen Jehovah; eine katholische Einsiedelei steht auf den Trümmern eines griechischen Tempels; die Kapelle irgendeines römischen Heiligen ist in die korinthische Säulenhalle, unter die halbzerfallene Kuppel eines dem Poseidon oder dem Pluto gewidmeten Heiligthums eingebaut. Nicht so widersprechend, wie es manchem scheinen mag, gesellen sich in diesem Lande zusammen die hohe Königin des Himmels und die strenge Diana, die Freundin der Jagd, das Kloster und das Orakel, der gothische Gottesfriede und die griechische Eumenide. In demselben Tiegel

haben sich diese Begriffe zusammengeschmolzen, und aus ihnen ist die Gesammtbildung erstanden, die sich uns in diesem völker- und götterdurchwanderten Eilande darbietet.

Nicht minder treu, nicht minder schlagend ist das Bild, das Schiller, freilich nur in großen Umrissen, aber gerade in den charakteristischsten, von dem sicilischen Volkscharakter entwirft. Er thut dies ganz besonders in dem Auftreten, der Handlung, den Gesängen und Zwiegesprächen des Chors; und sollte, wie Schlegel meint, dem Dichter ein Vorwurf daraus erwachsen, daß er den Chor nicht in antiker Weise hoch über den Personen des Dramas schwebend, sondern durch Parteihader und durch Parteiergreifung mit denselben in enge Mitleidenschaft gezogen auftreten läßt, so wäre dieser Vorwurf gerade von dem Gesichtspunkt der außerordentlich treffenden, nicht erhaben menschlichen, sondern local sicilischen Färbung noch schärfer zu betonen. Nicht ein nach den ewigen Gesetzen des Rechts urtheilendes, über alle den Verstand und die Sinne bedrückenden kleinlichen menschlichen Zuthaten erhabenes, blos beobachtendes und mitredendes Element hat Schiller in diesem Chor geschaffen; die Krieger, die hier auftreten, greifen handelnd in die sich vor ihnen abspielenden Ereignisse ein, und sie thun es mit den Gefühlen und in der Richtung, die man eben bei sicilischen Kriegern aus der Zeit der Normannenherrschaft annehmen muß. Die ganze Geschichte der innern Entwickelung, die jahrhundertelangen Leiden Siciliens treten uns bei jedem Schritt und Tritt aus den Reden des Chors entgegen, jene Geschichte, die aus einer Reihe von wechselnden Eroberungen besteht: die Ureinwohner müssen sich dem Joch der Eroberer beugen, das sie nicht abschütteln, ja das sie nicht mehr entbehren können, gegen welches sie aber im Grunde ihres Herzens Haß und

Empörungsgelüste tragen, die nur der Stunde warten, wo sie hervorbrechen können. Griechen, Römer, Punier, Byzantiner, Sarazenen, Normannen, Franzosen, Spanier, Oesterreicher, Engländer — alle erobernden Völker der alten und der neuern Jahrhunderte haben diese unglückliche Insel auf längere oder kürzere Zeit besessen, geknechtet und ausgebeutet. Eine Eroberung verdrängte die andere; von einer Unterwerfung konnte das Volk sich nur retten, indem es sich einer andern Unterwerfung hingab. Bis zu der Sicilischen Vesper ist seine Geschichte eine ewig sich erneuernde und nur in der Person des Eroberers wechselnde Unterjochung des eingeborenen Volkes, dieses Volkes, das den Boden bebaut, welcher ihm als Eigenthum gehört, das aber, weil jeder seiner Befreier sich in einen neuen Unterdrücker verwandelt, immer von neuem, um wieder zu seinem Eigenthums- und Hausrecht zu kommen, zu Verschwörungen, zum Massenmord, später zu den geheimen Gesellschaften, zum Carbonarismus, zum Räuberwesen, zur Revolution und zum Bürgerkrieg zu greifen genöthigt ist. Wie in „Wilhelm Tell" die tiefe, kräftige Freiheitsliebe des schweizerischen Volks aus jedem Verse herausklingt, so athmet in der „Braut von Messina" in jeder Strophe, in jedem Zwiegespräche des Chors unter sich oder mit den handelnden Personen der alte sicilische Volksgeist, der sich zwar dem Unvermeidlichen, dem Nichtabzuschüttelnden fügt, der aber nicht einen Augenblick vergißt, daß die Fürsten, für die das Volk sich schlägt und zerfleischt, Fremdlinge sind, und daß nicht ihnen, sondern allein dem Volke das Land gehört.

Man muß in Sicilien gelebt haben, um die Macht dieses eigenartigen, in allen Herzen heute noch lebenden Gefühls ermessen zu können. Dieses Gefühl hat nichts gemein mit dem heimischen im Norden, das wir den Un-

abhängigkeits- oder Freiheitstrieb nennen; ich möchte es eher den instinctiven, tief eingefleischten, nicht auszurottenden Trieb zur Autonomie nennen, jenen Trieb, der auch dem letzten Sicilianer sagt: „Du bist der einzige legitime Herr dieser Insel; du allein solltest hier gebieten, und du bist es, der allein seit Jahrhunderten gehorcht", und dann in echt sicilischer Weise hinzufügt: „Aber warte nur ruhig ab! Die Stunde der Erlösung wird schlagen, wo du wieder zu deinem Rechte kommst! Unterdessen suche dich, so gut es gehen mag, einzurichten und durchzudrücken; stelle dich auf guten Fuß mit deinem jeweiligen Herrn, gehorche ihm — das Weitere überlasse dem Schicksal!" Denn ein Stück von orientalischem Fatalismus steckt in diesem wie in fast allen südlichen Völkern, und darum hat Schiller den richtigen Ort für seine Schicksalstragödie gewählt, indem er sie in die nächste Nähe von Alt- und Großgriechenland verlegte. Jenes mit dem sicilischen Volke verwachsene Gefühl, das aus so seltsam widersprechenden Elementen: aus dem Instinct der Unabhängigkeit und aus langer Gewohnheit der Unterwerfung, aus dem Trieb nach Erlösung von dem fremden Joch und aus der leichten, fügsamen Anbequemung zur Dienstbarkeit, sich zusammensetzt, ist die innere, treibende oder auch nur schlummernde Kraft des sicilischen Volksbewußtseins, welches der Chor vertritt.

Schon in der ersten Ansprache der Fürstin an die Aeltesten Messinas charakterisirt der Dichter in kurzen, aber prägnanten Zügen die ganze das Drama innerlich beherrschende Lage:

Ihr kamt zu mir und spracht dies harte Wort:
...Was kümmert uns, die Friedlichen, der Zank
Der Herrscher? Sollen wir zu Grunde gehn,
Weil deine Söhne wüthend sich befehden?

Wir wollen uns selbst rathen ohne sie
Und einem andern Herrn uns übergeben,
Der unser Bestes will und schaffen kann!

Der Chor hat kaum die Bühne betreten, so entwickelt er selbst diese Gedanken; sie bilden den Inhalt der ersten von ihm gesprochenen Strophen, und immer schärfer, immer gebietender, immer gewaltiger rollen sie von Strophe zu Strophe. Berengar hebt an:

Dich nicht hass' ich! Nicht du bist mein Feind!
Eine Stadt ja hat uns geboren,
Jene sind ein fremdes Geschlecht.
Aber wenn sich die Fürsten befehden,
Müssen die Diener sich morden und tödten.

Und nachdem Bohemund im Namen des zweiten Chors in derselben Weise und in demselben Sinne ihm entgegnet hat, fährt Berengar fort:

Sind sie nicht unser, diese Saaten?
Diese Ulmen, mit Reben umsponnen,
Sind sie nicht Kinder unsrer Sonnen?
Könnten wir nicht in frohem Genuß
Harmlos vergnügliche Tage spinnen,
Lustig das leichte Leben gewinnen?
Warum ziehn wir mit rasendem Beginnen
Unser Schwert für das fremde Geschlecht?
Es hat an diesen Boden kein Recht.
Auf dem Meerschiff ist es gekommen
Von der Sonne röthlichem Untergang,
Gastlich haben wir's aufgenommen
(Unsre Väter — die Zeit ist lang),
Und jetzt sehen wir uns als Knechte,
Unterthan diesem fremden Geschlechte!

Manfred antwortet: er bestreite nicht die Richtigkeit dieser Gedanken, das Zutreffende dieser Gefühle, in denen sich beide Chöre zusammenfinden. Er vertritt den klugen

praktischen, den Dingen Rechnung tragenden Sinn des südlichen Mannes, und man muß sich ihn als richtigen Südländer vorstellen, wenn er, die Achseln zusammenzuckend, das Kinn vorschiebend und die Mundwinkel mit einer seltsam verächtlichen Lippenbewegung herunterziehend, die Worte spricht:

Wohl, wir bewohnen ein glückliches Land!...
Aber es läßt sich nicht sperren und schließen...
Sklaven sind wir in den eigenen Sitzen,
Das Land kann seine Kinder nicht schützen.
Nicht wo die goldene Ceres lacht
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter,
Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht,
Da entspringen der Erde Gebieter.

Das sicilische „Che volete?“, die stereotype Antwort des ohnmächtigen, nach langen unfruchtbaren Kämpfen in die leichtlächelnde Resignation des heißen Klimas versunkenen Südländers klingt uns aus diesen Worten entgegen. Auf der Bühne werden die Verse ernst und gewichtig gesprochen, wie es dem ernsten und gewichtigen Chorführer geziemt; wollten sich aber die Meininger einmal die Aufgabe stellen, diese Chöre mit richtiger Localfarbe wiederzugeben, dann dürften das Che volete? und die erwähnte Lippen- und Achselbewegung nicht fehlen.

Das ernste Schlußwort wird von Cajetan gesprochen:

Ungleich vertheilt sind des Lebens Güter
Unter der Menschen flücht'gem Geschlecht;
Aber die Natur, sie ist ewig gerecht.
Uns verlieh sie das Mark und die Fülle,
Die sich immer erneuend erschafft;
Jenen ward der gewaltige Wille
Und die unzerbrechliche Kraft.
Mit der furchtbaren Stärke gerüstet,
Führen sie aus, was dem Herzen gelüstet,

Füllen die Erde mit mächtigem Schall;
Aber hinter den großen Höhen
Folgt auch der tiefe, der donnernde Fall.
.... Die fremden Eroberer kommen und gehen;
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.

In diesen beiden letzten Versen verkörpert sich eben das ganze sicilische Volksgefühl, von dem ich oben sprach; sie sind das zusammenfassende, verständnißvolle, mit einem Ausblick auf die vergeltende Zukunft schließende Wort.

Dieses Gefühl und dieses Wort finden wir auch in den sicilischen Volksliedern, und besonders treffend treten sie uns in einer Ode des modernen messinesischen Dichters Cannizzaro entgegen; es heißt da bei der Schilderung eines Gewitters, mit Anspielung auf noch andere als atmosphärische Unwetter:

Oh, chi tempestà! quantu nuvuluni!
Cálati juncu, lassati passari!
(«Naufraggiu», p. 433.)

O welch Unwetter! wie viele Wolken!
Ducke dich, Schilfrohr, (drücke die Schultern zusammen)
und laß vorüberziehen!

Die Fürstin kommt ihrerseits wieder auf den im Verborgenen glimmenden Widerstreit zu sprechen, der zwischen dem Herrschergeschlecht, den Fremdlingen, und dem Volke, der Ureinwohnerschaft, besteht. Sie erblickt plötzlich mit Schaudern die wie zum Kriege gewappneten Scharen, die ihre Söhne begleiten, und von der Ahnung einer langsam durch die Zukunft heranschreitenden neuen Sicilischen Vesper ergriffen, ruft sie warnend aus:

O diese wilden Banden, die euch folgen,
Die raschen Diener eures Zorns — sie sind
Nicht eure Freunde! Glaubet nimmermehr,
Daß sie euch wohlgesinnt zum Besten rathen!

Wie könnten sie's von Herzen mit euch meinen,
Den Fremdlingen, dem eingedrungnen Stamm,
Der aus dem eignen Erbe sie vertrieben,
Sich über sie der Herrschaft angemaßt?
Glaubt mir, es liebt ein jeder, frei sich selbst
Zu leben nach dem eigenen Gesetz;
Die fremde Herrschaft wird mit Neid ertragen.
Von eurer Macht allein und ihrer Furcht
Erhaltet ihr den gern versagten Dienst.
Lernt dies Geschlecht, das herzlos falsche, kennen!
Die Schadenfreude ist's, wodurch sie sich
An eurem Glück, an eurer Größe rächen.
Der Herrscher Fall, der hohen Häupter Sturz
Ist ihrer Lieder Stoff und ihr Gespräch,
Was sich vom Sohn zum Enkel forterzählt,
Womit sie sich die Winternächte kürzen.

Wie weit sind wir mit alledem der Sphäre entrückt, in welcher der antike, über alles Irdische erhabene, mit dem himmlischen Gleichmuth der unsterblichen Götter auf das Getriebe der Menschen schauende griechische Chor waltet! Mitten in das Treiben der in dem Drama sich bekämpfenden feindlichen Gewalten hat der Dichter den Chor gestellt; er reißt ihn heraus aus der classischen Ruhe der Alten; er macht aus ihm ein in den Gang der Handlung eigenmächtig eingreifendes Element. Ob mit Recht, ob mit Unrecht, das mögen andere entscheiden. Wenn aber einmal der Dichter dem Chor diese active Rolle zutheilte, so mußte er auch darauf bedacht sein, ihn dem localen Charakter seines Trauerspiels anzupassen; nicht unpersönlich, nicht schemenhaft, sondern aus dem Ort der Handlung selbst hervorgewachsen, mit dem Volke, in dessen Mitte dieselbe vor sich geht, aufs innigste verbunden, mußte der Chor vor uns treten, und da Sicilien der Schauplatz des Dramas ist, mußte er aus eingeborenen Sicilianern bestehen, sicilische Gefühle hegen und ausdrücken,

aus sicilischem Fleisch und Blut geschaffen sein. Diesen sicilischen Charakter, den Schiller nur aus Büchern und aus den Unterhaltungen mit Goethe kennen konnte, hat er nun gleichwol, wenigstens nach seinen bedeutendern und am stärksten hervortretenden Seiten, scharf und richtig gezeichnet; sein Cajetan, sein Bohemund, sein Berengar sind, obgleich in besonderer und nicht gewöhnlicher Weise und Gestaltung, Bewohner dieses Landes, mit und in diesem Volke aufgewachsene und von dessen Denkungsart, von dessen Geisteseigenthümlichkeiten durchdrungene Sicilianer.

Wie der Dichter in der „Bürgschaft" und im „Taucher" die süditalienische physische Natur, dank seiner poetischen Sehergabe, in getreuem Abbilde wiedergegeben, so und in noch bedeutenderm Maße hat er in der „Braut von Messina" einen richtigen Griff in die innerste Seelennatur des süditalienischen Volkes gethan, ja man darf das Trauerspiel in dieser Hinsicht dem „Wilhelm Tell" zur Seite stellen, wenn auch die Eigenart des Stoffs dem Dichter hier nicht erlaubte, seine Charakterschilderungen bis in jene frappanten Details auszuführen, denen wir in dem schweizerischen Drama begegnen, sondern sich mehr auf eine allgemeine, das Ganze beleuchtende Färbung angewiesen sah.

Den in der Vorrede zur „Braut von Messina" angedeuteten Principien ist Schiller, indem er also handelte, treu geblieben, noch treuer als er es vielleicht selber wissen mochte, da er ja die Richtigkeit seiner Zeichnung und seines Colorits nicht durch eigene Anschauung oder durch nachträgliche Vergleichungen seiner Dichtung mit der Wirklichkeit controliren konnte. Er betont in dieser Vorrede wieder den Gedanken, daß „die Kunst zugleich ganz ideal und doch im tiefsten Sinne real" sein müsse.

„Wem die Natur“, so drückt er sich aus, „zwar einen treuen Sinn und eine Innigkeit des Gefühls verlieh, aber die schaffende Einbildungskraft versagte, der wird ein treuer Maler des Wirklichen sein, er wird die zufälligen Erscheinungen, aber nie den Geist der Natur ergreifen. Nur den Stoff der Welt wird er uns wiederbringen.... Ernst zwar, doch unerfreulich ist die Stimmung, mit der uns ein solcher Künstler und Dichter entläßt, und wir sehen uns durch die Kunst selbst, die uns befreien sollte, in die gemeine enge Wirklichkeit peinlich zurückversetzt. Wem hingegen zwar eine rege Phantasie, aber ohne Gemüth und Charakter zutheil geworden, der wird sich um keine Wahrheit bekümmern, sondern mit dem Weltstoff nur spielen, nur durch phantastische und bizarre Combinationen zu überraschen suchen.... Phantastische Gebilde willkürlich aneinanderreihen, heißt nicht ins Ideale gehen, und das Wirkliche nachahmend wiederbringen, heißt nicht die Natur darstellen. Beide Forderungen stehen so wenig im Widerspruch miteinander, daß sie vielmehr — eine und dieselbe sind; daß die Kunst nur dadurch wahr ist, daß sie das Wirkliche ganz verläßt und rein ideell wird. Die Natur selbst ist nur eine Idee des Geistes, die nie in die Sinne fällt. Unter der Decke der Erscheinungen liegt sie, aber sie selbst kommt niemals zur Erscheinung. Blos der Kunst des Ideals ist es verliehen, oder vielmehr es ist ihr aufgegeben, diesen Geist des Alls zu ergreifen und in einer körperlichen Form zu binden. Auch sie selbst kann ihn zwar nie vor die Sinne, aber doch durch ihre schaffende Gewalt vor die Einbildungskraft bringen, und dadurch wahrer sein als alle Wirklichkeit, und realer als alle Erfahrung. Es ergibt sich daraus von selbst, daß der Künstler kein einziges Element aus der Wirklichkeit brauchen

kann, wie er es findet, daß sein Werk in allen seinen Theilen ideell sein muß, wenn es als ein Ganzes Realität haben und mit der Natur übereinstimmen soll."

Nach diesen Lehren ist Schiller auch in der „Braut von Messina" verfahren: als Ganzes hat das Trauerspiel die sicilische Realität und stimmt mit der Natur überein; es ist als Ganzes und in den großen Umrissen und Färbungen so wahr wie die Wirklichkeit und so real wie die Erfahrung, obgleich ein ideeller Hauch alle diese Momente durchweht und wie mit einem glänzenden, die verschiedenen Nuancen harmonisch mildernden Schleier bedeckt. Daß aber der Dichter seinem idealen Werke durch diese nur geahnte, nur dichterisch gesehene Wirklichkeit eine so getreue reelle Basis, ein so vollkommen mit den realen Erscheinungen übereinstimmendes Leben einhauchen konnte, das ist es, was uns zum Staunen und zur Bewunderung hinreißen muß, denn dies ist das Moment, an welchem der wahre, unsterbliche Dichter erkannt wird.

II.

An der Nordküste.

1. Sonnenland und Weinparadies.

Lebten wir noch in der olympischen Heiden- und Heldenzeit, keine andern Götter würden in diesem Lande verehrt werden als Helios und Dionysos, der Gott der feurigen Sonne und der Gott des feurigen Weins, beide verbrüdert hier und unzertrennbar, oder auch noch trotz aller mythologischen Familienstammbäume wie Vater und Sohn nebeneinander herwandelnd: Helios, dessen Strahlenglut den sonnendurchtränkten Wein erzeugt, Dionysos, in dessen Adern das heiße Blut des Sonnenvaters strömt, neben ihnen aber, als ein ebenbürtiger, nur auf anderm Gebiete seine unbestrittenen und unbestreitbaren Rechte zur Geltung bringender Gott, Poseidon, der Weltenumschlinger. An Siciliens nördlicher Küste liegt dieses Land, umrahmt von dem zackigen Felsengipfel des Peloríschen Gebirgsstocks, von weitem, wie aus blauem Himmel herunter, von der schneebedeckten Pyramide des Aetna überragt und von den singenden, lachenden Fluten des Tyrrhenischen Meeres bespült, aus deren Schose sich, im Halbkreise gelagert, wie ein schützender Wall der Kranz der

Aeolischen Inseln erhebt, von dem einsam im Osten stehenden massiven Kegel des Stromboli bis zu den im fernen Dufte verschwimmenden feinen Umrissen von Salina und Alicuri. Von Milazzo und Barcellona, seinen beiden größern Städten, erhielt das Land den Namen; eine conca d'oro, eine goldene Muschel, könnte man es nennen, wie sein Schwesterland bei Palermo; denn kostbar und köstlich sind die Früchte, die aus diesem Boden sprießen, und nirgends in ganz Sicilien lacht die Sonne auf blühendere Gefilde, nirgends ruht das Auge auf grüner schimmerndem Blättergewebe, nirgends glänzen durch den Schatten der Orangenhaine und der Rebgelände mit so sonnig goldener Färbung und in so kräftiger, saftiger Fülle die Aepfel des Südens, Portogalli und Limonen, die Pfirsiche und die Kirschen, die Granaten und die Feigen und, allen andern Früchten voran, die schweren, langherunterhängenden duftenden Trauben. Wer von Messina und von seinem schatten- und baumlosen Strande über den Gebirgspaß von San-Rizzo in das Gebiet von Milazzo hinüberreist, dessen Auge bleibt zunächst wie geblendet bei dem Anblick, der sich ihm hoch oben auf dem schwindelnden Grat eröffnet — wenn plötzlich der Weg umbiegt, die Felsen wie Coulissen zurücktreten und im unermeßlichen Umkreise das weite Panorama sich aufthut, meeresblinkend, inseldurchsäet, vom fernen Capo Tyndaris, an Volcano und Stromboli vorbei, über die Scylla mit ihrem düstern Riff und ihrer weißen moscheenartigen Kirche, an den calabresischen Bergen hin über Messina mit seinem Sichelhafen, seiner Palazzata, seinen unzähligen Kirchen, an Reggio vorüber, bis zu dem weit in das Jonische Meer sich erstreckenden Vorgebirge von Spartivento, und noch weiter, immer weiter in die weite See hinaus. Und hinunter geht es jetzt im fröhlichen Trabe die Straße,

über die kahlen, nur von spärlichem Grase bewachsenen Berge, vorbei an einsamer Locanda, wo müde Pferde eines in entgegengesetzter Richtung heraufklimmenden Wagens schnaufen und dampfen, durch ein von verfallenen Kloster- und Castellmauern gekröntes Dorf — Dorf ist es nicht und Stadt noch weniger; ein paese sagt man hierzulande und hilft sich mit diesem vieldeutigen Worte über alle Rang- und Standesverlegenheiten hinweg. Das paese hängt über der Spitze und am Abhang eines steilen Bergkegels; die Straße windet sich in wunderlich gefaltetem Zickzack zwischen Cactushecken, Aloëzäunen, knorrigen Oelbaumwäldchen; weiter unten treten Feigen- und Maulbeerbäume dazu; immer grüner wird es, immer üppiger; eine lange Steinbrücke auf mächtigen Pfeilern überschreitet dort auf der Thalsohle, fast am Ufer des Meeres, eine breite, von der Sonne ausgebrannte Fiumara, in der im Herbst und im Frühjahr die Wildbäche des Colle di San-Rizzo mit wüthendem Sturze herunterschäumen — und jetzt traben die Pferde durch hochaufwirbelnden Staub in die Ebene von Milazzo, in das nach Reben- und Orangenblüten duftende Sonnenland und Weinparadies.

Drüben über der Brücke, mit einem Fuß in der Fiumara, erhebt sich ein Haus, halb Scheune, halb Locanda. Dort pflegen die Pferde zu halten und zu trinken. Der Kutscher braucht die Zügel nicht anzuziehen; die Thiere kennen den Ort, und von selbst bleiben sie stehen, und mit offenen Nüstern schauen sie sich um nach dem in seltsame Lumpen drapirten Weibe, das, den vollen Krug auf der Schulter und ihn mit über den Kopf gestrecktem Arm am Henkel haltend, langsam die steile Böschung heraufwankt. So, in derselben an Memphis und an das Nilthal erinnernden Haltung, herrlicher aber in ihrer ewigen Marmorjugend, schreiten am Parthenon in Athen die

wassertragenden Jungfrauen, die Nerophorä — nur daß diese hier, in seltsamer Verwechselung der Zeiten, wie eine von der Last der Jahrhunderte erdrückte und wunderbarerweise zu uns verschlagene Urahne jener griechischen Wasserträgerinnen erscheint. Zwischen den Aloëstauden auf der andern Seite des Weges klettern hochgehörnte Ziegen; ein kleiner Hirt steht dabei, den langen Stab in der Hand, die calabresische, an Phrygien erinnernde Mütze auf dem Kopf, ein Tuch über die Schulter geworfen. Still und regungslos steht das Kind und schaut in die blaue Ferne des Himmels und der See. Träumt dir, du schwarzäugiger Knabe, in deinem dumpfen Sinnen von den alten Hellenen, deinen Vorfahren, die vor langen, langen Jahrhunderten an dieser Küste landeten, ihre schöngeschnäbelten Schiffe dort auf den Strand zogen, Städte und Tempel erbauten und unter den karthagischen und römischen Stürmen wieder verschwanden? Was weißt du aber von Hellas und von Rom, du unbewußtes Enkelkind der alten, ersten Eroberer Siciliens? Dein Auge sucht auf dem blauen Meere die Barke, in der dein Vater dort zum Fischen ausgefahren, und du denkst an den kühlen Schatten der Carrubenbäume, unter dem du in heißer Mittagsstunde Obdach und süßen Schlaf finden wirst, und mit stummer Verwunderung blickst du auf die sonderbaren Fremdlinge, die zu ihrem Vergnügen in Staub und Sonne von den Bergen herunterfahren, und das Räthsel vermagst du nicht zu lösen. Schon sind sie verschwunden hinter den Windungen der Straße, und noch stehst du da unter deinen Aloëstauden, den langen Stab in der Hand, und schaust den Entschwundenen nach, regungslos und still wie eine Herme.

Weiter geht's durch die immer üppiger grünenden Gärten. Wälder von Orangen- und Citronenbäumen bedecken rechts und links die Gefilde; unter dem Laub

erheben sich die runden, mit seltsamem Räderwerk versehenen Wasserthürme; auf der niedern Plattform schreiten langsam Ochsen im Kreise herum und drehen langsam das Wasser aus der Tiefe, das in weithin sich verzweigenden Rinnen den Fondo durchfließt. Wer dächte nicht dabei an die lustig rauschenden Waldbäche in unsern tiefen nordischen Tannenforsten, wo Farnkräuter über den moosigen Felsen hängen, wo die Forelle im plätschernden Wasserfall von Becken zu Becken schwimmt und schnellt, wo so heimlich und traulich die grüne stille Waldeinsamkeit schlummert! — Zu unserer Linken erhebt sich über einem Städtchen ein viereckiger zinnengekrönter Bau, von Terrassen und Gärten umgeben; gegenüber ein Fels mit alten Mauern und verfallenen Thürmen. Farbige Fensterscheiben glitzern an der Façade, schön gewundene Treppen ziehen sich herunter in den von regelmäßig geschnittenen Alleen durchfurchten Park. Schloß Bauso ist's, von dem Alexandre Dumas, der mit Garibaldi und den Tausend von Marsala durch diese Gegend kam, eine romantische Räubergeschichte erzählte. In dem Thurme dort oben zeigte man damals den abgehauenen Kopf eines Briganten; eine Legende hatte sich um die sonderbare Reliquie gebildet; der französische Schriftsteller umhängte die Sage mit farbigen Bändern und schimmerndem Rauschgold. Wie ein Märchen klingt ja der Zug jener Tausend durch Sicilien: wie hätte da der Romandichter, der daran theilnahm, nicht Märchen und wunderbare Sagen auf dem Wege von Palermo nach Messina auflesen sollen!

Märchen und Sagen auf dem Wege von Messina nach Milazzo aufzulesen, daran dachte wol keiner von uns in der immer heißer brennenden Mittagssonne. Es war noch nicht Sommer, wir waren kaum in den Juni eingetreten, und schon glühte die Ebene, und zwischen

unsern Augen und dem Horizont zitterte die hitzedurchschwängerte Luft. Wem fällt es auch ein, in diesen Stunden sich außer dem Hause zu bewegen? In Dorf und Stadt schlafen jetzt Menschen und Thiere; Läden und Gewerbe sind geschlossen; auf der Thürschwelle kauert ein schlafender Junge, querüber, den Eingang verwehrend, und will ein starrköpfiger Fremder dem Klima und den Sitten zum Trotz um diese Zeit einen Einkauf besorgen oder gar einen Besuch abstatten, so wird ihm aus dem Munde des müden Jungen der halb im Schlaf gemurmelte Bescheid: „Bis 3 Uhr ist alles geschlossen; dorme il padrone", oder in rein sicilischer Mundart: „Vossia non po tschassere, ch'u padrjone dorme." Dort winkt auch uns in nächster Nähe schon das Dach, unter welchem wir schlafen werden; eine lange, lange Straße zwischen weißgetünchten Häusern öffnet sich vor uns; ein Dorf oder ein Städtchen, im Sonnenschimmer begraben, ein paese, das den so kriegerisch oder auch räuberisch klingenden Namen Spadafora (Degen heraus!) trägt. Ein hohes gewölbtes Thor, ohne Riegel, ja sogar ohne Thorflügel, wenn ich recht gesehen, gähnt uns aus einem mit rothem Blechschild bezeichneten Hause an; das Blechschild hängt unbeweglich wie eine kleine Fahne, die kein Wind bewegt; mit keilschriftartigen Buchstaben steht weiß auf rothem Grunde darauf: Albergo. Der Wagen rasselt durch das Thor direct in einen ungeheuern, schwarzen, gewölbten Raum, wo allerlei Geräthe an den Wänden herum zu sehen sind, auch Krippen, auch ein Trog, auch ein Herd, auch Weinfässer, auch in den Ecken, zwischen den Fässern, auf dem Herd und auf den Krippen langhingestreckte schnarchende Gestalten. Fenster gibt es nicht; die hintere Wand ist an einer Stelle eingefallen. Was thut's? man läßt sie ruhig einfallen; wird's mal zu arg,

da ist's ja bald wieder aufgebaut mit ein paar Backsteinen und Mörtel. Wer noch kein Albergo in einem kleinen sicilischen Neste gesehen, der folge mir die enge, von Schmuz starrende Holztreppe hinauf in den ersten Stock. Kammern eröffnen sich hier nach allen Seiten, alle Thüren stehen offen: wie könnten sie auch schließen, da alles fehlt, was zum Schließen unerlaßlich nothwendig ist! An den Wänden hin stehen eiserne Gestelle: ein Bret auf zwei Böcken, über dem Bret eine Matratze, über der Matratze eine Decke — nun denn, in Gottes und aller Heiligen schirmende Hand befiehl du den sterblichen Theil deines Ichs, wenn du dich hinstreckst auf diese Folterbank! Denn was alles da drauf kreucht, läuft, zappelt, wimmelt, das überfällt dich, erobert dich, überläuft dich im Nu; und nimmst du dich nicht in Acht, so folgt dir das Räubergesindel, in Falten und Fältchen versteckt; und hast du auch nur ein einziges aus dieser menschenpeinigenden Bande mit fortgetragen, so sei nur getrost, mein armer Freund, du trägst das Urei einer ganzen Welt mit dir in dein Haus, und aus dem Urei entwickelt sich ein unermeßliches Leben, und bald kreucht und läuft und zappelt und krabbelt eine wimmelnde Bevölkerung um dich herum wie die Nachkommenschaft der alten Erzväter, von der prophezeit wurde, sie würde sein wie der Sand am Meere! Weiter als die Betten mit dem nöthigen Zubehör steht nichts in diesen Zimmern, und in jedes Zimmer stellt man so viele Betten, als eben hineingehen. Die Zimmer werden gefüllt wie Eisenbahnwaggons, und ist eins voll, so geht's ans folgende; und so schlafen die Reisenden friedlich beisammen, wildfremde Menschen in wildfremder Gesellschaft, ein buntes Durcheinander, aus dem Gott oder der Teufel die Seinigen wol selber wird herauszufinden vermögen. Hast du aber eine besondere Vorliebe für die Ein=

samkeit oder für die Einzelhaft, oder reisest du mit deiner Frau und wäre es dir erwünscht, das Zimmer für dich und deine Ehehälfte mit Ausschluß jedweden Eindringlings zu behalten, so schlage dir nur, du armer verwöhnter Mensch, diese subtilen, in die hiesigen Verhältnisse nicht passenden Gedanken aus dem Kopf!

Ein Stückchen weiß ich dir zu erzählen, das einem seit langen Jahren in Sicilien lebenden Deutschen passirte und das du dir zur Vorsicht hinters Ohr schreiben magst. Unser Freund und seine Frau reisten in der Umgegend von Syrakus. In Noto, das schon ein bedeutender Ort ist, mit nicht unbeträchtlicher Garnison, einem Gerichtshof und einer auf ihre Paläste stolzen Localaristokratie, wollten sie übernachten. Man führte sie in den ersten Gasthof; das war ein Haus in der Art wie die Locanda in Spadafora. — „Wo ist der Speisesaal?“ fragte unser Landsmann. „Speisesaal?“ war die verwunderte Antwort. „Hier! dort! wo Eccellenza wollen!“ Das „hier“ und „dort“ waren die Gänge, die Schuppen, der Stall, alles, was Eccellenza wollte. Eccellenza zog es vor, auf ihrem Zimmer zu speisen. Dort standen vier Betten. „Ich behalte das ganze Zimmer für mich“, sagte der Biedermann, richtete einen Tisch zwischen den vier Betten auf und ließ sich's mit seiner Frau schmecken. Plötzlich geht die Thür auf, und ein kräftiger, bestaubter Sicilianer tritt ein, entledigt sich mit einem verbindlichen „Scusi, Signor!“ seines Rockes und anderer Kleidungsstücke und legt sich mir nichts dir nichts in eins der Betten. Wie die beiden noch verblüfft dem Treiben des ungebetenen Gastes zuschauen, tritt ein zweiter herein. „Scusi, Signor!“ und schon fliegen Rock, Stiefel, Jacke und so weiter auf einen Stuhl. Nun war aber auch schon der brave Deutsche mit seiner Frau bei dem Hotelbesitzer und

forderte ihn auf, die beiden Herren gefälligst aus seinem Zimmer zu entfernen. „Entfernen? Weshalb? Eccellenza haben wol das Zimmer, nicht aber alle vier Betten gemiethet", und sie beide brauchten doch nur höchstens zwei Betten, und alle andern Betten seien besetzt, und die beiden eben angekommenen Gäste müßten doch auch Betten haben. Und was wolle denn Eccellenza eigentlich? Die beiden seien keine Briganten und würden nur bis 1 Uhr morgens in der Locanda bleiben. Und so weiter. Der Eccellenza blieb nichts übrig, als mit ihrer zartern Hälfte im Stall ein ungestörteres Unterkommen zu suchen: eine Handlungsweise, die den Wirth gar sehr in Erstaunen setzte und wol heute noch als ein Act unbegreifbaren Wahnsinns in dem Gasthof von Noto legendenartig wiedererzählt werden mag.

Zu einer Wiederholung dieser unappetitlichen Erfahrungen wollten wir es doch nicht kommen lassen, und so wurde vorgezogen, unser Lager am äußersten Ende des Fondo, in einem von Cactus, Reben und hohem Schilf umrankten Häuschen am Ufer des Meeres aufzuschlagen. Schatten war freilich nur gerade so viel vorhanden, als das gar kurz hervorspringende Dach auf die Erde warf, ein schmaler Streifen, in welchem sich die ganze Gesellschaft in einer Reihe wie Schwalben auf einem Dache zusammenzwängte: für die Schiffer, die der Sonne spottend sich in ihren an den Strand gezogenen Booten zu schaffen machten, ein seltsamer und wol auch ein recht belustigender Anblick!

Da saßen wir nun im Schatten und schauten aufs Meer hinaus und nach dem zur linken Hand sporenförmig weit in die See hervorspringenden Capo von Milazzo. Wie Messina seine Sichel, so besitzt Milazzo seinen Sporn oder seinen Speer. Nirgends als in Sicilien gefällt

sich die Küste in so sonderbaren, capriciösen und deshalb auch so malerischen Felsen- und Buchtenformationen. Was die verwegenste Malerphantasie sich nicht zu träumen wagt, hier ist es Wirklichkeit. In Messina umschlingt ein rundgekrümmtes Vorgebirge in weitem Bogen den tiefsten und sichersten Hafen; in Milazzo springt eine in ihrem Anfang schmale und kaum über den Meeresspiegel erhobene Landzunge geradeaus in die See; sie steigt in plötzlicher Erhebung auf, dehnt sich, streckt sich, wird zum langen Bergrücken und endet in einem steilen, zerklüfteten, von wunderbaren Stalaktitgrotten durchzogenen Felsenriff. Auf der ersten Erhöhung erblickt man die weißen Mauern der alten Festung, der Kathedrale, der Häuser; unten liegt die moderne Stadt mit ihrem neuen Hafen, Molo und Leuchtthurm, ein kleines Städtchen noch, dem aber eine große Zukunft erblüht; denn nur wenig Jahre noch, und hier werden die englischen, die französischen und hoffentlich auch die deutschen Dampfer ihre Weinladungen einnehmen, und ein Leben wird sich in dem Hafen entfalten, wie es diese stille Küste seit Jahrhunderten nicht mehr kannte. Wer die alten griechischen und römischen Zeiten wieder herbeizaubern könnte, welch herrliches Bild sähe der hier in der Bucht von Spadafora, dem alten Mylä gegenüber, vor sich! Bis in die sicilische Ursage taucht Milazzos Geschichte ihren Fuß. An die Homerischen Erzählungen knüpfen diese Ursagen an — oder wenn man will, aus den letztern bilden sich die Homerischen Erzählungen heraus. Von Odysseus berichtet Homer, daß er zu Aeolos, dem König oder dem Gott der Winde, kam; Aeolos aber war, nach Diodor, Beherrscher der Liparischen Inseln; er hatte Kyana, die Tochter des Entdeckers dieser Inseln, des aus Italien nach der Eilandsgruppe herübergekommenen Liparos, geheirathet

und wurde, nachdem sein Schwiegervater auf das Festland zurückgekehrt und in dem von ihm eroberten Sorrent ein neues Königreich gegründet hatte, alleiniger König der Inseln. Er führte die Segel ein, er sagte die Winde voraus und wurde deshalb als König oder Gott der Winde verehrt. Zu ihm kam Odysseus im Anfang seiner Irrfahrten, und in die nächste Nähe dieses Inselreiches kehrte er wieder zurück, nachdem er zum ersten mal den Gefahren der Scylla und der Charybdis entronnen und seine Gefährten auf der Insel Trinakria die heiligen Stiere des Sonnengottes erschlagen. In Mylä — so lautet die Sage — war es, wo des Helios Heerden weideten; und wahrlich, keinem andern als dem Sonnengotte durfte dies Land geweiht sein. Unter dem auf altgriechischen Fundamenten erbauten normännischen Castell, welches das heutige Milazzo überragt, lag die Grotte, in die sich Odysseus zurückzog. Die Grotte wird heute noch gezeigt; man nennt sie die Grotte der Nymphen. Dorthin wollen auch einige die Grotte des Cyklopen Polyphem versetzen; wo soll aber nicht überall in Sicilien Polyphem gehaust haben! Aci Reale, Catania, Syrakus, Milazzo, ein jedes möchte den geblendeten Cyklopen für sich allein beanspruchen; und wie die griechischen Städte sich um die Wiege Homer's gestritten, so streiten sich heute noch in echt griechischer Art ihre Nachkommen in Sicilien um die Geburtsstätte oder um die Grotte des Homerischen Cyklopen. Wollen wir der von Diodor aufgezeichneten Sage Glauben schenken, so hätten nach dem Tode ihres Vaters die sechs Söhne des Aeolos Sicilien unter sich vertheilt, und es wäre das ganze nördliche Gebiet von Messina bis nach Lilybäon dem Pherämon und dem Androkles zugefallen, die über die Ureinwohner, die Siculer und Sicaner, herrschten, von diesen aber in einem großen Befreiungskriege

gestürzt wurden, worauf die Sieger nach kurzer Zeit miteinander in Streit geriethen und das Land in das staatliche Chaos zurückfiel. In die eigentliche Geschichte tritt Mylä erst ein, als die in Messina gelandeten und angesiedelten Griechen dort eine Colonie gründeten; es geschah dies im Jahre 716 vor Christi Geburt, und aus jener Zeit stammen auch die Ueberreste der griechischen Befestigungen, auf welche spätere Jahrhunderte die normannischen Castelle erbauten. Große Kriege kamen in der Nähe dieser Stadt zum Austrag, weltbedeutende Ereignisse spielten sich bei Mylä ab. Nach den langen Wechselkämpfen zwischen den Athenern und den Sicilern, zwischen Messina und Rhegium, kamen die Punischen Kriege, und in der Bucht von Mylä war es, wo zum ersten mal eine römische Flotte die Karthager besiegte. Duilius hieß der Sieger, der durch Erfindung der Enterbrücken den Puniern die Hegemonie auf dem Meere entriß, und mit besonderm Stolze werfen die Milazzesen den Kopf in den Nacken, wenn heute von einem der größten Panzerschiffe Italiens und Europas gesprochen wird, das nach dem Namen jenes Römers Duilio getauft wurde. Ihre eigene Geschichte ist es, die in diesem Namen gefeiert wird; und im Tiefinnern ihres echt griechischen Localpatriotismus fühlen sie sich jetzt noch dadurch geschmeichelt, daß Duilius bei Mylä die Punier zu Paaren trieb.

Man spreche mir nur nicht mehr von dem den Deutschen mit witzigem Humor zum Vorwurf gemachten antiquarischen Patriotismus, der sich in einer Parteinahme für Konradin von Schwaben oder für irgendeinen andern längst verstorbenen und nach der Meinung anderer sogar längst vergessen sein sollenden Helden oder Märtyrer kundgebe! Denn in noch viel größerm Maße als in

Deutschland lebt dieser antiquarische Patriotismus in Sicilien; hier nimmt er eine ganz besondere Färbung an: was Rom, was Athen in Sicilien Großes gethan, das nehmen die Sicilier als sicilisches Eigenthum, als sicilischen Ruhm für sich selber in Anspruch; ja sie gehen noch weiter: sie sind auch stolz auf alle die großen Thaten, welche von Fremden auf ihrer Insel oder an deren Küsten vollbracht wurden, und es schmeichelt ihrem Ehrgefühl, daß die Flotte Don Giovanni d'Austria's in Messina sich versammelte, um nach Lepanto zu ziehen; daß die großen Admirale Ruyter und Duquesne sich in den sicilischen Gewässern bekämpften, daß bei Mylä für Karthago, bei Syrakus für Athen entscheidende Begebenheiten sich ereigneten. Es freut sie, wie es ihrem sicilischen Stolze schmeichelt, daß der Aetna in Sicilien liegt, und daß die köstlichsten Orangen und die feurigsten Weine in Siciliens Erde, unter Siciliens Sonne wachsen und reifen. All diese Gefühle stehen in enger innerer Verbindung miteinander, dasselbe Band verschlingt sie zu einer festen Kette; die tiefe Liebe zu dem heimischen Boden, zu den heimischen Erinnerungen, zu den heimischen Traditionen, die in diesem Volke lebt und aus welcher, in zweiter Potenz, die Liebe zum großen italienischen Vaterlande hervorsprießt, ist ein besonderes Merkmal des sicilischen Volksgeistes. Hier findet man noch schlichte Bürgersleute, die für den alten Normannenkönig Roger schwärmen; sie nennen ihn il Conte Ruggiero, sprechen mit Begeisterung von ihm als dem einzigen, der das sicilische Wesen verstanden und der Sicilien die allein für dasselbe passende Constitution gegeben hatte. Ruggiero lebte bekanntlich noch eine gute Weile vor Konradin. Es hat mir immer gedäucht, man möge es in Sicilien recht unangenehm empfinden, daß des Conte

Ruggiero historische Waffenrüstung nicht in Palermo oder in Messina steht, sondern in Neapel, in der Waffensammlung von Capodimonte. An ihren modernen Helden hängen die Sicilier natürlich mit noch größerer Begeisterung; das bewegliche, revolutionslustige Volk zählt Mazzini und Garibaldi in erster Reihe zu den Seinigen. Hier bei Milazzo treten uns die Erinnerungen an Garibaldi auf jedem Schritt und Tritt lebendiger vor Augen; hier war es, zwischen Milazzo und Barcellona, wo die Tausend einen harten Strauß gegen die im Castell verschanzten Königlichen zu bestehen hatten, wo sich das Schicksal ihres sicilischen Eroberungszuges entschied.

Schmaler und immer schmaler wurde der Schattenstreifen, in welchem unsere Gesellschaft Schutz gesucht hatte gegen die sengende Sonne. Man mußte von da flüchten. Mit den Shawls der Damen wurde ein geräumiges Zelt hergestellt; an Stangen, Leitern, hohen Cactushecken wurden die bunten Tücher befestigt, unter denen wir endlich das von unsern Reisegefährtinnen in antik einfacher Weise bereitete Mittagsessen verzehren konnten: Maccaroni und Fische. Kaltes Fleisch und Brot hatten wir wohlweislich mitgebracht, wie ja in diesem gesegneten Lande niemand nur den kleinsten Ausflug unternimmt, ohne seinen Proviant mit sich zu führen. Wer nicht selber zu kochen versteht, der setzt sich den unmöglichsten Ueberraschungen aus. In einer Locanda findet man hartes, trockenes Brot, vielleicht auch Käse, weiter aber nichts. Will man kochen, so kauft man sich die Maccaroni und Fische im Dorfe zusammen; die Locanda liefert den Kessel und das Wasser und die Kohlen — und nun sehe jeder, wie er's treibe! Wein hingegen findet man in Hülle und Fülle überall; und versteht man mit den guten, aber pfiffigen und ihr Interesse sorgsam

währenden Wirthsleuten umzugehen und schickt ihnen mit Geringschätzung die ersten, regelmäßig schlechten Flaschen zurück, so kann man sicher sein, einen ausgezeichneten Wein zu erhalten. Nur darf man sich nicht zu schnell mit dem erstangebotenen begnügen, nur darf man sich nicht erzürnen, noch die Geduld verlieren! Mit Lachen und Scherzen und freundlichem Necken gelangt man bei diesen im Grunde guten und leicht zu gewinnenden Menschen immer zu seinem Zweck; mit Poltern und Drohen schießt man immer neben dem Ziele vorbei. Alles in dem Umgang mit diesen heitern Leutchen ist anders, als wir es gewohnt sind. Will man abreisen und die Rechnung bezahlen und fragt, was man schuldig sei, so lautet die Antwort: Come volete! (Wie Sie wollen!) Und um keinen Preis sind die klugen Gastgeber dazu zu bringen, eine Rechnung aufzusetzen: das wüßten ja die Herren viel besser; sie möchten geben, was sie nach ihrer Schätzung für richtig hielten. Die Schätzung fällt natürlich reichlicher aus, als vielleicht nothwendig wäre, und darauf zählen ja diese schlichten Menschenkenner.

Noch einen Kampf aber gilt es zu bestehen, ehe man seine Freiheit wieder erlangt, einen Kampf, wie man sich ihn ekelerregender nicht zu denken vermag, den Kampf gegen das die Locanda umlagernde Bettlergesindel, das, wie auf ein Zauberwort von weit und breit zusammengelaufen, Posto gefaßt hat vor den Thüren, auf der Treppe, am Kutschenschlag, unter den Rädern, unter den Hufen der Pferde — ein Gesindel im wahren Sinne des Wortes! Und den wahren Sinn dieses Wortes, den lernt man erst hier kennen. In unsagbare Lumpen gehüllt, von noch unsagbarern Wunden bedeckt, an Krücken, an Stöcken, mit Pflastern auf der Nase und über den

Augen kriecht, heult, winselt diese Bande um uns herum. Man schließt die Thüren, sie erscheinen plötzlich durch das Fenster; man wirft sie hinaus, sie reiben sich die Knie und bitten um eine Entschädigung für das zugefügte Leid; man droht, sie zu überfahren, sie weichen nicht, sie hängen sich an die rollenden Räder, sie fassen die schnaubenden Pferde bei der Mähne — wie man es endlich doch dazu bringt, dieses ekelhafte Gewürm loszuwerden, weiß ich nicht. Man haut sich durch mit Soldi und mit Stockschlägen; der Wagen fährt ab durch das Gewimmel und Gewimmer; man denkt, der eine oder der andere muß überfahren werden, krumm und lahm getreten — keinem aber geschieht etwas. Die Leutchen sind gut geschult, und mit einer Virtuosität sondergleichen betreiben sie ihr Bettlerhandwerk und verstehen es, im geeigneten Augenblick das Heulen einzustellen, die Räder loszulassen, vor den Pferden zurückzuspringen und lachend und hutschwenkend den mildthätigen Forestieri ihr Buon viaggio! nachzurufen.

Durch Gärten und Rebgelände geht es jetzt auf Milazzo und Barcellona zu; von dem Meeresufer bis an den Fuß der Berge, bis zu den ersten Hügeln hinauf ziehen sich die kostbaren Wein- und Agrumenpflanzungen, und stundenlang, im fast übersättigenden Anblick dieser gewaltigen Fruchtbarkeit, geht es weiter und weiter; und immer wieder Orangen und immer wieder Reben — eine solche Ueppigkeit findet man wahrlich nicht zum zweiten mal wieder, ja unerschöpflich scheint der Reichthum zu sein, den Erde und Sonne hier mit nimmer rastender Wechselarbeit erzeugen. Erde und Sonne — denn die Menschen, die thun am wenigsten dabei; die lassen wachsen und reifen, und ihre Arbeit ist die geringste. Hier in diesem Landstrich, und noch über den Bergen drüben,

am Fuße des Aetna, fließt die reiche Weinquelle Europas. Andere gibt es noch in Spanien, in Italien, in Südfrankreich; letztere sind aber durch die Phylloxera auf einige Zeit versiegt, und in Sicilien wächst der schwarze, schäumende, duftende Wein, aus welchem sich am leichtesten Bordeaux und Burgunder bereiten läßt. Wundere dich ob dieser Worte nicht, lieber ehrlicher Leser! Was du im Norden als Bordeaux trinkst, das kommt aus Milazzo und Barcellona; fast aller Rothwein, der in Paris unter den verschiedensten Namen aufgetischt wird, ist in Cette oder in Bercy verarbeiteter, mit leichtem weißen französischen Wein vermischter sicilischer Saft; und versiegte morgen diese sicilische Quelle — Gott allein weiß, wie man sich aus dieser Noth erretten würde! Schwarz und schwer sind diese Weine, mit reichem Alkoholgehalt und feinwürzig duftender Blume. Nur mit Wasser vermischt können sie hier getrunken werden. Seltsam genug, in dem sicilischen Wein schlummert nicht die göttliche lachende Heiterkeit, die uns in unsern nördlichern Weinen erfreut; im Rheinwein, in den französischen und in den norditalienischen Weinen steckt ein kleiner neckischer, schäkernder, kosender, schelmischer Gott, ein lustiger junger Bacchus, der plaudert und lacht und singt und liebt. Vergeblich aber würdest du diesen Bacchus in dem schwarzschäumenden Sicilierwein suchen; der Gott, der sich hier versteckt, ist wol schon ein reiferer, älterer Bacchus, der nachzusinnen gelernt hat, für den die Lust und die Liebe und der lachende Gesang nur noch in fernen Jugenderinnerungen leben, ein träger, zu Melancholie geneigter, plötzlich aber in wilder Wuth aufbrausender und wie im Wahnsinn auf seine Feinde losstürmender Gott. Es ist ein tückischer Dionysos, dieser sicilische Bacchus, zu trauen ist ihm nie und nimmer; das

Feuer, das in seinen Adern rollt, ist ein gewaltiges und gewaltthätiges, und wehe, wenn das Feuer zu heftig, unbedachtsam geschürt wurde, denn in wilder Korybantenart rast dann der mordlustige Dämon! Wie oft und wie schwer mußten die Nordländer es büßen, die mit dem sicilischen Bacchus den leichten, scherzenden Umgang zu pflegen versuchten, den sie mit ihrem nordischen Weingott ungestraft zu unterhalten gewohnt sind! Nicht scherzen läßt sich mit jenem! Heimtückisch überfällt er plötzlich den Nichtsahnenden, und zur Erde wirft er in mächtigem Ruck den kräftigsten, den festesten Trinker. Sei auf deiner Hut, mein nordischer Landsmann, wenn du in dieses Sonnenparadies ziehst, und Eins lerne und beherzige vor allem: kneipen darf man mit Rheinwein und Champagner, kneipen aber darf man nicht mit Faro und Moscato!

Mit diesen Weinen ist es übrigens noch in anderer Hinsicht eine ganz eigene Sache. Wir sind gewohnt, unter jeder Etikette einen bestimmten, wohlbekannten, mit keinem andern verwechselbaren Geschmack zu finden, und wie ein Wahnsinniger oder wie ein unwissendes Kind würde uns der vorkommen, der die verschiedenen Weintypen nicht kennte, nichts davon verstände. Hier aber, in Sicilien, darf man nicht von fern daran denken, diesen Maßstab anzulegen: außer dem Marsala, der bekanntlich ein Kunstwein ist, gibt es hier keine festen Typen. Der Wein, den du voriges Jahr als einen süßen Moscato gekauft hast, den findest du dieses Jahr als herben Moscato wieder; er war golden und hell, ist aber roth und dunkel geworden. Dieselbe Rebe gibt heuer eine süßduftende, von der feinsten Blume köstlich erfüllte Traube, und kehrst du nächstes Jahr wieder, so ist keine Spur mehr zu finden von Duft und Blume, und du

möchtest schwören, daß du dich in eine ganz andere Rebe verirrt habest, daß du gefoppt und getäuscht wurdest. Drüben auf den Liparischen Inseln wächst ein süßer Malvasier, der angenehmste aller Damenweine. Es ergeht ihm wie seinen sicilischen Brüdern. Kaum erkennt man ihn von einem Jahrgang zum andern. Und doch ist es dieselbe Rebe, doch war es dieselbe Pflege; die Sonne hat ihn aber anders gekocht, die Erde anders genährt. Dieselbe Pflege, sagte ich eben; darf man aber hierzulande eigentlich von einer Pflege des Weins reden? Es ist ein Wachsenlassen, auf welches eine Herbstlese folgt, wie sie primitiver nicht gedacht werden kann, und ein Keltern, das wol zur Zeit des Odysseus und des Polyphem schon eben so geschah wie heute. Ohne Auswahl noch Sortirung werden die Trauben abgeschnitten und wie Gott sie geschaffen, mit Stiel und zuweilen auch mit Blatt in die Kufe geworfen; dort wird gestampft, von Menschenkindern und zuweilen gar von Ochsen, gestampft, bis der Brei unten herausläuft; die Trebern kommen nochmals unter diese primitive Presse, bis nichts mehr übrigbleibt, als eben übrigbleiben muß. In der zweiten Kufe, wo der Saft sich sammelt, geht der Gärungsproceß vor sich. Dann werden die Fässer in die Halle gerollt, gefüllt, verspundet, und schon stehen auch die Schiffe im Hafen, die den Wein fortschaffen, über das Meer hinüber nach Cette. Und dort wird der sicilische Wein verarbeitet, vermischt, veredelt, und als Bordeauxwein wandert er weiter, wandert wol auch als Bordeauxwein, mit glänzenden Goldetiketten versehen, wieder nach Sicilien zurück, und was man hier an der Quelle mit einem halben Franc das Liter kauft, bezahlt man nun zu drei und fünf Francs in den kostbaren Flaschen. Funfzig Millionen Hektoliter Wein wurden im

vorigen Jahr in Sicilien producirt; nur in verschwindend kleinem Quantum aber geht sicilischer Wein direct nach Deutschland. Die großen hamburger Dampfer fahren von hier mit Südfrüchten beladen nach deutschen Häfen, der Wein aber bleibt auf der französischen Zwischen-station liegen. Warum versucht man es nicht, sich von der Vormundschaft der französischen Veredelung und der französischen Etikette zu befreien und in Hamburg selbst mit Hülfe unserer heimischen leichten Weine eigenhändig und selbständig die Verarbeitung zu unternehmen, welche in Cette so Treffliches leistet? Von vielen Seiten wird behauptet, daß trotz der Gesetze die Weine in Deutschland noch vielfältig „geschmiert" werden: wäre es nicht weit besser, man suchte durch Verwendung der sicilischen Misch-weine dieser gesundheitsgefährlichen Fabrikation ein Ende zu machen? Und wer weiß, ob man nicht dazu ge-langen könnte, einen natürlichen Rothwein herzustellen, der dem nordischen Geschmack noch besser mundete als alle die mehr oder minder echten sogenannten Bordeaux-weine, die auf unsern Tischen erscheinen und die ja doch nicht aus Bordeaux, sondern mit Ablagerung auf einigen Zwischenstationen aus Sicilien stammen. Die Entscheidung dieser Frage überlasse ich Sachverständigen; dieselbe aufzuwerfen und anzuregen, erschien mir aber als Pflicht, und wer nur ein einziges mal das Weinparadies an der östlichen und an der nördlichen Küste Siciliens durchstreifte, dem muß sich diese Frage aufdrängen.

Ein Paradies ist hier das Land, ein Paradies ist das milazzesische Gebiet mit seinen stundenlangen Gärten, mit seiner den Menschen um die Mittagszeit herum so lästigen, den Pflanzen aber so äußerst heilsamen ewigen Sonne, mit seinem Gürtel von abenteuerlich geformten Bergen, mit dem Meere und dem lächelnden Kranze

der Aeolischen Inseln. Wie ein sicilisches Neapel ist Milazzo vom Ufer aus anzusehen, und mit einem gewissen Stolze weisen auch die Milazzesen auf diese Aehnlichkeit hin. Das Castell und der Dom erinnern an San-Elmo, das sich langhin aufwellende Vorgebirge an den Pausilippo, die Inseln an Capri, Ischia und Procida; nur der Vesuv fehlt. Aber schneegekrönt steigt weit hinten über die zackigen Berggipfel der Aetna herauf, von dem das Volk mit einer Art kindlicher Bewunderung sagt, er gebäre alle paar Jahre einen oder zwei Vesuve, und Neapels Vulkan sei nur ein ganz kleines Urenkelkind ihres alten Mongibello. Stolz auf ihre Natur, stolz auf ihre Vergangenheit und zum voraus schon stolz auf ihre Zukunft, schauen die Milazzesen, ein strebsames, tüchtiges Völkchen, auf ihre Reben, auf ihren Hafen, auf die weit sich öffnende See. Ihre Stadt bietet freilich des Merkwürdigen gar wenig. Verres hauste hier wie in Syrakus, wie in Akragas, wie in dem benachbarten Tyndaris; und was Verres stehen ließ, das verschonten nicht die Karthager, die Sarazenen, die Spanier. Kaiser Karl V. hat das Castell errichtet, und wie in andern sicilischen Städten, wie in Syrakus, wie in Girgenti, so haben wol auch hier die alten Tempel und Theater ihre Steine hergeben müssen zur Erbaung dieser Feste. Sicilien, das in der alten Geschichte eine so hervorragende Rolle spielte, dessen Besitz die jeweilige Weltherrschaft des einen oder des andern Eroberers erst besiegelte, Sicilien setzt uns in Erstaunen durch seine Armuth an Ruinen: drei oder vier Tempel in Segesta und Girgenti, ein Theater in Taormina, Säulenstumpfe, Marmorstufen und unterirdische Gänge in Syrakus, großartige Trümmerhaufen in Selinunt — alles andere hat der gewaltige Sturm der Weltgeschichte wie Spreu hinweg-

geblasen. Ein Gefühl der Wehmuth überkommt den bewundernden Wanderer; jede Scholle in diesem Lande ist Geschichte: und was ist aus den Denkmälern dieser Geschichte geworden? Alle Völker, die in der alten und neuern Zeit die Welt beherrschten, haben ihre Cultur nach Sicilien getragen; alle haben sie, das eine nach dem andern, ihre Cultur auf diesem Boden zu einer mächtigen Prachtentfaltung geführt; und in dieser ganzen Geschichte, was ist es, das unsere Seele ergreift? was ist es, das sich wie ein beschließender Spruch des Schicksals in unsere Herzen eingräbt? Es ist die Lehre der alles unter ihren ehernen Sohlen zermalmenden Vergänglichkeit des Menschen und der menschlichen Werke. „Ἀνάγκη!" ruft es aus diesen Ruinen uns zu wie aus den Steinen jener alten gothischen Kirchen. Wie eine Schar von unermüdlich arbeitenden Ameisen sehen wir die Menschen von Jahrhundert zu Jahrhundert bemüht, aus der gestrigen Zerstörung heute wieder Neues zu bauen; und noch sind sie mit dem Bau nicht über die ersten Pfeiler gekommen, da fährt die gewaltige Windsbraut über sie und ihr Werk dahin. Und andere Geschlechter unternehmen andere Werke — und nicht anders wie den Vätern ergeht es jedem folgenden Geschlecht.

Nur den Fremden aber, nur den Wanderer scheinen diese Gedanken zu überwältigen; an den Einheimischen gleiten sie vorüber, ohne eine Furche hinter sich zurückzulassen. Denn heute wie in uralten Zeiten, heute wie nach Verres, wie nach den Karthagern, wie nach den Sarazenen, wie nach den Spaniern arbeitet dieses Volk wacker und tapfer, in unermüdlicher Strebsamkeit, an der Errichtung seines Baues, und wie ein Trost, wie eine Ermuthigung klingt es uns, wenn der milazzeser Bürger von den Trümmerhaufen seines Castells hinunterzeigt auf die

Werft, die er gebaut, auf den Hafen, den er gegraben, auf den Leuchtthurm, den er errichtet hat, wenn dann aus dem Munde dieses Mannes nicht das Weh um die Zerstörungen, die seine Stadt erlitt, sondern eine junge, frische, knospende Hoffnung zu uns spricht, die Hoffnung und das Vertrauen auf den endlichen Sieg des Menschen über das Schicksal, ja das überschwengliche, himmelstürmende Vertrauen auf den einstigen Sieg seiner Vaterstadt über alle andern Städte und Gebiete: „Klein ist heute Milazzo, aber größer und mächtiger als Messina wird es morgen sein; und wer weiß, ob Palermo nicht übermorgen mit Neid auf Milazzo schauen wird!“

Glückliche Menschen, glückliche südlich-feurige Natur, in der das alte Blut der unter den Aetna gebannten Titanen noch immer fortlebt! Glückliche Natur, die auch unter Jupiter's siegendem Donnerkeil das Vertrauen zu ihrer ewigen Titanenkraft nicht einen Augenblick verliert!

III.

Unter Ruinen.

---

1. Taormina.

Es war im Herbst, im Monat November, als ich Taormina zum ersten mal besuchte. Sonne und Himmel lachten, wie sie bei uns im Norden in den schönsten Tagen des August und September zu lachen pflegen, und die weißen, lichtdurchzogenen Wolkenmassen, die in leichtem Fluge über Berge und Meere hinschwebten, verliehen dieser südlichen Landschaft den neuen Reiz einer gedämpftern Stimmung, matterer Farbeneffecte. Auf dem schmalen Uferrande, der von Messina bis zum Flusse Alcantara, wenige Meilen über Taormina hinaus, das Meer von den steil aufklimmenden Pelorischen Bergen trennt, läuft die Eisenbahn, bald zwischen zahlreichen Gärten von Orangen- und Citronenbäumen, bald unter hohen Felsthoren sich durchwindend, von Klippe zu Klippe, von Vorgebirge zu Vorgebirge. Die Berge rücken immer näher an die See; die Felswände senken sich immer steiler in die aufbrausende Flut; oben, in scharfem Profil vom blauen Himmel sich abhebend, stehen kühne Castelle und Klöster, alterthümliche Gebäude, zinnengekrönt, mit luf-

tigen Campanilen und drohenden Schießscharten, halb ruinenhaft hinabschauend. Tiefe Thalgründe eröffnen sich rechts hinauf, wo die Fiumaren ihre wildromantischen Schluchten in die Bergesfront gerissen haben; Kies und Sand und herabgespülte fruchtbare Erde füllen die breite Thalsohle aus; halbverschüttete und zu malerischen Ruinen verwandelte Häuser und Kirchen zeugen rechts und links von der verheerenden Gewalt der Bergströme. Und dicht neben diesem Bilde der unseligsten Verwüstung lächeln in zauberhafter Anmuth die dunkelgrün schimmernden Agrumengärten. Ein lauer Schatten schmiegt sich unter dem dichten Laube auf der fetten Erde hin; die goldenen Früchte blinken wie unzählige Sterne durch das Grün; die ganze sonnige Wärme des Sommers glüht uns von den Orangen und Citronen entgegen: so mochten wol dem alten griechischen Dichter im fernen Sonnenlande die goldenen Aepfel der Hesperiden entgegengeleuchtet haben, und er besang sie wie himmlische von Göttern bewachte Erzeugnisse, denen die sterblichen Menschen nicht nahen durften. Zwischen den Citronen- und Orangenbäumen recken, wie von der Sonne gebleichte Gerippe, die schon entblätterten, seltsam gewundenen Feigenbäume ihre zerrissenen Aeste. In bläulich gedämpfter Färbung schließen sich die knorrigen Oelbäume an das sattschimmernde Grün der Agrumen und klettern hoch an den Hängen hinauf; sorgfältig ist die Erde im kreisförmigen Wall um ihre Wurzeln geschichtet; die Rebe windet sich um die willigen Aeste und schlingt ihre hellgrünen Blätterguirlanden von Baum zu Baum. Brunnen und Cisternen mit leichtem Balkengerüste zum Drehen und Ziehen; Lusthäuser und Casinos mit grell bemalten Wänden, Thüren und Pfosten; burgähnlich emporstrebende Wasserthürme, in lange, nach allen Seiten hin sich vertheilende Aquäducte

auslaufend; verlorene Kapellen mit hohem freistehendem Giebel und einer kleinen Glocke in der durchsichtigen Wölbung des einmauerigen Thurms. Vervollständigt wird das Bild durch die langsam auf den Straßen hinziehenden Bauernwagen, hoch auf hohen Rädern ruhend, mit Ochsen an kurzer Deichsel bespannt; der Fuhrmann liegt ausgestreckt auf seinen Kisten oder Tüchern, mit hellklingender Stimme sein eintöniges, in langgedehnter Melodie verschwebendes Lied vor sich hinsingend.

Dörfer oder kleine Städtchen liegen an den Ufern unter dem Schutz der steilen Berge. In den staubigen Straßen stehen mit schwarzen über den Kopf zusammengehaltenen Mantillen bekleidete Weiber umher; Esel trippeln schwerbeladen mit dem Doppelsack, der an beiden Seiten tief zur Erde herabhängt; die Häuser sind grau, wie verbrannt; die Hohlziegel auf den Dächern liegen unordentlich in losen Reihen: man begreift, daß der Regen durch Dach und Decke dringt. Das Ganze macht den Eindruck einer schmuzigen Oede — für das künstlerische Auge aber welcher Reichthum an Linien, an Formen, welche Fülle von Farben, von Licht und spielenden Schatten! Auf Giardini, das kleine Städtchen am Fuße des Felsens, auf dem Taormina sich erhebt, paßt das oben entworfene Bild; es paßt auch auf Taormina selbst, nur mit dem Unterschiede, daß sich bei Taormina zu diesem allen sicilischen Dörfern gemeinsamen Charakter noch ein anderer Zug gesellt, und daß mitten aus dem sicilischen Landstädtchen die Ueberreste der alten Normannen- und Sarazenenstadt Moëzzia und die großen Ruinen des römischen und griechischen Tauromenium hervorragen.

Eine Stadt freilich ist Taormina kaum zu nennen, obgleich mehrere sehr gewichtige Behörden hier oben hausen. Ein winkeliges, kleines, unregelmäßiges, ziemlich

vernachlässigtes und von der modernen Gas-, Tramway- und Lesecabinetcultur glücklicher- oder unglücklicherweise, wie man eben will, noch verschontes Städtchen, der traurige Ueberrest einer vor langen Jahrhunderten mächtig über Land und Meer gebietenden Großstadt, ein zusammengeschrumpfter Koloß — aber wie merkwürdig, wie malerisch und von einem wie einzigen, zugleich altgriechischen und mittelalterlichen, classischen und romantischen, europäischen und afrikanischen Duft umflossen! Von Neapel weiß bekanntlich jeder Schüler das bis zum Ueberdruß in allen Reisehandbüchern wiederholte Vedere Napoli e poi mori zu citiren; wie viel besser paßte aber das Wort auf Taormina! Nur könnte man freilich das auf ein unweit von Neapel liegendes Dörfchen, Mori, bezügliche Wortspiel hier nicht an den Mann bringen — und so muß sich Taormina damit begnügen, seiner stolzen neapolitanischen Nebenbuhlerin den Ruhm dieser ewigen Reclame zu lassen. Auch ohne Mori wird aber Taormina berühmt werden oder berühmt bleiben. Viele gibt es vielleicht unter meinen verehrten Lesern, die Taormina schon besucht haben; sie mögen dieses Blatt umwenden und sich zurückdenken in ihre eigenen Erinnerungen. Denn besäße man auch Goethe's Feder, Taormina könnte man ebenso wenig beschreiben, als selbst ein Rafael es zu malen vermöchte.

Vom Meeresufer reckt sich, steil und schwindelnd, ein jäh zerborstenes Klippengebirge hinauf; in den nackten Fels ist ein Fußweg gehauen, nur einige Cacteen und Aloën wachsen zwischen den Steinen; oben, hoch oben erblickt man Häuser, blendendweiße Mauern, Balkone, dazwischen das dunkle Laub von Citronen- und Orangebäumen, und leider auch, das Bild häßlich verunstaltend, die riesigen Lettern eines Hotelschildes. Man klimmt den

Fels hinan; man glaubt oben angekommen zu sein — und siehe da, hoch über diesem Gipfel streben neue Gipfel zum Himmel empor, neue Felsen, neue Klippen, phantastisch geschnitten, zinnenbekränzt, mit kleinen weißen Häusern besäet; und zackige Mauern klettern an dem Rande der scharfen Felsen hinauf, und Thürme stehen dort oben: sind es Ruinen von alten Griechenfesten? sind es mittelalterliche Sarazenen= oder Normannenbauten? Das Auge vermag nicht und sucht auch nicht, es zu unterscheiden; es ist geblendet von der vollendeten Schönheit dieser Formen, von dieser magischen Farbenpracht. Und weiter, noch weiter, noch höher, noch schwindelnder klimmen abermals Felszacken in die Luft, und oben, ganz oben, von dem blauen Aether weiß abstechend, ein Castell, ein Schloß, eine Burg! Sind es Kirchen? sind es Moscheen? Ist es Wirklichkeit? oder treten wir in das Gebiet eines morgenländischen Märchens? Und weiter geht es, durch die engen Straßen der Stadt, zu jenem Vorgebirge, das rechts sich über die blaue See erhebt, wo in dem geborstenen Felsen die Ruinen des alten griechischen Theaters sichtbar werden. Welch wunderbarer Anblick in diesen winkeligen Straßen! Alle Jahrhunderte haben hier ihre Erinnerungen in den Stein gehauen: das christliche Mittelalter in die Spitzbogen dieser Kirchthürme; der Orient in diese reichverzierten Pfeiler; die Normannen in die massiven quadratförmigen Burgen; Rom und Hellas in die weite Rundung jenes Theaters, in die köstlichen korinthischen Capitäle, in die schlanken Säulen, in die weißen Marmormauern, die uns überall entgegenblicken. Und welch ein Anblick, wenn der Wanderer sich dort oben auf den höchsten Sitzen des Hemicyklus hinsetzt und sein Auge über das Theater durch die weiten Oeffnungen hinunterschweifen läßt auf das silbern

glitzernde Meer, über Taorminas Felsen, über Hügel und Berge bis zu dem schneebedeckten Aetna, der, in weichen Duft gebadet, langsam und harmonisch aufsteigt, rauchgekrönt, mächtig, drohend, das zaubervolle Bild in classisch ruhiger Formvollendung abschließend.

Tauromenium — Moëzzia — Taormina: die Weltgeschichte schaut uns aus diesen drei Namen entgegen. Der Name der sarazenischen Stadt, die sich auf den Ruinen des griechischen und römischen Tauromenium erhob, ist in der Geschichte kaum bekannt; nur in den Chroniken wird er vorübergehend genannt, und vorübergehend erwähnen ihn die Reisebücher. Wie eine Sühne für die Verheerung, welche der muselmanische Einbruch anrichtete, mag uns die Vergessenheit erscheinen, die sich über jene entsetzliche Periode der sicilischen Geschichte gebreitet hat. Der Stempel aber, den die Sarazenen dieser Stadt aufgedrückt, ist nicht verwischt; rings um das enggezogene Gebiet des neuen Taormina, von der hohen Bergzinne bis unten an das Ufer des Meeres, liegen die zellenartig aneinandergereihten, in den Fels gehauenen Gräber der Muselmanen; sie bedecken den weiten Bergabhang, auf welchem sich die Häuser der Griechen- und Römerstadt erheben; jeder Spatenstich öffnet ein Grab; auf den Feldern modern bleiche Knochenreste unter der brennenden Sonne; ein ganzes Volk ward hier begraben. Und oben in den engen, schmuzigen Straßen überkommt den Wanderer bei jedem Schritt und Tritt das Gefühl, das wunderbar in die Seele sich drängende, von widerstrebenden Gegensätzen bewegte Gefühl von der Nähe des Orients, der nichteuropäischen, halb wilden, und doch in gewissen Erscheinungen so seltsam verfeinerten asiatischen Cultur. Hinter weißer, zackiger Mauer erhebt sich ein maurischer Bogen; leichte Arabesken

laufen am Gesimse hin; durch das weitoffene leere Bogenfenster blicken Palmen, das saftige Grün ihrer Blätter ruht auf dem tiefen Blau des südlichen Himmels. Die Menschen, die sich in dem Gewirr dieser Straßen bewegen, tragen einen fremdländischen Typus: dicke aufgeworfene Lippen, gedrückte Nase, niedrige Stirn, braune Gesichtsfarbe, schwarzes wolliges Haar: ein Gemisch von Asien und Afrika, man möchte sie fast weiße Neger nennen. Eine andersgeartete, feinere, an den italienischen und an den griechischen Typus erinnernde Gesichtsbildung tritt sporadisch aus der Bevölkerung hervor, ähnlich wie Ueberreste von römischen und normannischen Alterthümern sich aus dem Untergrunde von sarazenischen Bauten hervorheben. Alles, Menschen und Häuser, legt Zeugniß ab von den chaotischen Schicksalen dieser Stadt, von dem wildtobenden, zerstörungswüthigen Kampfe, der hier jahrhundertelang gekämpft wurde und in immer wiederkehrendem furchtbaren Ebben und Fluten die gestrigen Eroberer dem heutigen Sieger zu Füßen warf, welcher die nach langem Ringen zu hoher Blüte emporgestiegene Cultur wieder der Vernichtung preisgab und auf ihren Ruinen eine neue Welt mit neuen Menschen, neuer Religion, neuer Kunst, neuer Staatsbildung zu Tage förderte. Es gibt kaum ein anderes Land in der Welt, wo man wie in Italien, wie in Sicilien ganz besonders, dieses Bild des ewigen Zerstörens und Wiederaufbauens der Menschheit in so greller Beleuchtung vor Augen sieht, kein Land, das in unserer Seele in demselben Maße die wehmüthige Empfindung wach ruft, die uns überkommt, wenn wir mit Augen sehen und mit Händen greifen, wie wenig die Macht auch der gewaltigsten Völker und der feinsten Culturen vor dem alles Bestehende immer wieder niederreißenden und neu ersetzenden Weltverhängniß bedeutet,

wie leicht und wie schnell und auf Nimmerwiedererstehen die größten Reiche und die noch so fest gegliederten Staatencomplexe weggeschwemmt werden.

In Syrakus und in Girgenti stehen wir wie erdrückt und niedergeschmettert von dieser Empfindung, denn dort hat der gewaltige Hauch der Jahrhunderte blühende Städte in öde Steinwüsten verwandelt; hier auf den Felsen von Taormina durchzuckt uns ein vielleicht noch schmerzlicheres Gefühl, denn zum ersten mal sehen wir uns so nahe vor dieses weltenzerstörende Walten des Schicksals gestellt, und tiefer empfinden wir es auch in dieser unvergleichlichen Umrahmung, in diesem Ueber- und Durcheinanderweben von nur unvollständig verwischten alten Culturbildern, in dieser einzigen Pracht der süditalienischen Natur. Die Pelorischen Berge thürmen sich hier in ihrem letzten, äußersten Vorgebirge mächtig in die Höhe; sie liegen wie ein aufgeschichteter Steinwall vor der welligen Ebene, aus welcher sich der Aetna erhebt. Der Feuerriese ragt ohne Zusammenhang mit den sicilischen Bergzügen auf, ein einsamer unermeßlicher Kegel; ringsumher fallen seine Abhänge in das Meer oder in tief eingeschnittene breite Thalgründe; aus den Tiefen der Insel, selbständig und unvermittelt mit dem früher dort Bestehenden, ist dieser Berg einst hervorgebrochen; mit urplötzlicher Gewalt hat er nach allen Seiten hin die Felsen und Berge hinweggeschoben; rings um ihn hat sich eine Böschung wie ein fester steinerner Faltenwurf gebildet; auf der letzten nördlichen Falte, da wo die Bergkette sich in scharfem Winkel vom Meeresstrande nach Westen wendet, erhebt sich Taormina; und auf dem äußersten Vorgebirge, das Meer weithin beherrschend und über der Bucht des alten Naxos hin nach Catania, nach dem Aetna und bis zu dem in bläulicher Ferne

verschwimmenden Syrakusanerland schauend, stehen, in den Fels eingehauen, die Ruinen des griechischen Theaters, ein Kleinod sondergleichen, der Wallfahrtsort aller Sicilienreisenden.

Alles gliedert sich hier in harmonischem Zusammenwirken, um den Gesammteindruck eines großartigen und zugleich anmuthigen Bildes hervorzubringen: Von den Stufen des Theaters schweift der Blick auf die erste, den Vordergrund in seltener Formenschönheit abschließende Gruppe, auf die Mauern, Pfosten und Säulen der alten Scene; durch die hohen Wölbungen der Thore, durch die weite Bresche, welche die Jahrhunderte in die Mitte der Wand gelegt, schimmert das flimmernde Silberblau des tief unten strömenden Meeres und weiterhin das grüne Vorgebirge von Naxos — von Naxos, wo die alten Griechen dem Phöbos einen Tempel errichtet hatten, wo die Schiffe anlegten, die nach Delphi und nach Olympia fuhren, wo die in den Olympischen Spielen gewonnenen Preise aufgestellt und aufgehängt wurden. Und über die Mauern der Scene blickt wieder das offene Meer herüber, und ohne Aufenthalt fliegt der Blick von Vorgebirge zu Vorgebirge bis tief hinten an den Horizont, wo ein schmaler Streifen die Berge von Syrakus andeutet. In der Mitte des Bildes thürmen sich auf zweitem Plan die aus dem Meere aufsteigenden Felsen, mit Aloën und Cactus bewachsen, der massive, von den unterirdischen Gewalten an die Oberfläche gehobene Unterbau der sicilischen Insel; niedrige Häuser klettern an den Felskanten hinauf; weiter nach hinten krönt ein altes malerisches Kloster mit hohen Zinnen, luftigen Steinbalkonen und Glockenthürmen einen Bergvorsprung, und über dem Kloster, in weicher, langhin sich streckender Schwellung, steigt der Aetna immer höher, immer wilder empor, aus den fruchtbaren

Citronengefilden zu den schwärzlichen Lavaströmungen, über ungeheuere Abgründe von alten und jüngern Kratern bis hinauf zum ewigen Schneegebiete, bis zu der dampfenden Spitze. Auf dem an der rechten Seite sanft geneigten Abhang bemerkt das Auge die Reste der großen Eichenwaldungen, die den Berg dort bedeckten. Ringsumher am Fuße des unheimlichen Bergriesen winken Dörfer, Städtchen und Landhäuser. Rechts von dem Bilde, eine zweite Coulisse bildend, erhebt sich, vor den Häusern der neuen Stadt Taormina emporstrebend, ein steiler, von einem alten Sarazenencastell gekrönter Felsengrat, und weiter hinauf ein zweiter, auf dem hoch oben in schwindelnder Höhe das kleine Dorf Mola nistet. Vollkommener, üppiger könnte kein Künstler ein solches Bild entwerfen; die Pracht der Farben wetteifert mit dem fast überschwenglichen Reichthum der harmonisch ineinanderlaufenden und sich gegenseitig zur Geltung bringenden, auf- und niedersteigenden Linien; man empfindet vor diesem Anblick ein Gefühl der vollständigsten künstlerischen Befriedigung, wie man es kaum vor irgendeinem andern Bilde empfinden dürfte, ja fast fühlt man sich übersättigt von seiner absoluten Vollendung, von der makellosen classischen Schönheit!

Die Griechen verstanden es, ihren Theatern durch die natürliche Umrahmung mit einer auf das Gemüth der Zuschauer wirkenden Landschaft einen besondern Reiz zu verleihen. In Syrakus schweifte das Auge von den Marmorstufen hernieder auf die grüne Ebene des Anapos, auf die Tempel der Kyanä und des Olympeion, auf das links sich erhebende Felseneiland von Ortygia, der Wiege der Hellenenstadt, auf den großen Hafen mit seinen unzähligen Schiffen, auf das im Hintergrund sich aufthürmende Vorgebirge von Pachynum; in Catania, wo jetzt Lava-

blöcke sich über die Stadt gewälzt haben, konnten die Zuschauer von ihren Sitzen aus den Blick auf den Hafen und die offene See hinaussenden; und brauche ich wol an das Theater in Athen zu erinnern, das, am Fuße der Akropolis, dem begeisterten Volk bei den Gesängen der Chöre des Aeschylos die Stelle zu schauen erlaubte, wo die Macht der Perser durch das atheniensische Heer gebrochen und der Erbfeind von der griechischen Küste ins Meer gedrängt wurde? Nichts anderes hatten die Erbauer des Theaters zu Tauromenium im Sinn, als sie diese hohen Pforten, diese Säulengänge, diese damals wol mit herrlichen Statuen geschmückte Scene errichteten. Heute noch können wir uns ja bei ihrem Anblicke einer ehrfurchtsvollen Stimmung nicht erwehren. Wir treten in dieses zertrümmerte Theater wie in ein Heiligthum; das laute Lachen und Singen erstirbt auf unsern Lippen, ohne uns bewußt zu sein warum, sprechen wir mit leiser Stimme, hemmen wir den Schritt und die Bewegung, als besorgten wir, die ungebetenen fremden Eindringlinge, das Heiligthum der großen Todten zu entheiligen.

Fast möchte ich meinen — die Alterthumsforscher mögen mir verzeihen —, dieses Heiligthum sei schon entweiht, man habe im Namen der Wissenschaft zu viel gethan in Gräberaufreißen, in Etikettiren der Funde mit laufenden Nummern und Aufstellen derselben in einem todten Museum; man versäume über dieser grautheoretischen Geschäftigkeit, das Wesentliche der alten Heiligthümer vor gänzlichem Untergange zu erretten oder zu bewahren. Man kann ja auch zu viel thun im Studium der Alterthumskunde; man kann aus allzu großem Eifer für Erhaltung der Ueberreste vergangener Zeiten in völlig unzweckmäßiger Weise vorgehen, und gerade diejenigen,

die gegen die frühern Zerstörer dieser bewunderungswürdigen Werke der Griechen so heftig eifern, werden sie nicht ihrerseits zu Zerstörern derselben, wenn sie das Graben, das Abräumen, das Putzen und Scheuern übertreiben und, dem Drange nach neuem Wissen folgend, es dahin bringen, daß diese Ruinen ihres eigenen Charakters, ihres eigenen wunderbaren Reizes entkleidet werden?

Diese Gedanken drängten sich mir unwiderstehlich auf, als ich die Ruinen Taormeniums zum zweiten male, ein Jahr später, besuchte. Bei meinem ersten Besuch wucherten rechts und links Sträucher und Gräser zwischen den Steinen, um den Fuß der wiedererrichteten Säulen schmiegten sich die feingezackten breiten Akanthusblätter, als fühlten sie sich wie durch eine innere Verwandtschaft hingezogen zu den steinernen Knäufen, in welche bald eine spätere Kunst ihre anmuthigen Formen einmeißeln sollte; die Sitzreihen, die sich in schöner Rundung vor der Scene hinaufziehen, waren nicht geglättet wie der Tanzboden eines Saales, sondern üppige Gräser, Farnkräuter, kleine Gesträuche sproßten hier und da aus den Fugen, und ein neues Leben schien durch das Rascheln der Blätter zu wehen, schien in den auf den wilden Blumen blinkenden Thautropfen zu spielen; geborstene Säulenschäfte lagen durcheinander im Proscenium; Schmetterlinge und Bienen flatterten und summten um die Blumenkelche, die zwischen dem rothen Marmor hervorguckten; Eidechsen huschten unter den Steinen und Sträuchern. Neben mir erklärte der kleine, bewegliche, gefällige Cicerone die Bedeutung jeder Säule, jeder Wölbung; der biedere alte Don Ciccio, mit seinen zwei vergilbten, von ihm selbst zusammengeschriebenen und zusammengezeichneten Büchern, sah das Theater fast wie sein Kind, wie sein Eigenthum an;

er hatte es ja sozusagen entdeckt; er hatte zuerst angefangen, den Schutt hinwegzuräumen, die Stufen freizulegen, das Amphitheater aufzudecken, auch die einstürzenden Mauern zu befestigen und die Terrassen, in welche die Winterregen bedenklich eingesickert waren, zu asphaltiren. Er hatte sich einige lateinische Classiker zusammengeborgt und „sein" Theater studirt, und nun lauerte er auf die Fremden, gesellte sich freundlich plaudernd ihnen zu, gab ihnen das Geleit von unten hinauf und von oben herunter, erklärte ihnen mit schwindelnder Redseligkeit und südlich überschwenglicher Beredsamkeit, wie die Alten Theater spielten, wo die Könige, wo der Chor, wo die Zuschauer eintraten, wie die Maschinerie beschaffen war, wo die Wasserkünste sprangen, und auch, da er etwas von Vitruv gehört hatte, wo und warum die fabelhaften Schallgefäße angebracht waren und wie treffliche Dienste sie den Schauspielern und den Zuschauern damals leisteten, da man jedes noch so leise auf der Bühne gesprochene Wort bis in der obersten Sitzreihe vernehmen konnte. „Aber werther Don Ciccio, heute sind die Schallgefäße verschwunden und dennoch versteht man hier oben jedes unten gesprochene Wort!" Don Ciccio aber ließ sich durch keinen Einwand stören. „Man hörte noch viel besser zur Zeit der Schallgefäße", meinte er dann, und nun verlor er sich immer weiter und weiter in seinen classischen Labyrinthen und erzählte ferner, daß in diesem Theater auch Thier- und Sklavenkämpfe stattgefunden, daß man auch Naumachien hier eingerichtet, ja daß man Skelette hier gefunden habe, die nur von christlichen Märtyrern herrühren könnten. Hat doch jedes Nest in Sicilien irgendeinen Märtyrerknochen: warum sollte Taormina nicht ein Märtyrerskelet besitzen! Und der gute Don Ciccio, indem er uns die Thongefäße, Lämpchen, Statuen

in seinem kleinen Museum zeigte, fuhr dann fort und versicherte, im nächsten Frühjahr solle das Theater noch ganz anders aussehen, die Sträucher und Blumen müßten beseitigt, alle unordentlich in dem Proscenium umherliegenden Säulenstumpfe fortgeschafft und alles gesäubert und gereinigt werden wie in einem wohlgescheuerten Zimmer.

Der biedere Don Ciccio hat es sich auch nicht nehmen lassen, er ruhte nicht, bis sein Theater so sauber aussah wie der Speisesaal des Hotel Belvedere in Taormina, und mit dem Stolze eines seiner Werke sich freuenden Mannes führte er mich jetzt an einer von deutschen Touristen wimmelnden, höchst comfortabel eingerichteten Restauration vorbei in sein reingefegtes Heiligthum. Aber Aeolsharfen in die leeren auf das Jonische Meer hinausblickenden Fenster einzufügen, wie er gewollt hatte, war dem guten Manne nicht mehr beschieden, denn er starb wenige Tage nach unserm letzten Besuche, von einem Schlagfluß getroffen, auf der Schwelle seines Theaters, im beneidenswerthen Gefühl seines vollbrachten Werkes. Ehrlicher und glücklicher Don Ciccio! Diese schönste Ecke des schönen Siciliens war sein Leben, sein Denken, sein Trachten, der Zweck seines Daseins, der Himmel seiner Träume, und ist nun sein Grab! Könige und Prinzessinnen, die berühmtesten Künstler und Schriftsteller hat er in seinem Theater herumgeführt, und für den aufgeblasensten, gedankenärmsten durch Italien bummelnden Weinreisenden hat er, wie für Prinzen und Dichter, seine naiven Zeichnungen und seine kindlich sorgsam zusammengebrachten Citate aus allen möglichen griechischen und lateinischen Autoren aufgeschlagen, und allen Passanten hat er sein Album vorgelegt mit der Bitte, ihre Namen den andern, berühmten und unbekannten, dort schon verzeichneten Namen beizugesellen. Es war eine originelle Figur, ein freundliches, lebendiges

und in dem Gefühl seiner Alterthumswürde mit einer gewissen fast komischen Grandezza sich emporreckendes Männchen, eine gute Seele dabei, die nur den Verächter seines Theaters als seinen Feind betrachtete, diesen Feind aber um so gründlicher haßte.

Eines Theils seines Reizes ist das Theater von Taormina durch die pompeianische Säuberung seiner innern Räume, durch die Anlegung einer Restauration in seiner nächsten Nähe und durch den lärmenden Besuch Stangen'scher Rundreisegesellschaften verlustig gegangen: der jungfräuliche Schmelz ist verwischt. Wie kann man noch in dem Anblick des im Meere sich spiegelnden und in dem Scheine des Vulkans widerglänzenden Bildes schwelgen, wenn sechzig andere Menschen zu gleicher Stunde und zu gleichem Zweck durch alle Thore hereindringen, wenn die Bewunderung zum stereotypen Geschäft einer lachenden und geräuschvollen, aus aller Herren Länder zusammengewürfelten Gesellschaft geworden ist? Deinen wahren Freunden, den innigen Verehrern des alten Hellas gehörst du, träumende Ruinenpracht, nur noch in den warmen Sommernächten, wo kein Fremder seine Schritte nach dem heißen Süden wendet, wo Menschen und Natur, ermüdet von dem mächtigen Strahlenglanze des Tages, früh einschlummern, wo der einzelne hier oben in der Einsamkeit seiner Gedanken und seines Empfindens ungestört die „silbernen Gestalten" der todten Welten vor sich heraufzaubern und dem leisen Wiedererstehen der verfallenen Städte und Tempel das Auge seiner Seele öffnen darf! Seht, dort unten an der baumbedeckten Landzunge, wo die Wellen plätschernd das sanft hinuntergleitende Ufer bespülen, landen griechische Schiffe; eine Stadt erhebt sich, und Naxos wird sie von den ionischen Seefahrern, zur Erinnerung an die Heimat, genannt. Hier

betrat zum ersten mal ein griechischer Fuß das sicilische Eiland, hier wurde der Tempel des Apollo errichtet, und hierher gelangte der Segen des Delphischen Orakels, der die Hellenen ob ihrer Eroberung beglückwünschte. Kampf folgt auf Kampf; Naxos wird von den syrakusaner Griechen im mörderischen Bruderkrieg zerstört, und die Ureinwohner, die aus ihrem Besitzthum vertriebenen Siculer, kehren aus den Bergen zurück und gründen, den Griechen zum Trotz, die Stadt Tauromenium hoch oben auf dem Felsen, der Naxos beherrscht. Von den Siculern hört man wenig in der Geschichte, die sich fast nur mit Griechen, Römern und Karthagern beschäftigt, als wären alte Insassen Siciliens nirgends vorhanden gewesen, oder als ob von ihnen zu sprechen nicht der Mühe gelohnt hätte. Und doch strebte die Urbevölkerung unter dem ewigen Wechsel der Fremdherrschaften immer wieder obenauf zu kommen; sie hat ihren eigenthümlichen Charakter durch die Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag bewahrt und alle Eroberungen überdauert. Die Eroberer allein aber haben hier, wie überall, die Geschichte geschrieben; nur von sich haben sie erzählt, nicht von den Unterworfenen, nur von ihrem Standpunkt aus und nur zu ihrem Ruhme haben sie die Begebenheiten dargestellt.

Die Siculer Taorminas suchten im Westen Bundesgenossen gegen die Gefahr, die vom Osten heranzog, und Karthago, das schon bei Akragas und Syrakus den Hellenen gegenübergestanden, versuchte auch die Ostküste für sich zu gewinnen und einen festen Sitz gerade an der Stelle einzunehmen, welche den Griechen am ersten offen zu stehen schien. Wie aber die Karthager bei Himera geschlagen wurden, so unterlagen sie auch hier; den Siculern wird ihre Stadt von den Griechen entrissen, und

eine hellenische Colonie siedelt sich auf dem Felsen über Naxos an. Karthagisches Blut fließt jedoch in den Adern der heutigen Taorminitaner, und nicht von den Sarazenen allein stammt der semitische Typus, dem wir hier begegnen. Unter der Griechenherrschaft schwingt sich Tauromenium zu Macht und Größe auf. Der ganze Berg wird in das Gebiet der sich immer weiter ausdehnenden Großstadt gezogen; die kriegführenden Städte Siciliens buhlen um Tauromeniums Bundesgenossenschaft, und zu Tausenden zählte man die Krieger, die aus den Thoren dieser Stadt ins Feld, zu Hunderten die Schiffe, die den Freunden zur Hülfe geschickt werden konnten. Die alten Siculer mögen wol im Laufe der Jahrhunderte, selbst unter Anerkennung der griechischen Herrschaft, wieder Einfluß gewonnen haben; denn noch einmal verbündet sich Tauromenium mit Karthago, und als eine Invasion von seiten der Römer drohte, riefen Griechen und Siculer den König Pyrrhus zu Hülfe. Hier in Taurominium landete dieser streitbare Held, von hier aus bereitete er seine Römerzüge vor.

Betrachtet man die Geschichte Siciliens von einem höhern Gesichtspunkte und sucht man durch alle von den griechischen und römischen Geschichtschreibern uns überlieferten Ereignisse einen leitenden Faden zu gewinnen, so wird man fortwährend zu der oben angedeuteten Beobachtung zurückgeführt: die alte, in der Geschichtschreibung kaum vertretene, kaum genannte siculische Urbevölkerung wehrt sich zuerst gegen die griechische Eroberung, indem sie bei Karthago Hülfe sucht; als eine mächtigere Gefahr von Norden her droht, wehren sich die vereinten Siculer und Griechen gegen die römische Eroberung, indem sie Pyrrhus zur Unterstützung holen; Rom siegt endlich und wird mit dem Falle von Syrakus die herrschende Macht, und nun entspinnt sich, wieder von Sicilien aus-

gehend, der Kampf auf Leben und Tod zwischen dem italischen und dem afrikanischen Staate. Das siculische Element aber verschwindet nicht; es sickert nach und nach durch alle Erobererschichten, die sich auf diesem zähen Boden ablagern, und tritt immer wieder zu Tage, seinerseits in unablässiger Minirarbeit die Eroberer dem eingeborenen Wesen unterwerfend. Nach der römischen Herrschaft bricht die verheerende Flut der Sarazenen über Sicilien herein; Tauromenium wird genommen und verwüstet; selbst sein Name wird von den wilden Kriegern weggewischt, und Moëzzia soll fortan das alte Tauromenium heißen. Was aber bleibt von dieser sarazenischen Herrschaft? Einige feingeschnittene Arabesken und zahllose Gräber! Die Urbewohner ziehen wieder ein in ihre Stadt, Moëzzia verschwindet, und Taormina hebt sich aus Tauromeniums Trümmern hervor ....

Von Tauromenium und Moëzzia, von den Griechen und Römern, den Karthagern und Sarazenen träumt es sich gut hier oben auf den Ruinen des alten Theaters, wenn weit und breit alles schläft und der Aetna und das Meer im Lichte des Vollmonds erglänzen; vor unserer Seele ziehen die Helden der Vorzeit und ihre großen Thaten vorüber. Von dem Taormina der Normannen und der mittelalterlichen Zeit hallt hier kein Echo wider; drüben aber in den engen Straßen, in den Kirchen, in den Klöstern, drüben ist die Stätte, wo auch diese Erinnerungen erwachen und sich neue Bilder, in anderm Umriß und anderer Färbung, unserm innern Auge zur Betrachtung darbieten.

2. Normannenromantik.

Schlägt man den Weg ein, der von dem Theater zur Stadt führt, so gelangt man gleich beim Eintritt in den winkeligen Häusercomplex, an einer alten Kirche und der neugetünchten Carabinierikaserne vorbei, auf einen kleinen freien Platz. Ein massives Haus mit breiten verzierten Bogenfenstern scheint den Weg zu versperren. Wie ein mächtiger, schwerer Steinwürfel steht es da, eher eine Burg als ein Haus zu nennen. Hierzulande heißt es ein Palast, es ist der alte Palazzo Corvaja. Zinnen krönen das Dach, das untere Stockwerk besteht aus einer Mauer, in die nur spärliche Oeffnungen gebrochen sind; ein schön gezeichneter Sims läuft unter dem ersten Stockwerk hin; darüber öffnen sich breite gothische Fenster; schlanke Säulchen trennen jedes Fenster in drei harmonisch gegliederte Theile. Tritt man um die Ecke, so steht man vor dem großen Eingangsthor, dessen niemals geschlossene Flügel den Einblick in einen dunkeln, feuchten Hof gewähren. In dieser Behausung konnten sich die alten Normannenfürsten wochen- und mondelang gegen Sarazenen und gegen die benachbarten Feudalherren vertheidigen, auch den Kampf gegen die sicilischen Herrscher getrost unternehmen, und zur Festung viel mehr als zur Wohnung, zur Vertheidigung viel mehr als zur Behaglichkeit des alltäglichen Lebens scheint dieses Castell erbaut worden zu sein. Dasselbe führt uns mit Einem Schlage in jene Zeit ein, wo die Normannen die Insel beherrschten, wo an Stelle der alten griechischen und römischen Zustände, nach der Befreiung von dem sarazenischen Joch, das Feudalrecht in Sicilien Wurzel faßte und unter der mehr nominellen als thatsächlichen Oberherrschaft des

Königs, Kaisers oder Herzogs die Barone, Grafen und Fürsten Land und Leute unter sich theilten.

Von den blutigen Fehden, die damals zwischen den Feudalherren entbrannten und die Städte und Dörfer, die Bürger und Bauern in unselige Mitleidenschaft zogen, wissen die sicilischen Klosterchroniken viel zu erzählen. Noch unbändiger als im Norden hauste zuweilen hier das mittelalterliche Wesen; noch ohnmächtiger blieb oft der König dem Treiben seiner Ritter gegenüber; noch größere Vortheile zog meistens die Kirche aus diesen Fehden; noch schwerer war das Ringen der Städte, um ihre Rechte und ihre Unabhängigkeit zu gewinnen, zu sichern und zu bewahren. In eine neue Form kleidete sich der Kampf des ursicilischen Volks gegen die immer wechselnden herrschenden Elemente, als die Städte sich ihre Rechte von dem König gegen die Feudalherren eroberten; und immer wieder werden wir zurückgeführt zu unserer früher schon betonten, freilich aber nicht allgemein als richtig anerkannten Auffassung der sicilischen Entwickelungsgeschichte, der zufolge dem altsiculischen Element eine viel größere Bedeutung zugeschrieben werden müsse, als bisher angenommen wird. Wo ist der Geschichtschreiber, der uns berichtet, die Urbevölkerung sei von den Griechen, Römern, Sarazenen oder Normannen ausgerottet und die ganze Insel neu bevölkert worden? Colonien haben sich an den Küsten festgesetzt; sie haben auch, nachdem sie erstarkten, ihre Verzweigungen in das Innere gesandt; die Siculer wurden vom Meere verdrängt, aber wir sehen sie, wie in Tauromenium zum Beispiel, zeitweise wieder vordringen, und niemals hören wir, daß von den Eroberern die Bauern, die ländliche, den Boden bebauende, im Innern der Insel wohnende Bevölkerung, in Masse vertrieben und in andere Länder

verpflanzt worden seien. Folglich muß angenommen werden, daß der alte siculische Kern unter dem Wechsel der Eroberungen fortbestand, und daß, wenn auch hier mit griechischen, dort mit karthaginiensischen, weiter mit römischen, sarazenischen und normännischen Kreuzungen, die alte Eigenart der Urbevölkerung sich erhalten hat. In den Küstenstädten mag das eine oder das andere Element vorwiegen, wie das karthaginiensische im Westen, in Trapani, Marsala, Sciacca, wie das griechische im Osten, in Messina, Catania, Syrakus, wie das sarazenische an solchen Orten, wo, wie in Taormina, die Sarazenen größere Verwüstungen angerichtet und dichtere Colonien gegründet hatten; dies schließt aber das Fortbestehen der ursiculischen Elemente im allgemeinen nicht aus.

In der geschriebenen Geschichte ist freilich über dieses Moment der sicilischen innern Entwickelung wenig zu lesen; vielleicht könnten die Klosterchroniken darüber nähern Aufschluß geben; wie die Dinge aber liegen, muß man sich auf Muthmaßungen beschränken und sich bescheiden, aus den Wahrscheinlichkeiten, die sich aus dem Leben und Charakter des Volks ergeben, allgemein gehaltene Schlüsse zu ziehen. Könnte man aus einem seit Jahrhunderten verschlossenen und vergessenen Keller dieses Palazzo Corvaja zum Beispiel längstverschollene Urkunden, vergilbte Pergamente heraufholen: welch interessante und für die mittelalterliche Cultur wichtige Fingerzeige würde man finden über das damalige Leben und Treiben der Normannenfürsten und über ihr Verhältniß zu den städtischen Bevölkerungen! Der Palazzo sieht ganz danach aus, als ob noch solche Schätze darin verborgen sein könnten, und nicht eine rhetorische Wendung ist es, die mir diesen Gedanken in die Feder führt. Ich hatte Gelegenheit, dieses Castell in Begleitung des jetzigen Besitzers und einiger

in Taormina seit langer Zeit angesessener Freunde zu durchwandern.

Als wir uns dem seltsamen Bau bewundernd näherten, sahen wir vor dem Thor einen alten Sicilier stehen; er rauchte aus einer kurzen Pfeife den herbduftenden Taback der italienischen Regie; seine Kleidung war die eines Kleinbürgers von Taormina: Rock und Hose von schlechtem Schnitt und grobem Tuch, an den Elnbogen und Knien abgenutzt, unsauber und von jener unnennbaren Farbe, die sich zwischen grau, braun und blau bewegt und allen Kleidungsstücken der ärmern Klassen im Süden eigen ist. Von Statur war er derb und breitschulterig wie ein noch rüstiger alter Landbewohner. Aus dem durchfurchten weißbärtigen Gesicht schauten uns ein Paar jugendlich blitzende und freundlich lächelnde Augen an. Niemals hätte ich in dem alten Bauer den Besitzer dieses Palazzo vermuthet. Der war er jedoch, und mit einer Zuvorkommenheit und Höflichkeit, die ganz eigenthümlich zu seiner äußern Erscheinung paßte, lud er uns ein, mit ihm in sein Haus einzutreten.

In dem engen, ein rechtwinkeliges Viereck bildenden Hofe schauten wir uns verwundert um: mit Einem Schlage waren wir mitten in die Normannenzeit versetzt. Ueber dem Thore wölbte sich in kühnem Schwunge ein weiter Steinbogen, auf dem die obern Stockwerke ruhten; an der linken Wand des Hofes stieg eine schmale, mit massivem Steingeländer versehene Treppe, weiter oben nach rechts an die hintere und mittlere Wand sich anlehnend, zu einer in der Ecke der rechten Wand befindlichen kleinen Thür hinauf, die zu den Gemächern des obern Stockwerks führte; in Stein gemeißelte, verwitterte Wappenbilder waren rechts und links angebracht. Das Licht fiel wie durch die Oeffnung eines Brunnens von oben in den

tiefen Hof, glitt mit röthlichem Schimmer an den hohen Mauern herab und warf einen scharfgeschnittenen schwarzen Schatten unter die Thorwölbung. Am Boden lag Schutt, Kehricht, Koth, vermischt mit halb verfaulten Feldfrüchten, umher; zerbrochene Karren und andere desolate Wirthschaftsgeräthe lehnten in den finstern Winkeln.

Wir traten oben durch die kleine Treppenthür in die innern Räume. Es waren sehr hohe, finstere Zimmer, mit allerlei Gerümpel verstellt, mit Spinnweben und zerrissenen Tapeten behängt: eine Unordnung und eine Verwahrlosung, wie sie etwa in der Küche eines mittelalterlichen Alchemisten geherrscht haben mochten. Durch eine kaum noch lose in den Angeln hängende Thür gelangten wir in ein größeres Gemach, das, wie wir erfuhren, dem Hausherrn zur Wohnung diente: Schlafzimmer, Eßstube, Salon und Laboratorium zugleich, aber wie originell und malerisch, ganz geeignet, einen Zauberer oder Nekromanten zu beherbergen! Ein breites gothisches Fenster, eins von denen, die wir schon von außen bewundert hatten, nimmt den mittlern Theil der der Thür gegenüberliegenden Wand ein; in halber Höhe zwischen dem Fenster und dem geplatteten Fußboden läuft eine Steinstufe, auf die man steigen muß, um in die Straße hinabzusehen: so hoch liegt die Fensterbrüstung, so tief der Fußboden. Die Decke und die Wände sind mit Frescomalereien bedeckt, lebensgroße Figuren aus der griechischen Mythologie, von einem nicht unbedeutenden Künstler gemalt, keck und mit einer gewissen genialen Kraft hingeworfen. Das Alter, der Regen, der wol durch viele Oeffnungen auch hier eindringen mag, der Staub und die Verwahrlosung, die in dem ganzen Hause platzgegriffen, haben die Bilder arg mitgenommen; es bildeten sich an manchen Stellen infolge der den Mauern innewohnenden Feuchtigkeit dicke, in der

Mitte schon aufgesprungene Blasen; Umrisse und Farben sind zur Hälfte verwischt, und da, wo Wasserflecken entstanden, hat man die Decke weiß übertüncht. An den Wänden stehen alterthümliche, zerbrochene Glasschränke, allerhand seltsame Dinge enthaltend: Glasgefäße mit Spiritus, in denen Reptilien von unkenntlicher Gestalt schweben oder schwimmen; Büchsen mit vergilbten Papierstreifen verklebt; Bücher von verschiedenstem Umfang und Format, alte Pergamenteinbände und schlechtgeheftete, auseinanderfallende Broschüren; Werkzeuge, Instrumente, verrostete Pistolen, Gerippe von Eidechsen, Muscheln, Büschel vertrockneter Pflanzen. Auf den Tischen, die in dem Gemache herumstehen, dasselbe Gemisch der heterogensten Gegenstände, darunter eine öldurchtränkte Lampe, ein massives Tintenfaß, alles mit fingerdicken Staubschichten bedeckt. In einer Ecke ein unordentliches Bett, ein paar Gefäße, einige zerbrochene Stühle. Wer in alten Ritterromanen oder in Märchenbüchern von einem verwünschten Schloß oder von dem Thurm, in dem ein Sterngucker oder ein halbverrückter Goldmacher sein Wesen treibt, mit Unglauben gelesen hat, der komme nach Taormina und besehe sich den Palazzo Corvaja! Kein Roman und kein Märchen kann dieser Wirklichkeit nahe kommen; in keinem Buche, auf keinem Bilde können die Farben greller und abenteuerlicher gemischt sein!

Der Alte schien unsere Verwunderung kaum zu bemerken; er antwortete in der natürlichsten Weise auf unsere Fragen: er suche sich die Zeit mit mancherlei Beschäftigung zu vertreiben; ein jeder finde ja seine Freude an besondern Dingen. Dann führte er uns, freundlich plaudernd, durch eine Nebenthür in ein anderes, noch höheres, noch größeres, noch dunkleres Zimmer, das durch grobgezimmerte Holzverschläge mit Latten und hervor=

stehenden Nägeln ganz merkwürdig verbaut war: wer weiß zu welchen landwirthschaftlichen Zwecken! „Hier“, sagte uns der Alte, „war der Thronsaal der ehemaligen Fürsten; aber wie Sie sehen, blieb wenig von der Herrlichkeit übrig.“ Er lächelte dazu und blies dicke Wolken aus seiner Pfeife. Von jener Herrlichkeit ist allerdings so gut wie nichts übriggeblieben, in dem Thronsaal nisten Hühner, und wo in frühern Jahrhunderten die golddurchwirkten Teppiche und die glorreichen Fahnen der Normannenfürsten hingen, da hängen jetzt Netze von Spinnweben. Und doch war es vielleicht in diesem Saale, wo sich im Jahre 1410 zum ersten mal ein sicilisches Parlament versammelte, um einen Beherrscher der Insel zu wählen! Der Alte wußte uns leider keinen Bescheid hierüber zu geben. Er führte uns mit der dem Sicilier angeborenen Courtoisie von Zimmer zu Zimmer, von Treppe zu Treppe, bedauerte, keine Blumen zu haben, die er uns anbieten könne, plauderte behaglich weiter und schien erfreut, fremde Besucher in seinem Hause zu sehen. Als wir uns von ihm verabschiedeten, reichte er uns seine breite rauhe Hand, drückte die unserige derb und kräftig und kehrte freundlich grüßend in sein Castell zurück. „Wie alt schätzen Sie den liebenswürdigen Schloßbesitzer?“ fragte einer unserer Taormitaner. Wir riethen auf sechzig Jahre, so rüstig sah der Mann unter seinen weißen Haaren aus. Unser Freund lachte. „Neunzig vorbei!“ sagte er; „Sie sehen, daß die Luft hier oben gesund ist, die Leute werden alt.“

Ich hätte am liebsten mit dem originellen und stimmungsreichen Bilde des Palazzo Corvaja und seines Besitzers meine taormitaner Eindrücke abgeschlossen. Aber man ist ja nicht sein eigener Herr, wenn man sich in Sicilien der Liebenswürdigkeit einheimischer Begleiter anvertraut hat, man muß ihnen folgen, so weit sie einen

führen wollen, wenigstens bis zu dem Punkte, wo man fühlt, daß jetzt die Gelegenheit da ist, ohne Verletzung der Gastfreundschaft sich empfehlen zu können. Etwas mehr als bei uns muß man in dieser Hinsicht schon thun. So erheischt es die Sitte.

Wir gingen also, ein anderes mittelalterliches Gebäude zu besichtigen, das große Kloster, das den Bergvorsprung zwischen dem Theater und der Ebene krönt. Ein unermeßlicher Bau, der für die Ewigkeit bestimmt scheint: weite Höfe mit alten säulengetragenen Kreuzgängen, mit Springbrunnen in der Mitte; breite Treppen, die zu breiten Gängen führen; breite Fenster, die sich auf breite Terrassen öffnen; weite Säle, weite Kapellen, eine weite Kirche — alles luftig und kühl, wie es unter diesem heißen Himmel so wohl thut. Doch ist jetzt alles leer und in einem noch traurigern Zustande der Verwahrlosung als der Palazzo Corvaja. Die Mönche haben das Kloster geräumt; nur die Kirche und die Sakristei mit den wunderbar fein aus altem Olivenholz geschnitzten Stühlen und Pulten dienen noch kirchlichen Zwecken. Wozu die andern Räumlichkeiten verwendet werden sollen, ist schwer zu sagen, denn der Staat oder die Stadt scheint darüber mit sich selbst noch nicht einig zu sein und stellt unterdessen die Gebäude dem Publikum zu allem möglichen Gebrauch zur Verfügung: in dem frühern Refectorium hat ein Maler sein Atelier aufgeschlagen; in einem andern Saale haust eine aus taormitanischen Dilettanten bestehende Theatergesellschaft, und — horrenda referens — eine Bühne, Pappdecorationen, ein Souffleurkasten, ein Orchester, eine Reihe Petroleumlampen, die an den Spielabenden die geschminkten Schauspieler und Schauspielerinnen beleuchtet, nehmen jetzt die Stelle ein, wo die Mönche ihre Litaneien sangen und ihre Bußübungen ver-

richteten. In den Kellern, wo vor Jahren die duftenden, süßen Muskatweine in finsterer Kühle lagen, treiben zahllose Ratten ihr Wesen, und die lärmende taormitanische Jugend bricht weite Oeffnungen in die Wände und in den Boden und späht mit neugierigen Augen nach dumpfen Klosterkerkern und vermoderten Gebeinen.... Durch die breiten Fenster lacht der blaue Himmel, und von drüben im Glanze der untergehenden Sonne winkt das griechische Theater; dort hinüber zieht es mich mit unwiderstehlicher Gewalt, dorthin zu den Erinnerungen an die hellenischen Heldenzeiten.

Und als ich wieder dort oben saß und staunte und bewunderte, da schien es mir, als schwinde alles andere, sammt Normannen und Sarazenen, in immer weitere und weitere Ferne. Toset und summt, ihr Stimmen der Menschen! An das Ohr des Wanderers, der hier oben unter den Ruinen der griechischen Hallen weilt, dringt ihr wol durch das Schweigen der Abenddämmerung, ihr Stimmen der Jetztzeit und der gestrigen Vergangenheit; in das Herz und in die Seele des im Zauberkreise des alten Hellas Gebannten vermögt ihr aber nicht zu dringen! In sein Sinnen ziehen luftig kosend ein die Gestalten der Vorzeit, die Götter und Helden, die Kämpfer und Sänger, die lebten und strebten, und litten und jauchzten dort unten an Naxos' Strande vor deinem marmorweißen Altar, Helios Archagetes!

Zwei Jahrtausende sind dahingegangen, seit die ersten Griechen sich dort ansiedelten in dem meerumfluteten Naxos, und wir reden zu diesen Griechen, als kennten wir sie; wir fühlen uns ihnen nahe, als wären sie unsere Freunde, unsere Brüder, unsere Väter, und bleiben sinnend stehen vor den Marmorruinen, die von ihrer Kraft und Größe zeugen, als wäre ein Stück von uns

in diesen Ruinen begraben! Hierher, zu diesen Tempeln, diesen Theatern, diesen von Akanthusblättern umrankten Säulen mögen diejenigen kommen, die an der allgewaltigen Macht des classischen Alterthums zweifeln, die mit der Miene lächelnder Erhabenheit über die veralteten Alten den Stab zu brechen pflegen; hier mögen sie sich fragen, was von uns, den Jungen, nach zweitausend Jahren noch übrig sein wird, und ob die im Schoße der Zukunft ruhenden Geschlechter nach zweitausend Jahren noch von uns sprechen und mit uns fühlen werden, wie wir von diesen längst Verstorbenen sprechen, mit diesen längst Dahingeschiedenen fühlen!

Dort oben in blauer Ferne schaut der Aetna herunter auf das Treiben der Jahrtausende, und wie er das Landschaftsbild vor unsern Augen gewaltig abschließt, so tritt auch vor unser in die Geschichte der alten Zeiten vertieftes Denken gewaltig abschließend der alte Cyklopenberg und mahnt uns mit seiner zerstörenden und immer wieder erneuernden Arbeit, daß alles Menschliche vergänglich ist, dauernd aber die alles erzeugende und alles wieder im Fluten und Wechsel der Zeiten verschlingende Natur. . . .

---

3. Längs der Küste. Odysseische Anklänge.

Wer nicht längere Zeit und während des Sommers die Nord- oder nördliche Ostküste Siciliens bewohnt hat, kann sich keinen Begriff machen von dem Vergnügen, das man empfindet, wenn man, von Taormina nach Catania sich wendend, wieder vor dem ersten, wahren, echten,

regelmäßig plätschernden Bache steht, der in ununterbrochenem gemäßigten Laufe zwischen unverändert festliegendem Gestein dahinfließt.

Man hat sich so sehr an die plötzlich herabschießenden und ebenso rasch wieder verschwindenden, alles verheerenden Fiumaren gewöhnt, daß ein ruhiger, ordentlicher, ehrlicher Bach uns in Staunen versetzt, als wäre er ein unerhörtes Wunder. Unser Bach ist nun nebenbei ein Fluß, wennschon ein ziemlich wasserarmer. Fluß Alcantara hießen ihn die Sarazenen, die wol keine übermäßigen Ansprüche an den Begriff eines Flusses stellen mochten; und ein Fluß ist der brave Bach geblieben. Er erinnert mich mit seinem ehrgeizigen Emporstreben über die ihm zustehende Bezeichnung an die armen Teufel, die in Sicilien herumlaufen, die keinen Groschen baares Geld in der Tasche haben, sich aber Signorino, wo nicht gar Marchese oder Principe anreden lassen. Diesem Flusse geht es mit dem Wasser wie jenen armen Teufeln mit dem Gelde, aber Principe und Marchese muß unser Bach doch bleiben. Noch eine andere Absonderlichkeit zeigt uns der „Fluß“: die Sarazenen haben ihn nämlich eine Brücke genannt, Alcantara heißt „die Brücke“, und Alcantara hieß das Wasser, das von den Griechen der Akesines genannt wurde und jetzt der Calatabiano ist. Wie man dazu gekommen, einen Bach Brücke zu nennen, ist mir nicht recht klar. Es mag wol hier eine Brücke über den Bach geführt haben; die Geschichte erwähnt selbst einer nicht unwichtigen Begebenheit, die sich hier bei einer Brücke ereignete. Die Karthager wollten von Tauromenium gegen Syrakus marschiren; als sie aber an die Brücke kamen, die über den damaligen Fiume freddo führte, fanden sie den Weg durch Lava versperrt; sie mußten einen weiten Bogen machen, und

dadurch ward Syrakus gerettet. Dies ist nun freilich ein Ereigniß, das einer Brücke schon einen gewissen Ruhm verleihen kann; aber daß dieses Ruhmes wegen die Sarazenen dem Bache Akesines den Namen Brücke gegeben, will mir bei alledem nicht einleuchten.

Mit dem Alcantaraflusse soll es übrigens noch eine andere Bewandtniß haben; in ihm wollen nämlich einige Alterthumsforscher den Bach erkennen, den Odysseus bei seiner Fahrt zu den Cyklopen erwähnt:

Drin ist die sicherste Bucht, wo nie man brauchet der Fessel,
Weder ein Anker zu werfen, noch anzuknüpfen ein Haltseil,
Sondern man legt an den Strand, und verweilt dort, bis es dem Schiffer
Weiter zu fahren gefällt, und günstige Winde daherwehn.
Aber am Haupte der Bucht ergießt sich blinkendes Wasser,
Quellend aus Felsengeklüft, und umher sind grünende Pappeln.

Mit diesen Cyklopenerinnerungen ist es nun eine eigene Sache, und weil mir der Alcantarafluß die natürliche Gelegenheit bietet, davon zu sprechen, so möge es mir erlaubt sein, wie es vor mir so vielen andern erlaubt war, auch ein geringes Scherflein zu dem großen Homerischen Erinnerungsschatz beizutragen. Das Scherflein wird manchem von seltsamem Gepräge scheinen; es mag vielleicht auch sehr gelehrte Herren geben, die dasselbe als einen Vexirpfennig, wie man solche in den Rheinlanden den Kindern zum Spielen gibt, verächtlich beiseiteschieben werden; sie mögen es thun in dem besten Glauben, eine gottwohlgefällige That zu verrichten, wie ich meinerseits der besten Ueberzeugung bin, daß meine Bemerkungen und Beobachtungen doch nicht jeglicher Berechtigung ermangeln, daß sie vielmehr — mit dieser Annahme darf und muß ja ein jeder von dem Object

seiner Ueberzeugung sprechen — die einzig richtigen sind und daß alles andere, was bisjetzt über diese Frage geschrieben worden ist, weit neben der Scheibe vorbeischießt. Man hat sich seit den Jahrzehnten und Jahrhunderten, daß man über die Fahrten des Odysseus nachforscht, die Sache außerordentlich schwer gemacht, und am Ende, bei klarem Lichte und mit gesundem Menschenverstande besehen, ist sie doch recht einfach. Homer läßt seinen Helden von Ilios in das Land der Kikonen reisen, von da nach bestandenem Kampfe und einem zehntägigen Nordsturm zu den Lotophagen, die blühende Speise genießen; von dem Lande der Lotophagen, in welchem man Aegypten erkennen will, kommt nun Odysseus in das Land der Cyklopen, der ungesetzlichen Frevler.

Daß das Cyklopenland Sicilien sein soll, kann keinem Zweifel unterliegen, ist auch niemals bezweifelt worden. Die Beschreibung paßt auf das alte, sie paßt noch in den hauptsächlichsten Punkten auf das heutige Sicilien. Der Boden ist so fruchtbar auf dieser Odysseischen Insel, daß Weizen, Gerste und edle Reben belastet mit großtraubigem Wein, ohne angepflanzt zu werden, „ohn' Anpflanzen und Ackern" wachsen.

Was Odysseus von den Bewohnern dieser Insel erzählt, paßt wiederum auf die siculischen Urzeiten:

> Dort ist weder Gesetz, noch Rathsversammlung des Volkes,
> Sondern all' umwohnen die Felsenhöhn der Gebirge,
> Rings in gewölbeten Grotten ....

Wer Sicilien bereist hat, und zwar sowol im Innern wie am Ufer des Meeres entlang, der weiß, daß es wol kein anderes Land auf der Welt gibt, das so durchwühlt, so durchhöhlt wäre wie dieses. In den einsamen Gebirgs-

thälern, an dem steilen Meeresstrande, auf den flachen Hochebenen, selbst auf den keck in die See hinausragenden Felsenhalbinseln öffnen sich Grotten, weitverzweigte Katakomben, ungeheuere Latomien, endlose, heute zum größten Theil verschüttete Gänge und Kammern, und alles in dieser unterirdischen Welt deutet auf ein Alterthum, das weit über die älteste christliche, weit über die griechische Zeit hinausreicht und uns zurückführt in jene dunkeln, der Geschichte für immer verschlossenen Jahrhunderte, wo der Mensch noch nicht dazu gelangt war, in Gemeinschaft zu leben, ein Gemeinwesen zu gründen, wo jeder besonders, wie Odysseus von den Cyklopen erzählt, in festverschlossener, leicht zu vertheidigender Höhle wohnte und, ohne an die andern zu denken, nur für sich allein sorgte. In der Nähe von Syrakus finden sich noch ganze Gruppen von Höhlen, eine wahre Troglodytenstadt, in den Fels gehauene Räume, die heute noch bewohnbar sind; und längs dem Meere hin gibt es überall, im Süden, Osten, Norden und Westen, einzelne Grotten, die sicherlich ebenfalls den vorhistorischen Menschen als Wohnung dienten.

Die Ursiculer waren infolge ihrer insularischen Abgeschiedenheit noch in dem Zustande der Troglodyten, als die Griechen, die Tyrier, die Aegypter sich schon zu einer hohen Civilisation aufgeschwungen hatten; ihr Land mußte daher diesen Völkern den Eindruck des Ungeheuerlichen machen, um so mehr, als über diesen fruchtbaren, aber so seltsam zerklüfteten, so reichen und zugleich so absonderlich gestalteten Gefilden sich der Aetna, der ewig dampfende, die Erde weithin verschüttende und mit glühender Lava bedeckende Feuerherd erhob. Einen andern Vulkan kannten die Griechen nicht, und so mußte ihnen dieser einzige noch furchtbarer und grauenerregender vorkommen. Was wunder folglich, wenn der Volksaber-

glaube diese Insel mit fabelhaften Wesen, mit einäugigen und menschenfressenden Riesen bevölkerte? Später, als Sicilien bekannt und von Griechen bewohnt war, änderte sich freilich der Charakter der sicilischen Sagen: die Cyklopen verwandelten sich aus Ungeheuern in zwar plumpe und riesenhaft breitspurige, doch gutmüthige, liebensfähige, milchtrinkende und pflanzenessende Hirten, und die lieblichsten Märchen der griechischen Mythologie spielen gerade in Sicilien, in Syrakus, bei Enna, bei Catania. Zu Homer's Zeiten aber war den Griechen, wie gesagt, Sicilien noch das Land der gewaltthätigen Riesen, das Land der siebenköpfigen Scylla und der greulichen Charybdis. Keiner hatte wol die Insel anders als vorübergehend besucht, und so bevölkerte man das unbekannte, in so seltsamen Formen sich dem Auge darbietende Eiland mit Schreckgestalten und Ungeheuern.

Dies im allgemeinen. Was nun die Erzählung des Odysseus betrifft, über welche die Gelehrten sich schon so viel gestritten haben und deren topographische Gesammt- und Detailrichtigkeit immer noch fast jeder, der Sicilien bereist, zu controliren oder nachzuweisen versucht, so übersieht man dabei nach meiner Ansicht gerade die Hauptsache, daß man es nämlich in der Odyssee nicht mit einer Reisebeschreibung, nicht mit einer historischen Darstellung, sondern mit einem Gedicht, einer Sage, einem Märchen zu thun hat. An dem Texte wird mit der gründlichsten Gewissenhaftigkeit herumgedeutelt, um zu beweisen, daß Odysseus hier oder dort, bei Catania, bei Aci-Reale, bei Syrakus oder bei Milazzo gelandet sei; bei Catania zeigt man im Meere nahe dem Ufer mehrere Klippen, von denen man behauptet, es seien die Felsblöcke, die Polyphem dem fliehenden „Niemand" nachgeschleudert; bei Syrakus, hinter dem letzten Vorgebirge

der östlichen Küste, trägt eine Bucht den Namen des Ulysses; neben dem Castell von Milazzo zeigt man ebenfalls eine Polyphemgrotte, und dorthin verlegt man auch mit der größten Sicherheit den Platz, wo des Helios Heerden weideten. Was von Homer selbst, das kann von der Topographie der Odyssee gesagt werden: sieben Städte streiten sich um die Ehre — und am Ende beruht doch alles nur auf einer Mythe. Der griechische Dichter hat die im Volke umlaufenden, auf das Cyklopenland bezüglichen Sagen in willkürlicher Form, Umbildung und Färbung zu einem poetischen Ganzen verarbeitet. Man möge sie drehen und wenden wie man will, die Cyklopengrotte nach Catania oder nach Milazzo versetzen, die Triften des Helios in Milazzo oder in Catania suchen, die Länder und Inseln der Lästrygonen, der Sirenen, der Kirke, der Kalypso, des Aiolos nach Norden, Süden, Osten oder Westen hin verschieben: man stößt immer auf irgendeinen Punkt, wo die Reiseroute nicht mehr paßt, wo sie unmöglich wird, wenigstens nach unsern heutigen geographischen Kenntnissen. Schon der einzige Umstand, daß Odysseus, nachdem er das erste mal zwischen Scylla und Charybdis durchgesegelt und zu dem Lande der Sonnenstiere gekommen war, dann mit dem Sturm aus Süden wieder bei der Charybdis vorbeizieht und von dort zu den Phäaken, und von da nach Ithaka geführt wird, wirft alle geographischen Combinationen über den Haufen und weist auf die einzig richtige Deutung dieser Irrfahrten zurück, auf diejenige, welche die Erzählung Homer's als eine Dichtung auffaßt, als eine poetische Gestaltung der fabelhaften Berichte, die über den unbekannten fernen Westen in Griechenland verbreitet waren.

Wollte man sich den Zeitvertreib gönnen, so wäre

es ein Leichtes, ganz neue geographische Combinationen zu ersinnen, die Lästrygonen z. B. nach Messina zu versetzen, und in den beiden Giganten Mata und Griffoni, die man dort heute noch als die Gründer der Stadt verehrt und an hohen Festtagen als kolossale Figuren von Pappe in den Straßen herumfährt, die Nachkommen oder das eigene Conterfei der Homerischen Riesen zu finden. Oder man könnte auch in den in einem Feuerorkan auftauchenden Irrfelsen die Vulkane von Stromboli und von Volcano vermuthen. Was hinderte uns weiter, um die Reiseroute des Odysseus zu erklären, an der Annahme, daß damals das südliche Italien noch von dem nördlichen getrennt war, und das Meer eine gewisse, heute noch sehr niedrig liegende Landstrecke in Calabrien bedeckt habe? Die Felsenlandschaften der Scylla und Charybdis stimmen ja auch nicht mit der heutigen Formation überein; nun, ein Erdbeben könnte die Umwandlung bewirkt haben, und so stände der wirklichen Fahrt des Dulders von Süden durch die Charybdis zu den Phäaken und nach Ithaka nichts mehr entgegen. Ein gelehrter Zeitvertreib mag es immerhin sein, auf diese Weise sich die Homerischen Irrfahrten zurechtzulegen und das in den Text hineinzulesen, was man eben darin finden will; mehr als ein Spiel ist es aber nicht, und wer Sicilien durchreist und bewohnt hat, dem muß sich die Ueberzeugung aufdrängen, daß Homer in seiner Erzählung ebenso aufzufassen ist wie Tasso, wenn er die Gärten der Armida, oder Ariosto, wenn er die Abenteuer des Orlando besingt. Die Gelehrsamkeit wird aber vollends zum lächerlichen Pedantismus, wenn man heutzutage in den farbenreichen, mit südlicher Phantasie, in so scharfen Formen gezeichneten Märchen von Polyphem eine sinnbildliche Darstellung der vulkanischen Erscheinungen erblickt, wenn behauptet

wird, das geblendete Auge des Cyklopen bedeute das Erlöschen eines Vulkans durch Hereinbrechen des Meeres — während doch, nebenbei bemerkt, ein Hereinbrechen des Meeres gerade das Gegentheil, nämlich das Zerbersten des Vulkans zur Folge haben müßte —, oder die einäugigen Cyklopen stellten die ein Grubenlicht an der Stirn tragenden Minenarbeiter des alten Sicilien vor. Diese vorhistorischen Schwefelbergwerke sind wahrlich recht weit hergeholt, und das Hineintragen der Grubenlichter in das Zeitalter der Cyklopen zeugt von einer cyklopenhaften Phantasie.

Warum wollen wir denn nicht die naiven alten Heldengedichte und Heldensagen mit naivem Gemüth und naiver Weltanschauung betrachten? Lassen wir den armen Dulder Odysseus herumziehen wo und wie er will, ohne zu untersuchen, welche moderne Namen auf seine alten Cyklopenländer passen, und erfreuen wir uns an der Schönheit dieser Dichtungen, ohne uns den Kopf darüber zu zerbrechen, ob das Land der Lästrygonen heute unter der Botmäßigkeit des Signor Prefetto von Messina oder unter der Obrigkeit Sr. Hoheit des Bey von Tunis oder Tripoli steht! Und wenn man uns in Aci-Reale die Cyklopenfelsen im Meere zeigt, bei Syrakus die Bucht des Odysseus schauen läßt, bei Milazzo die Grotte des Polyphem und die Weiden der Sonnenstiere vorführt, so lassen wir doch in Gottes Namen die guten Führer und Fremdenbücher reden! Bewundern wir die überwältigende Farbenpracht der sicilischen Gefilde, lassen wir die Homerischen Hexameter in unserm Geiste erklingen, und bekümmern uns um weiter nichts! Denn hier gilt das Wort: Was darüber ist, das ist vom Uebel.

Bei diesen Gedanken über Homer, Polyphem und Odysseus sind wir von unserm Wege kaum abgekommen; denn

überall hierzulande fühlen wir uns umweht und umflutet von den alten griechischen Ueberlieferungen, Sagen und Märchen. In dem Meere stehen die Felsen der Cyklopen und weiterhin erheben sich vor unsern Augen die malerischen Häuser von Aci-Reale, wo das Abenteuer der Nymphe Galatea sich abspielte. Die Luft ist erfüllt mit Mythologie; die alten Götter und die holden Göttinnen des hellenischen Olymps, sie tauchen wieder auf aus den ewig wogenden, ewig blinkenden Fluten dieses Meeres; sie lächeln grüßend und winkend zu uns herüber und freuen sich, daß ihre versunkene Herrlichkeit noch fortstrahlt in den Herzen einiger Menschenkinder; „unsichtbar sichtbar" schweben sie vor uns her, an den wunderbaren Küsten entlang, zwischen den Felsen und Lavafeldern, zwischen den Citronen- und Orangengärten, am Fuße des weithin blendenden schneebedeckten Aetna hin, vorbei an Städten und Städtchen, an Klöstern und Castellen, und immer weiter führen sie uns zu den Gefilden, wo in alten Zeiten die größte der griechischen Städte sich erhob, wo die Erinnerungen mächtiger sich wiederbeleben, wo, in der unsaglich traurigen Pracht seiner Verwüstung, das verschwundene Syrakus wieder vor uns ersteht und keinen Platz übrigläßt in unserm Denken und Fühlen als für Hellas, für Rom, für Karthago, für die Helden und Götter der unsterblichen Vergangenheit!

An Catania ziehen wir vorüber, an der lieblichen Aetnastadt, die so freundlich und lustig auf ihrem Lavafelde emporblüht, als stände der drohende Vulkan nicht mehr hinter ihr, als drohten keine Erdbeben mehr und kein Feuerstrom. Ich sehe dich wieder, liebliche Stadt, mit deinen geheimnißvollen Klöstern und Klostergärten und Kreuzgängen, deinen schelmisch verschleierten Mädchen, deinem rührenden Heiligenmythus der Santa-Agata!

Denn von hier aus unternehmen wir die Rundreise um den Aetnakegel und die Besteigung des dampfenden Riesenbergs. Bis dahin aber schlummere sanft unter dem dichten blauen Schatten deiner Orangenhaine, und träume süße Träume in der flimmernden Mondnacht, wenn vom Ufer die lachenden Stimmen der Tänzerinnen silberhell heraufklingen zwischen dem Rollen der Tambourins und dem Klappern der Castagnetten!

Und weiter geht es, immer weiter. Die zackigen Berge der nördlichen Küste verschwinden allmählich hinter uns in bläulich durchsichtiger Ferne; eine weite üppige Ebene thut sich auf; breite Thäler ziehen am Horizont hin zu den Bergzügen des Innern; der Aetna allein erhebt mächtig seine gigantische Pyramide, und wunderbar schimmert auf dem tiefblauen Himmel sein weißes Schneegewand. Die ganze Landschaft nimmt allmählich einen andern Charakter an: alles Schroffe, Klippenhafte, Zackige, das uns in Messina und bei Taormina noch so seltsam auffiel, verschwindet; auf der leicht ansteigenden Fläche dehnen sich liebliche Auen, mit alten Bäumen besetzt, die ihren erfrischenden Schatten wie einen weichen Teppich über die knorrigen Wurzeln breiten; kleine Gehöfte blicken durch das Grün; Rinder weiden zerstreut, von einsamen Hirten bewacht. Eine Theokritische Idylle lächelt uns an. Zwischen dem dumpfen Rauschen der Meeresbrandung dringen die langgedehnten klagenden Laute einer altgriechischen Doppelflöte an unser Ohr.

Wir treten immer weiter ein in das Gebiet des classischen Hellas; hier zur Rechten liegt, still an seinem Binnensee hingestreckt, Lentini, das alte Leontinium; links ragt das Castell des Hafens von Augusta aus dem Meere; vor uns, in bläulicher Ferne, erstrecken sich die langen Bergreihen von Megara; dort, auf dem

weitgedehnten Rücken eines von der See aufsteigenden Felsens, stehen die Trümmer der syrakusanischen Feste Epipolä. Der Weg biegt um eine Ecke, die Felsen treten plötzlich zurück, und vor uns, von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet, glänzen die „Zinnen von Syrakus".

IV.

In zerstörten Welten.

1. Das alte Syrakus.

Bis in den fernen Orient, bis zu den Trümmerhaufen von Babylon muß man wandern, um auf ein noch mächtiger wirkendes, in stärkerer Färbung und in schärfern Umrissen ausgeprägtes Zeugniß der Salomonischen Vergänglichkeit aller menschlichen Bildungen zu stoßen, als es die Ruinenstätte des alten Syrakus darbietet.

Man hat im babylonischen Schutt eine Thonplatte gefunden und die darauf befindliche Schrift entziffert. Nebukadnezar, „der Hirt der Völker, Anbeter von Merodach, der allmächtige Herr, der Helfer, der Weise, der den Worten des größten aller Götter lauscht, der Vertreter der Gottheit auf Erden", gibt mit der Schrift Kunde, daß er es war, dem die Götter befahlen, den zerstörten unvollendet gebliebenen Tempel, an den sich die ältesten Ueberlieferungen Babylons knüpften, wieder auf zubauen. Er hat es gethan; er hat auf den durch die zusammengestürzten Backsteinmauern des frühern Tempels gebildeten Hügeln den neuen Tempel errichtet, hat ihn mit Gold, Silber und Kupfer bedeckt und den Ruhm seines

Namens in die Steine eingeschrieben; er hat auch den Ersten unter den Göttern angerufen, auf daß „in die ewigen Tafeln, die das Los der Welten- und Himmelsbewohner verzeichnen, die Geschichte seines Ruhmes und seines Glückes eingegraben werde"! Und von all dem Glück und Ruhm und Glanz, was ist übriggeblieben? Ein unermeßlicher Schutthaufen und diese Thonplatte.

Syrakus ist ein europäisches Babylon. Die prächtigste Stadt des hellenischen Alterthums, an deren Mauern Athens Macht zerbrach, die Beherrscherin der Meere und Länder, von deren Herrlichkeit die Dichter gesungen, die Geschichtschreiber berichtet, die der Mittelpunkt einer unvergleichlichen Cultur gewesen: wo ist sie heute? Was ist aus ihr geworden? Tempel, Burgen, Paläste, Theater, zinnengekrönte Mauern, alles ist verschwunden; öde ist die Stätte, auf der das herrliche Syrakus gestanden; nicht einmal Stein- oder Schutthaufen sind übriggeblieben; zerstoben und in sagenhafte Vernichtung gesunken ist alles das, was die Alten Syrakus nannten. Auf einem Hügel, mitten in wogenden Kornfeldern, am Ufer des Flusses Anapo, stehen zwei einsame Säulen; eine andere, zerborsten und kaum erkennbar, ragt aus dem steinbesäeten Brachfelde an der Kreuzung einiger staubigen Straßen empor; die erstern dienen den Schiffern als Orientirungspunkt, wenn sie vom hohen Meere in den Großen Hafen einlaufen; an der dritten befestigen die zur Stadt reisenden Contadini die Halfter ihrer Esel und Maulthiere. O Stadt des Archimedes, des Plato, des Pindar, des Dionys und des Gelon, wie furchtbar tragisch, wie unaussprechlich traurig ist das Geschick, das über dich hereingebrochen! Andere Länder, andere Völker, andere Städte haben auch gelitten; Krieg, Seuche, Revolution haben anderwärts auch tiefe Wunden geschlagen, und auf

Athen und auf das große Rom hat das Verhängniß der Weltgeschichte schwer sich herniedergesenkt. Aber aus den Trümmern dieser Städte und Völker hat sich neues Leben entfaltet, und die Trümmer selber, sie stehen noch, sie zeugen in ihrer gewaltigen Trauer von vormaliger Pracht und Größe. Hier ist eine Weltstadt in das Nichts versunken, und unter die Erde muß man kriechen, wenn man von dem alten Syrakus, von seiner Macht, von seiner Herrlichkeit Kunde erhalten will! O vanitas vanitatum, et omnia vanitas! . . .

Die Nacht war hereingebrochen, als wir von dem hölzernen, schuppenartigen und kaum für ein Dorf schicklichen Bahnhof auf klapperndem, lodderigem Fuhrwerk der Stadt zufuhren. Der Wind wirbelte dicke Staubwolken auf. Einige zerzauste Bäume streckten hier und da an beiden Seiten der Straße ihre schwankenden Zweige in die Dunkelheit. Ringsum alles öde, still, schwarz und leer. Vor uns, bei einer Krümmung des Weges, erhoben sich dunkle Mauern mit weiten Schießscharten; dahinter, wirr durcheinandergeworfen, Häuser, Dächer, Thürme; rechts und links das Meer. Der Vollmond stieg im Osten herauf und warf einen silberglänzenden Streif auf die leise bewegte See, glitt über die Zinnen der Stadtmauer in die schwarzen Straßen, und leuchtete mit seinem weißen Licht auf gähnende Tiefen und auf seltsam geformte, von dem dunkeln Schlagschatten scharf sich abhebende Häuser und Giebelfronten. Dies also heißt heute Syrakus! Dies war das alte Ortygia! Hier herrschte Dionys; hier legte Gelon die Grundsteine zu seiner syrakusischen Macht; dies war die Wiege der großen Mittelmeerstadt! Hier auf diesem kleinen Fleckchen Erde, das sich so eng und übereinandergeschoben zwischen den beiden den Fels umspannenden Meeresarmen hinausdehnt, hier

tauchte zum ersten mal in dem Fürsten und in seinem Volk der Gedanke eines hellenisch-sicilischen Reiches auf! Und jetzt?! — Ein Präfect verwaltet von hier aus eine kleine, arme, verlorene Provinz; auf Siracusa ruht weder Griechenlands, noch Italiens, noch Afrikas, weder Athens, noch Roms, noch Karthagos Blick; nicht einmal Sicilien schaut nach dem verwaisten, öden, vergessenen Siracusa. Und während mein Wagen über rasselnde Fallbrücken, durch dumpfschallende Festungsthore rollt, klingt melancholisch aus der stillen Ecke einer längst eingeschlummerten Jugend- und Schulerinnerung die Schlußstrophe der Uhland'schen Ballade:

> Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört.
> Noch Eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht;
> Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.
> Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Heideland:
> Kein Baum versendet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand . . .
> Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch.

Und wie in die Augen einer räthselhaften Sphinx blicken wir fragend in die Blätter der Weltgeschichte und suchen nach der unerklärlichen Berechtigung dieses Fluchs; eine Antwort bleibt uns aber die Geschichte schuldig, und in stummer Resignation müssen wir uns vor dem tragischen Urtheilsspruch beugen, den das Weltgericht über diese unglückselige Stadt gefällt hat. „Alle Schuld rächt sich auf Erden", sagt der Dichter. Wo aber liegt die Schuld, die so furchtbar an Syrakus gerächt wurde? Vergeblich forschen wir danach. Von dieser Stadt erzählt die Geschichte nicht, wie von Akragas zum Beispiel, daß ihre Bürger nur der Freude, der Wollust und üppigen Gelagen fröhnten, daß sie sich in egoistischer Kleinstädterei dem allgemeinen Walten der Cultur verschlossen. Kaum

gibt es im Alterthum eine zweite Stadt, die so wie Syrakus einen großen politischen Gedanken zu fassen, zu entwickeln, durchzukämpfen verstanden hat. Und dicht neben Athen steht Syrakus auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst, der Dichtung, der Philosophie. Eine große Geschichte in des Wortes vollster Bedeutung ist die Geschichte von Syrakus, und wegen ihrer gewaltigen und unverdienten Tragik noch viel größer als diejenige der meisten andern Städte des Alterthums. Wie kommt es, daß diese Geschichte im allgemeinen so wenig bekannt ist? In die Schichten des Volks ist sie nicht eingedrungen, wie die atheniensische oder die römische; selbst von Karthago, der düstern Semitenstadt, erzählt man der Jugend mehr als von Syrakus, und wo von Syrakus die Rede ist, wird vor allem und in seltsam greller und unrichtiger Weise die Tyrannis des Hiero und des Dionys betont; die antike Tyrannis wird als moderne Tyrannei, Dionys, der große Staatsmann, als ein blutdürstiger Wütherich dargestellt. Schwerer bei jedem Schritt und untröstlicher finden wir das Geschick, das auf dieser Stadt ruht: nicht genug, daß ihre Trümmer von dem Erdboden verschwunden sind, ein Schleier der Vergessenheit hat sich auch auf ihre Geschichte gelegt, und um das Maß voll zu machen, wird dieselbe verketzert und verleumdet von der landläufigen Tradition. Zu den Verketzerten und Verleumdeten in der Welt fühlte ich mich von jeher sympathisch hingezogen; es verlangt mich, das Meinige zu thun, damit der ungerechte Fluch, mit dem sie beladen worden, wieder von ihnen weiche. Niemals aber und nirgends empfand ich dieses Verlangen stärker als hier vor dem versunkenen großen Syrakus.

Dorische Männer waren es, die 735 Jahre vor dem christlichen Zeitalter die Stadt Syrakus auf der Insel

Ortygia gründeten; im Jahre vorher waren die ersten Griechen in Sicilien gelandet und hatten sich Jonier in Naxos, am Fuße des Taorminischen Gebirges, festgesetzt. Rühriger und geschmeidiger als die Dorier, breiten sich die Jonier auf der Ostküste aus; sie siedeln sich in Catania und in Leontinai, an der Mündung des Terias, an; die halb ionischen, halb dorischen Megareer werden von ihnen nach Süden gedrängt, wo dieselben im Einverständniß mit einem siculischen König und mit ihren blutsverwandten syrakusaner Bundesgenossen, an deren Gebiet anlehnend, Megara-Hyblaia gründen. Die griechische Colonisation macht immer größere Fortschritte: die Rhodier setzen sich an der Südküste, in Gela, dann in Akragas fest; bis in den fernen, von phönizischen Völkern schon besetzten Westen dringen die Megareer vor und gründen Selinus. Nur der Norden bleibt der griechischen Cultur verschlossen: Lilybäon, Eryx, Panormos widerstehen dem hellenischen Element, und die Griechen, die sich dort ansiedelten, unterliegen dem phönizischen und punischen Wesen. Bis Mylä, dem heutigen Milazzo, dringt von Osten an der Nordküste hin die griechische Colonisirung, die in spätern Jahren noch bis Himera vorrückt, dort aber stehen bleibt. In jenen ersten Anfängen der sicilisch-hellenischen Geschichte konnte natürlich von einem einheitlichen Vorgehen, von gemeinsamen Plänen noch nicht die Rede sein; jede Stadt hatte genug für und mit sich selber zu thun, sie mußte ihre Eroberung gegen die einheimischen Sicaner, gegen die Phönizier und auch gegen die griechischen Nachbarn befestigen, denn damals schon, und gleich bei Beginn der Colonisirung, standen Griechen gegen Griechen und glimmte die später zu so furchtbarem Brande sich entfesselnde Rivalität zwischen den verschiedenen griechischen Stämmen und Völkern.

Jedes einzelne Colonisationsgebiet war, wie es die verschiedene Art der Colonisten mit sich brachte, ein abgeschlossenes, von der Natur begrenztes Ganze. Gewöhnlich an der Mündung eines Flusses siedelten sich die einzelnen Griechenstämme an, und ein jeder von ihnen nahm das hinter der neugegründeten Stadt sich eröffnende Fluß- und Thalgebiet für sich in Anspruch. Wer kein Hinterland hatte, wie die Megareer, war von Anfang an zum Siechthum verurtheilt. Von all diesen Städten entwickelte sich Syrakus am schnellsten; wenige Jahrzehnte genügten, um die syrakusanische Macht von dem Ufer und der Mündung des Anapo bis zu der Quelle dieses Flusses, längs der Ost- und Südküste bis zu den altphönizischen Besitzungen, und nach Nordwesten bis ins innere Bergland, bis in den Mittelpunkt Siciliens auszudehnen; die Feste Akrai wird am Ende des Anapothals gegründet, Kasmenai und Kamarina an der Südküste besetzt; Henna, in dem Berggebiete des Innern, „der Nabel Siciliens", auf weithinbeherrschendem Felskamme, wird erobert. Mit Syrakus hält Gela gleichen Schritt, bis die beiden großen Städte nach einem mörderischen Bruderkriege ihre Geschicke vereinigen, indem die Fürstenfamilie von Gela sich in Syrakus bleibend festsetzt und von dort aus die Anfänge einer einheitlichen sicilischen Reichspolitik leitet. Zur Solon'schen Zeit war es, als Gela den Kampf gegen Syrakus eröffnete.

Nach der ersten Periode der eigentlichen Colonisation waren Unruhen unter der syrakusaner Bevölkerung ausgebrochen. Die Verfassung entsprach den veränderten Umständen nicht mehr. Seit der Gründung oder Eroberung der Stadt bestanden in ihr drei Klassen von Bürgern: die dorischen Ansiedler, die sich in den Grundbesitz getheilt hatten und unter dem Namen Gamoren das Regiment

führten, die gewerbtreibende schutzverwandte Einwohnerschaft, und drittens die Killikyrier, syrakusanische Heloten, Ueberbleibsel der Urbevölkerung der Insel Ortygia. War die Dictatur der aristokratischen Gamoren in den ersten Zeiten der Staatsgründung eine Wohlthat für Syrakus und hatte sich nur auf diese Weise die Colonie weiter ausbilden und ausdehnen können, so kam doch eine Zeit, wo die gewerbtreibende Bürgerschaft ihr Recht der Mitregierung beanspruchte, und da die Gamoren jedes Zugeständniß verweigerten, wurden sie durch einen Volksaufruhr aus der Stadt vertrieben. Sie wendeten sich Hülfe suchend an Gelon, der damals in der am südlichen Ufer Siciliens gegründeten und binnen kurzem zu großer Macht gelangten Stadt Gela herrschte. Gela hatte sich in plötzlicher kriegerischer Entfaltung nach Norden und nach Osten hin erweitert, hatte Camarina, Leontinai, Naxos, ja selbst das weitentlegene Zankle, das heutige Messina, erobert. Als die Gamoren seinen Schutz anriefen, fanden sie den kühnen Feldherrn gern bereit, diesen günstigen Augenblick zu benutzen, um seine Herrschaft auch auf Syrakus auszudehnen. Ehe noch die syrakusaner Empörer eine Regierung einzusetzen Zeit gehabt, war ihre Stadt von Gelon in Besitz genommen. Nicht wie ein Eroberer aber kommt Gelon in ihre Mauern; mit großer politischer Klugheit versteht er es, sich bei den Syrakusanern als Befreier, als Helfer einzuführen; die Bürgerschaft bietet ihm die Regierung an; er erklärt sich bereit, dieselbe in die Hand zu nehmen, ernennt seinen Bruder Hieron an seiner Stelle zum Gebieter in Gela und setzt sich selber als „Tyrann“ in Syrakus ein.

Von diesem Tage an datirt eine neue Periode nicht nur in der syrakusanischen, sondern in der sicilischen Geschichte. An Stelle der Zwistigkeiten zwischen den einzelnen Städten,

der ohne Ziel, ohne nationales Bewußtsein in diesen insularischen Verhältnissen herumtappenden Kleinbürger-, oder wie wir heute sagen würden, Kirchthumspolitik tritt ein einheitlicher, die gesammten griechisch-sicilischen Interessen umfassender Gedanke, nach großen Zielen strebend und mit großen Mitteln dieselben zu erreichen suchend. In Syrakus findet Gelon die Elemente, welche die Führung einer solchen Politik ermöglichen. Er zieht neue, die vorhandenen ergänzende Elemente in die aufblühende Großstadt; von Camarina, von Gela, von Megara beruft er die besten, thatkräftigsten und begütertsten Bürger; er erweitert den Gürtel der Stadt, gründet die beiden der Insel Ortygia auf dem sicilischen Ufer gegenüberliegenden Stadttheile Achradina und Tyche; errichtet unermeßliche Kornmagazine und reichgefüllte Schatzkammern; bildet sich aus den Bürgern und Söldnern ein Heer von 20000 Mann, Reiter, Schleuderer und Bogenschützen, heran; baut eine Kriegsflotte von 200 Galeren; macht mit einem Worte aus Syrakus eine Residenz, eine Fürstenstadt, wie sie mächtiger und glänzender bis dahin nicht nur in Sicilien, sondern auch in dem heimatlichen Griechenland und in den benachbarten Ländern von Italien und Afrika weder erwachsen noch erdacht worden war. „Achäischer Heldensinn", sagt Ernst Curtius in seiner classischen Griechischen Geschichte, „dorische Energie, mit dem beweglichen Charakter der ionischen Menge vereinigt", begründeten die Größe dieser Stadt; denn hier hatten sich, dank der weitsichtigen und weltklugen Politik Gelon's, die verschiedenartigen, bis dahin einander fremd, ja feindlich gegenüberstehenden und gegenseitig sich neutralisirenden oder zu Schaden bringenden Elemente des griechischen Volkscharakters zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzen. Und hier tritt nun zum ersten mal, auf fremdem

Boden und mit einer von dem Mutterlande wol selbst nicht geahnten Macht, ein gesammt-griechischer, mit weit umblickendem, wahrhaft staatsmännischem Geiste ausgerüsteter, zu großen Unternehmungen bereiter und denselben gewachsener Herrscher in Wirksamkeit. Mit scharfem, richtigem Blick erkannte Gelon, worin für Sicilien wie für Griechenland selbst die Gefahr lag. Gegen Griechenland ballte sich damals die furchtbare persische Macht wetterschwanger zusammen; was aber den Griechen nicht bekannt sein mochte, und was auch selbst heute, weil jene Geschichte von Griechen und fast ausschließlich von Atheniensern geschrieben wurde, noch kaum bekannt ist, was wir nur aus Specialwerken, wie dem von Curtius und der vortrefflichen Geschichte Siciliens von Holm, erfahren, daß nämlich das persische Reich nicht allein, sondern im Bunde mit Karthago und zugleich gegen Alt- und gegen Neugriechenland in den Kampf zu ziehen sich vorbereitete: das hatte Gelon durchschaut, und deshalb beeilte er sich, ein geeintes sicilisches Reich zu schaffen und alle Städte griechischer Abkunft unter ein gemeinsames Kriegscommando zu stellen. Er wandte sich an Sparta, um dessen Hülfe zur Erreichung dieses patriotischen und für alle Griechen so hochbedeutenden Zweckes zu erlangen.

Dieselbe Gefahr, die viele Jahrhunderte später der Cultur der Mittelmeerstaaten von den Sarazenen drohte und dieselbe in einer furchtbaren Götterdämmerung der Zerstörung preisgeben sollte, sie stieg damals zum ersten mal gegen die antike Cultur auf, und wenn Europa nicht 500 Jahre vor Christi Geburt dem mit den Asiaten verbündeten, Zerstörung und Barbarei in seinem Schose tragenden punischen Element zum Opfer gefallen, so hat es dies allein dem syrakusanischen Staate und seinem

Tyrannen Gelon zu verdanken. Vergeblich hätten die Griechen bei Salamis und Marathon und Plataä über die Perser gesiegt, wenn nicht Syrakus ebenso entscheidend bei Himera die Karthager geschlagen hätte; und daß Syrakus diesen Sieg zu erringen in der Lage war, das hat es nur sich selbst und der Staatsklugheit und Energie seines Fürsten zuzuschreiben; denn in Altgriechenland ahnte man die viel verderblichere, weil von einem culturunfähigen Volke herrührende Gefahr, die von Karthago und dessen Bündniß mit Persien drohte, so wenig, daß nicht nur Sparta seine Mitwirkung zur Einigung der Insel verweigerte, sondern daß sogar Syrakus von den beiden griechischen Großstädten kurze Zeit nachher zu bundesgenossenschaftlicher Heeresfolge gegen Persien aufgefordert wurde. Für die Syrakusaner, und mit ihnen für das ganze Hellenenthum, standen die Dinge in Sicilien selbst recht schlimm: Karthago hatte seit 580 den Kampf gegen die griechischen Colonien aufgenommen; von Lilybäum bis Panormos und Solocis war die west-nördliche Küste in ihrem Besitze; die Colonialinseln Sardinien und Corsica im Norden, Malta und Gozzo im Süden schlossen Sicilien ringsum ein. Unter den Griechen herrschte blutige Zwietracht: in Himera, an der Nordküste, hatten die mit Akragas verbündeten Bürger den von den Zanklern eingesetzten Tyrannen Terillos vertrieben; dieser flüchtete zu dem punischen Feldherrn Hamilkar und hetzte die Karthager zum Kriege gegen seine blutsverwandten Gegner auf, indem er ihnen die Bundesgenossenschaft von Zankle-Messina und von Selinunt anbot. Die Siculer und Sicaner endlich, die von den Griechen mehr und mehr in das Innere der Insel zurückgetrieben wurden, standen als natürliche Verbündete jedem Fremden zu Gebote, welcher den Kampf gegen die mächtigen Städte Syrakus

und Akragas unternehmen wollte. Unter so günstigen Umständen beschließt Karthago sofort den Krieg. Zweihundert Galeren mit einer ungeheuern Anzahl von Transportschiffen stoßen ins Meer; die Landungsarmee zählt mehrere hunderttausend Krieger. Hamilkar wendet sich zur Nordküste, und seinem Versprechen gemäß belagert er Himera. In Syrakus war man aber nicht unthätig geblieben. Gelon kommt mit einer bedeutenden Macht den Verbündeten zu Hülfe. Hamilkar wird nun von den Syrakusanern in seinem Lager eingeschlossen, und der Belagerer wird zum Belagerten. Eine kühn ausgesonnene und kühn vollbrachte Kriegslist sichert den Griechen den Sieg. Gelon hat erfahren, daß Hamilkar von Selinunt eine griechische Reitertruppe als Verstärkung erwartet; er läßt sofort seine eigene Reiterei aufsitzen; dieselbe gelangt als vorgebliche selinuntische Hülfstruppe in das karthagische Lager. Zugleich bietet er Hamilkar eine Schlacht an, und als der punische Feldherr sein Lager verlassen hat, werfen sich die falschen selinunter Hülfstruppen auf seine Schiffe und stecken die Flotte in Brand. Bestürzung, Verwirrung, panischer Schreck bemächtigen sich der Kämpfenden. Am folgenden Tage war von dem karthagischen Heere nichts mehr übrig; Hamilkar war todt; eine einzige Barke kam davon und überbrachte den Karthagern die Nachricht von ihrer entsetzlichen Niederlage. An demselben Tage soll, der alten Tradition zufolge, in Griechenland die Schlacht von Salamis gewonnen worden sein. Von Salamis, von den Thermopylen, von Marathon, von Platää wissen die griechischen Schriftsteller viel zu erzählen; in gleicher Reihe mit diesen Schlachten verdiente aber Himera genannt, und mit Athen und Sparta in gleicher Reihe verdiente Syrakus verherrlicht zu werden.

Der Sieg von Himera begründete die Oberherrschaft

des syrakusanischen Staates in Sicilien. Noch versuchte unter Hieron, Gelon's Nachfolger, das stammverwandte Akragas, in Erneuerung der vormaligen Bruderkriege, sich gegen Syrakus aufzulehnen. Akragas wird aber niedergeworfen, und nun vereinigt Hieron alle griechischen Städte sowol Siciliens wie Unteritaliens zu einem mächtigen Bunde. Der von Gelon erfaßte Reichsgedanke ist verwirklicht. Es eröffnet sich eine Periode ruhmreichen und herrlichen Friedens. Die Kunst, die Poesie, die Beredsamkeit feiern in Syrakus unvergleichliche Triumphe. Der Hof des Hieron zieht die Größten unter den Altgriechen an sich: Pythagoras und Xenophanes, Pindar und Aeschylos, Simonides und Bachilides, Theognis und Epicharmos weilen in Syrakus; dann aus Sicilien selbst stammend: Stesichoros, Ibykos, Aristoxenos, Sophron, später Georgias der Redner, Antiochos, der Geschichtschreiber Siciliens, dessen Werke leider völlig verloren gegangen sind, Empedokles, der akragantinische Philosoph und Staatsmann, später noch Theokrit, Moschos, Archimedes. Mit Athen kann Syrakus wetteifern, und schon regt sich in der Altgriechenstadt der Neid gegen die sie überflügelnde Colonie; als Hieron zum ersten mal den Wunsch äußerte, an den Olympischen Festspielen theilzunehmen, wollte ihm Themistokles die Zulassung verweigern.

Wie in Griechenland nach den Perserkriegen, so blühte auch in Sicilien die Baukunst und die Plastik. Heute noch verweilt der Reisende voll Bewunderung vor den Ruinen der damals erbauten Tempel von Akragas, und die Ueberlieferung erzählt Wunderdinge von andern Tempeln und Palästen, die sich in Syrakus, in Himera, auf der ganzen Insel erhoben und in spätern Jahrhunderten der Zerstörung und der vollständigen Vernichtung anheim-

fielen. Heute noch zeugen die Ueberreste der unterirdischen Bauten in Syrakus von der Herrlichkeit der damaligen Kunstblüte.

Auf diese glorreiche Zeit der syrakusanischen Tyrannei folgt ein kurzer Verfall. Die Tyrannen werden gestürzt, und in allen Städten Siciliens und Unteritaliens tritt an ihre Stelle ein demokratisches Regiment. Der Städtebund löst sich zwar nicht auf, die einzelnen Bundesstaaten beschicken gemeinsame Landtage und verfolgen eine gemeinsame Politik; dennoch lockern sich allmählich die Bande, welche die gesammelte Kriegsmacht und das sicilische Reich zusammenhielten. Es entstehen Unordnungen, Revolutionen, siculische Erhebungen. Dorier und Jonier bekämpfen sich wieder wie in den ersten Zeiten. Die Ureinwohner scharen sich um einen König und Feldherrn und ziehen mit bedeutender Heeresmacht gegen die Griechen. Athen benutzt die Gelegenheit, um die dem Mutterlande nachgerade gefährlich erscheinenden Colonien unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Die Peloponnesischen Kriege waren ausgebrochen, und die Jonier Siciliens hatten sich Athen, die Dorier Sparta angeschlossen. Aus dem ionischen Leontinoi geht eine Gesandtschaft nach Athen, Hülfe gegen Syrakus erbittend; und Athen schickt Schiffe und Mannschaften hinaus und beginnt den Kampf, in welchem es untergehen sollte, der aber dem syrakusanischen Reiche eine neue Periode der Macht und des Ruhmes eröffnete. Und wieder ist es Syrakus, das gleich bei Beginn dieses unseligen Krieges die wahrhaft politische Stellung einnimmt, indem es Sicilien die Nothwendigkeit der Eintracht, des Festhaltens an dem Reichsgedanken in Erinnerung bringt: eine Staatenversammlung wird nach Gela einberufen; dort tritt Hermokrates, der Führer der syrakusaner Bürgerschaft, ein Gegner Athens,

auf und ruft seinen Landsleuten die geflügelten Worte zu: „Weder Dorier wollen wir sein noch Ionier, sondern Sicilier!"

Zu tief aber hatte sich in die Herzen der Colonialgriechen der Partei- und Stammeshaß eingefressen, jenes Wort verhallte, und als die Egestäer Athen zu Hülfe riefen, brach der Krieg aus. Athen und Sparta rangen bei Syrakus um die Herrschaft über die griechische Welt. Während Nikias mit der atheniensischen Flotte in den Großen Hafen von Syrakus einlief, die Höhen bei Epipolä, über Achradina, besetzte und eine Umfassungsmauer von einer Bucht zur andern um die Stadt herum zu ziehen anfing, landete Gylippos mit einem spartanischen Heere in Himera, zog, überall Hülfstruppen aufnehmend, durch das Innere von Sicilien und warf sich in die belagerte Stadt. Zur See und auf dem festen Lande wird gekämpft. Athen schickt eine zweite Flotte und ein zweites Heer. Die Syrakusaner bemächtigen sich wieder der ihnen zu Anfang entrissenen Anhöhen; sie durchbrechen die atheniensische Umwallung und schließen den Hafen durch eine Reihe von Schiffen, die mit Ketten aneinander befestigt sind. Die Athener stürzen sich in den Entscheidungskampf. Wüthend tobt die Schlacht zwischen den beiden Flotten. Endlich wird die der Athenienser zerstreut, sie fliehen ans Land. Das durch die Niederlage und durch Krankheiten geschwächte Heer wendet sich zum Rückzug. Die Syrakusaner versperren ihm die Wege, verfolgen es auf Schritt und Tritt, reiben es in ununterbrochenen Kämpfen auf und kehren sieg- und ruhmreich in ihre befreite Stadt zurück. Die Gefangenen werden in den Steinbrüchen, in den ungeheuern, heute in so üppigem Blumenflor prangenden Latomien zu Tode gepeinigt, die Feldherren hingerichtet.

Athens Macht war für immer gebrochen; sein selbstverschuldeter Fall öffnet in der Geschichte der Mittelmeerstaaten eine neue Aera von Kriegen, nach deren Ausgang der Sieg des römischen Elements über das punische, aber zugleich auch über das griechische die völlige Umgestaltung der Alten Welt vorbereitet. Wie anders würde die Geschichte sich gestaltet haben, wenn die griechischen Städte und Staaten vereint den Kampf gegen die gemeinsamen Feinde, die Punier und Perser, fortgeführt hätten! In Athen verschloß man sich dieser Einsicht; in Syrakus aber hatte man das Richtige wohl erkannt.

Mit Athens Niederlage ist der Krieg in Sicilien indeß nicht zu Ende. Die mit der ionischen Stadt verbündeten sicilischen Griechen von Egesta rufen wieder die Punier herbei. Hannibal landet mit seiner Horde, um Rache für Himera zu nehmen. Selinunt, Akragas, Himera fallen und werden mit ihren Tempeln und Kostbarkeiten zerstört. Syrakus wird belagert. Ein zweiter Gelon war aber dieser Stadt erstanden: Dionys, ein Staatsmann von ungewöhnlicher Begabung und zugleich ein kühner, umsichtiger, energischer Feldherr. Das karthagische Heer hatte sich in derselben Sumpfgegend, die den Atheniensern schon einmal so unheilvoll gewesen, bei dem Anapas und der Kyane aufgestellt; Sumpffieber, die heute noch im Sommer und im Frühjahr die Reisenden und selbst die Eingeborenen heimzusuchen pflegen, herrschten unter den afrikanischen Söldnern und arteten in eine pestartige Seuche aus, die in kurzer Zeit die Hälfte der karthagischen Soldaten kampfuntüchtig machte. Dionys benutzte diesen Umstand und griff zu Wasser und zu Lande zugleich die Feinde an. Ein Theil der karthagischen Flotte, der im Anapasflusse vor Anker lag, wird umzingelt und in Brand gesteckt; das Lager wird an

zwei Stellen erstürmt, das feindliche Heer endlich in wilder Auflösung in die Flucht geschlagen. Himilkar rettet sich während der Nacht mit den Schiffen, die ihm übriggeblieben. Die Sicaner, welche mit ihm vereint gegen die Syrakusaner ausgezogen waren, wurden von Dionys zerstreut oder niedergemetzelt, und Syrakus konnte wieder aufathmen.

Auf wie kurze Zeit aber! Unter Dionys und unter seinem Nachfolger in der Tyrannis, Dionys II., erblüht die Stadt noch höher als unter Gelon und Hieron. Eine neue Culturperiode beginnt. Kunst und Wissenschaft erreichen eine selbst unter Hieron nicht geahnte Höhe. Syrakus wird mehr und mehr eine Großstadt, eine Weltstadt. Dionys, dessen Charakter freilich auch große und tiefe Schattenseiten hatte, begnügte sich aber nicht damit, die Politik seiner Vorgänger in der Tyrannis dem karthagischen Erbfeinde gegenüber zu verfolgen und mit allen Mitteln die Errichtung einer starken geeinigten griechischen Macht in Syrakus anzustreben; ein anderes Moment in seiner Politik ist noch bezeichnender und fast noch bedeutsamer. Er ist der erste, der einsieht, daß keine griechische, überhaupt keine fremde Herrschaft in Sicilien dauernd sich behaupten kann, wenn sie sich nicht mit den altsicanischen und siculischen Ureinwohnern verbündet. Hierin liegt die einzige feste Basis aller sicilischen Städte- und Staatsgründungen; wo diese fehlt, ist keine Sicherheit, keine Zukunft. Jedesmal wenn die Griechen von außen her bedrängt werden, hören wir von Erhebungen der Ureinwohner; leider sind die Notizen darüber sehr kärglich und lückenhaft, und da die Geschichte Siciliens nicht von Sicanern geschrieben wurde, so werden wir wol niemals etwas Zuverlässiges, Bestimmtes und Genaueres über die sicanischen Staatsgemeinschaften

erfahren; daß aber solche bestanden, das beweisen die immer wiederkehrenden Erhebungen der Autochthonen, das Erscheinen von sicanischen Hülfstruppen in dem Lager aller mit den Griechen in Streit liegenden Fremdvölker, und endlich eben die von Dionys den Sicanern gegenüber befolgte Politik. Denn wären dieselben nicht noch mächtig gewesen, so würde Dionys wol nicht daran gedacht haben, sie auf seine Seite zu ziehen, sich gut mit ihnen zu stellen und durch das Bündniß der beiden Elemente eine Verstärkung der griechischen Macht gegen die Karthager herzustellen. Daß Dionys ein großer, weit- und tiefblickender Staatsmann war, davon zeugt dieses Moment ganz besonders. Die Zähigkeit des alten sicilischen Volkscharakters, die Unmöglichkeit, die Ureinwohner in dem griechischen Volke aufgehen zu lassen, hatte er erkannt; die zur Sicherstellung der Griechen nothwendige Einigkeit untereinander selbst hatte er durch Annäherung der Griechen an die Sicaner zu ersetzen gesucht. Daß aber ein solches Nebeneinanderleben der fremden und der viel härtern und zähern einheimischen Natur allmählich das Aufgehen jener in diese zur Folge haben würde, das war ihm wahrscheinlich nicht so klar, wie es nach jahrtausendelangem Vermischungsproceß uns jetzt vor Augen tritt.

Die Kriege gegen Karthago wiederholten sich nach Dionys' Tode, und um so häufiger, als in Syrakus immer ernstlichere Unruhen ausbrachen, die Tyrannis gestürzt und durch eine im Innern zwar freiheitlicher gestaltete, aber gegen die auswärtigen Feinde schwächer auftretende Regierung ersetzt wurde. Nach Timoleon's verhältnißmäßig kurzer Leitung des syrakusaner Staatswesens bemächtigte sich Agathokles der höchsten Gewalt und setzte sich dann Hieron II. die Königskrone auf.

Karthago hatte unterdessen einen neuen Feind an Rom gefunden. Die Punischen Kriege wütheten im Mittelmeer. Zwischen diesen beiden Gegnern schwankte die ihrer allmählichen Erlahmung sich bewußte syrakusaner Politik. Mit Rom ging die griechisch-sicilische Stadt bis zum Tage von Cannä; sie erklärte sich aber für Karthago, als sie die Römer besiegt glaubte. Die Folgen dieses Schrittes ließen nicht auf sich warten: sobald Rom sich Karthago gegenüber frei fühlte, rückte sein Heer unter Marcellus gegen die große Griechenstadt. In Syrakus lag für Rom der Schlüssel der sicilischen Herrschaft; eroberten die Römer Sicilien, so waren sie Herren des Mittelmeers. Durch die Niederlagen der Athener und der Karthager gewarnt, vermied es Marcellus, die Stadt von Süden, von den Sümpfen des Anapos aus, anzugreifen. Er ließ sein Heer von Norden, von Xiphonia, dem heutigen Augusta, durch das von den Megarern bewohnte Gebiet anrücken, und heute noch zeigt man den Fremden bei dem Vorgebirge Magnisi, dem alten Magnesia, eine freilich durch das Erdbeben von 1542 fast ganz zertrümmerte Säule, die nach der Belagerung zu Ehren des Siegers Marcellus aufgerichtet wurde und im Volksmunde noch heute mit dem Namen Trophäe des Marcello benannt ist. Drei Jahre dauerte die Belagerung. Archimedes soll, wie die weltbekannte Sage berichtet, von den Wällen Ortygias aus die römischen Schiffe durch Brennspiegel in Brand gesetzt haben, und die geschwätzigen Ciceroni, die alles so genau wissen, führen den Reisenden nahe bei der Citadelle zu einer in die See ragenden Bastion, wo, wie sie ganz sicher behaupten, Archimedes seine Spiegel aufgestellt hatte. Verrath half den Römern zum Siege. Die, wie es scheint, nicht unbedeutende Partei in der Stadt, die es mit Marcellus hielt, benach-

richtigte denselben, daß der syrakusanische Feldherr, um den Muth des Volkes zu beleben, aus Anlaß des Diana-Festes eine reichliche Vertheilung von Wein angeordnet habe, und daß an dem Theile der Mauern, der heute den Namen Scala Graeca führt und damals die Torra Galiagra hieß, die Wachen leicht zu bewältigen und der nach der Festung Epipolä führende Wall ohne besondere Gefahr zu ersteigen sein würde. Mitten in der Nacht, als Syrakus in tiefem Schlafe lag, legten die Römer die Sturmleitern an, bemächtigten sich des Walles bis zu dem Vorwerk von Hexapilon, öffneten dem draußen wartenden Heere ein in die Festung führendes Thor, und durch die unterirdischen, seit wenigen Jahren wieder entdeckten und bloßgelegten Gänge stürmte dasselbe in die Epipolä. Als Syrakus am Morgen erwachte, war der Feind bereits Herr der Stadt. Das reiche Syrakus wurde geplündert, verwüstet. Wer kennt nicht die Sage von dem tragischen Tode des Archimedes? Wer weiß nicht aus seinen classischen Erinnerungen, welche Schrecken die eroberte und der römischen Soldateska preisgegebene Stadt zu erdulden hatte?

„Qui dovrebbe aver fina la Storia di Siracusa così ebbe fina la sua grandezza e la sua possanza“: mit diesen Worten beschließt ein Localhistoriker von Syrakus, Serafino Privitera, die Erzählung des römischen Sieges, und er fügt hinzu: „Regina qual’ era di Sicilia, diveneva con essa or serva di Roma.“ Die mächtige Großstadt verlor an einem einzigen Tage alles. Ihr Gebiet wurde von dem Sieger als ein erobertes Land eingezogen; ihre Reichthümer wurden unter die Römer vertheilt, die Tempel, die Paläste, die Privatwohnungen geplündert, die Statuen, die Bilder, die unzähligen Kunstwerke nach Rom geschleppt. Die Bevölkerung war von

allem entblößt, und wären nicht zufällig einige mit Korn und andern Lebensmitteln beladene Schiffe in den Hafen gekommen, so wäre in der gestern noch so reichen und prächtigen Stadt die schrecklichste Hungersnoth ausgebrochen.

Die Geschichte des alten Syrakus endet hier. Als Provinzialstadt fristet die bisherige Rivalin Athens und Karthagos ein klägliches Dasein. Sicilien wird in zwei Regierungsgebiete getheilt mit zwei Hauptstädten und Verwaltungssitzen: Lilybäum und Syrakus. Die römischen Bürgerkriege vollenden das durch die Eroberung begonnene Zerstörungswerk; Verres plündert, was des Marcellus Soldaten noch übriggelassen; Sextus Pompejus erobert die Stadt gegen Cäsar und verwüstet sie aufs neue. Schutt und Trümmer bedecken die öden Felder, auf denen sich vor wenigen Jahren noch Achradina, Tyche, Neapolis erhoben. Die Bevölkerung stirbt aus, und so tief war Syrakus damals schon gesunken, daß eine römische Colonie nach Ortygia verpflanzt werden mußte, um neues Blut in seine erschöpften Adern zu gießen. Unheil über Unheil betrifft die Stadt. Kaum scheint sie sich zu erholen, so landen 313 n. Chr. gallogriechische Piraten und plündern und zerstören sie. Von Vandalen, Gothen, Griechen wird sie besetzt. Lange Kämpfe entbrennen zwischen den kriegführenden Völkern, und abermals wird Syrakus belagert, dann dem griechisch-byzantischen Kaiserreiche einverleibt, unter Konstantin wiederum verwüstet, hierauf von den Sarazenen erobert und in Brand gesteckt (878). Und als ob alles sich gegen Syrakus verschworen, wird es in den spätern Jahrhunderten, als im Mittelmeer Ruhe eingetreten war und die Kriege sich auf andere Gebiete gewälzt hatten, von furchtbaren Seuchen und Naturereignissen, von Pest, Erd-

beben, Ueberschwemmungen, Hungersnoth, Cholera heimgesucht. . . . . Wenn heute der Fremde diese Stadt besucht, an deren Mauern einst die athenienſische Macht sich brach, und wenn er, in den Erinnerungen der alten Zeiten forschend, nach den Ruinen einer so gewaltigen Vergangenheit fragt, so erwidert man ihm: dem unglückseligen Syrakus bleibt nicht einmal der letzte Trost, der den Römern und den Athenern geblieben ist, mit Stolz auf ein Colosseum, auf ein Parthenon zeigen und sagen zu können: dies war das alte Syrakus!

Als ich an jenem Abend durch die engen Straßen in das arme Syrakus einfuhr und dessen mächtige und glorreiche und dann wieder so elende und thränenreiche Vergangenheit in langsamer und furchtbarer Entfaltung an meinem Geiste vorüberziehen ließ, da überrieselte mich ein Schauder, und wiederum befragte ich die unergründliche Sphinx der Weltgeschichte um die Ursache des auf Syrakus lastenden Fluchs . . . . aber geschlossen blieben die Lippen der Sphinx.

2. Arethusa.

„Für Kschelenza sind zwei Visitenkarten abgegeben worden. Kschelenza werden gestatten, daß ich die Ehre habe, sie Ihrer Signoria heraufzubringen!"

Mit diesen Worten entfernte sich, nachdem ich meinen Namen in das Fremdenregister des Hotels eingeschrieben hatte, der dienstthuende Cameriere, ein ungemein unsauber gekleidetes, aber mit ungemein pathetischer Erhabenheit

sich geberdendes Subject. „Kschelenza“ bedeutet hier Eccellenza, ein Prädicat, das allen Fremden dutzendweise an den Kopf geworfen wird. Mit Eccellenza wechselt Signor Conte, Principe, Comendatore ab; bis zum einfachen Cavaliere herunter wagt sich niemand; Cavaliere wäre zu ordinär, denn schon die männlichen und weiblichen Dienstboten betiteln einander mit dem altspanischen, vornehm genug klingenden Don und Donna. Don Giuseppe ruft der Donna Maria zu, sie sollte doch den Esel aus dem Hausflur entfernen, und Donna Maria antwortet dem Don Giuseppe, er thäte wol besser, die Hühner aus dem Salon zu jagen. Komisch klingt diese Titulatur im Anfang, aber man gewöhnt sich ja an alles, warum nicht auch daran, Eccellenza und Principe mit ernsthafter Miene anzuhören und vor der Unreinlichkeit eines von den überschwenglichsten Höflichkeitsformeln überfließenden Dieners nicht zurückzuschrecken!

Als mein gravitätisches Männchen mir die beiden Visitenkarten auf einem am Rande zerbrochenen und bedenklich grauschattirten Teller überreichte, machte er eine ceremonielle, eines Hofmarschalls würdige Verbeugung und sagte mir, die beiden Herren würden morgen früh um 8 Uhr mit ihrem Wagen vorfahren und sich zu meiner Kschelenza Verfügung stellen. Ein liebenswürdiger messineser Freund hatte mich diesen beiden Herren empfohlen, und ich sollte somit Gelegenheit haben, während meines Aufenthalts in Syrakus die sicilische echt antike Gastfreundschaft in vollem Maße kennen zu lernen. Ehe ich mich ihr aber hingab, wollte ich in eigenem, durch keine fremde Einmischung beeinträchtigten Empfinden Herz und Sinn dem Gefühl öffnen, welches das erstmalige Betreten einer fremden Stadt in mir erweckt: einem Gefühl, das von jeher einen unbeschreiblichem Zauber für mich besaß,

und dem hier durch das Einwirken großer historischer Erinnerungen ein doppelter Reiz verliehen wurde.

Ein Fenster in dem thurmartig hoch gelegenen Zimmer, das mir eingeräumt worden, öffnete sich gegen Osten, und der erste Sonnenstrahl, der über das Meer und über die flachen Dächer von Ortygia auf die öden Steinfelder von Achradina und Tyche fiel, weckte mich unter der flimmernden Lichtglut, die sich plötzlich um mich her ergoß. Wahrlich, wenn schon gleich bei ihrem Erscheinen die Sonne hier eine solche Licht- und Farbengewalt ausstrahlt, so muß man den südlichen Menschen und Häusern vieles nachsehen. Die vergilbten Tapeten und verschossenen Möbelüberzüge, die ich bis dahin aus alter Gewohnheit mit einem verächtlichen Seitenblick und mit unwillkürlich aufsteigender banger Sehnsucht nach nordischer Sauberkeit zu mustern und nur aus respectvoller Ferne wie ein unnahbares Heiligthum zu betrachten pflegte, kamen mir plötzlich viel ungefährlicher, viel natürlicher, viel entschuldbarer vor, und die Laren der südlichen Häuser, die ich so oft durch meine unehrerbietigen Gedanken beleidigt haben mochte, bat ich bei mir selbst um Verzeihung; ja, diese ersten Sonnenstrahlen spielten mit so scharfem Blinken in den Ecken umher, sie erweckten unter den in wirrem Durcheinander überall sich umhertummelnden, dichtgedrängten Staubwölkchen ein so reges Flimmern und lustiges Leben, daß ich die halbgeschlossenen Läden weit aufriß, in das Zimmer eine wahre Sündflut von Licht einlassend und mich an dem wunderbaren Anblick erlabend, der sich mir nun mitten unter diesem vergilbten Trödelkram darbot. Wie in einem Meer von flüssigem Gold und Silber schwammen die Wände, die Möbel, die Vorhänge; es blitzte wie von Edelsteinen in den bedenklich herumhängenden Papier-

setzen der Tapete; durch die Löcher der mottenzerfressenen Gardinen funkelte es wie lustiges Feuer; die Zinkbeschläge der wackeligen Kommode, die weißen Porzellanflächen der zerbrochenen Wasserkrüge, die gelben und so schmuzig aussehenden Griffe der Thür und der Fenster; alles schien zu märchenhaftem Leben erwacht und ein Gewand von königlicher Herrlichkeit angelegt zu haben. Glühend reflectirte sich in dem alten, gestern Abend so trübselig, so erblindet dreinschauenden Spiegel das Bild der über das glatte Meer leuchtenden Sonne sowie das Bild der aus dem Schlafe erweckten, mit einem Ruck aus tiefer Nacht in den frischen blendenden Sommermorgen des Südens versetzten Stadt Syrakus. In den Straßen fing es kaum an sich zu regen. Mein gravitätisches Kellnermännchen begleitete mich, unter einem Schwall von Unterthänigkeitsversicherungen, durch den Hof, in welchem eine bunte Menge von Hausgethier noch ruhig durcheinanderlag, Schweine, Hühner, Hunde, auch ein Esel, und öffnete mir mit eigener Hand das Thor, indem er der Excellenza respectvoll nachrief, sie möge die beiden Herren nicht vergessen, die sich mit ihrem Wagen zu dero Verfügung gestellt.

Draußen war alles noch still. Die engen, tief eingeschnittenen und seltsam winkeligen Straßen lagen im Schatten; nur hier und da zeichnete das Licht, zwischen einer Häuserlücke durchbrechend, einen blendend hellen Streifen auf die breiten Steinplatten und warf einen sonnigen Fleck auf die gegenüberliegende Mauer. Einzelne Esel trippelten, mit dem Doppelsack beladen, dem Innern der Stadt zu; erstaunt blickten die auf dem Rücken derselben oder noch näher am Schweife hockenden kleinen Sarazenenjungen mit ihren großen, schwarzen Augen auf den einsamen Fremden und riefen sich kichernd zu:

„Inglese! Inglese!" Durch das unglaublich kraus durcheinanderlaufende Gewirr von Gassen und Gäßchen, die viel eher an Afrika, an Tunis oder Tripolis, als an Europa gemahnen, gelangte ich endlich zur Marina. Eine schattige Allee von ziemlich hohen Bäumen zieht sich an der Südwestseite der Stadt längs dem großen Hafen hin; steile Mauern mit malerischen Vorsprüngen trennen die Marina von der höher gelegenen Stadt. Hier versammelt sich abends die schöne Welt des modernen Syrakus; eine Musikbande spielt in einem elegant ausgestatteten Kiosk die bekanntesten Arien aus den Opern von Verdi und Bellini oder Polkas von einheimischen Tonkünstlern, zuweilen auch Strauß'sche Walzer, in denen aber kein Deutscher seine lieben alten Bekannten wiederzuerkennen vermöchte. Ich denke mir, eine deutsche Tanzgesellschaft, die sich an die Tarantella wagen wollte, würde bei den Italienern nur Spott und Hohn ernten; ähnlich geht es umgekehrt den Südländern mit dem deutschen Walzer. Wenn ich in Italien einen Walzer tanzen sehe, ist es mir immer, als müßte ich dem zu träumerisch sehnsuchtsvollem Hinschweben geschaffenen Tanze, der hier in dem wilden und heißen Getümmel jämmerlich verzerrt erscheint, zurufen: bleibe im Lande und nähre dich redlich!

Die Syrakusaner promeniren bei den Klängen der Militärmusik unter den Bäumen; die Syrakusanerinnen plaudern von den Stadtneuigkeiten, von der neuesten Toilette der Frau Contessa So und So, von den Pferden des Marchese X und Z, von der Cholera und von der Quarantäne oder von der letzten Eruption des Aetna. Und durch das lose, leichte Geplauder des modernen Syrakus hindurch dringt eine leise Stimme, wie aus weiter, weiter Ferne, aus dem alten, todten, ach! und vergessenen großen Syrakus zu meinem innern Ohr und

flüstert: Hier, wo jetzt die vergeßlichen Kinder ihrer Urväter lachen und plaudern, hier war es, wo die alte Griechenstadt dem Kampf der Athener mit der syrakusanischen Flotte bangen und klopfenden Herzens zuschaute. Dort, der Marina gegenüber, wo der Anapo in die den Hafen in weitem Bogen umspannende Bucht mündet, lagen die atheniensischen Schiffe; dort stand das Lager des Nikias; von dort rief, Kopf an Kopf gedrängt, das atheniensische Landheer den auf den Schiffen Kämpfenden Muth zu. Weiter nach links, wo das Vorgebirge von Plemmyrion herrüberreicht zu der Spitze von Ortygia, streckt sich aus der brandenden Flut ein braunes Felsenriff: auf ihm haben die Athener ein letztes Denkmal für den letzten ihrer Siege errichtet; dort bildeten sich die Syrakusaner aus ihren mit Ketten zusammengeschlossenen Schiffen eine Mauer; dort wogte der entscheidende Kampf, bis Athen besiegt in die Knie sank. Und dort am Horizont, hinter der Ebene des Anapo, wo die blauen Bergzüge sich zum südlichen Meere senken, dort war es, wo die fliehenden Athener, nachdem sie vergeblich durch die rechts hinaufsteigenden Schluchten zu entkommen versucht, sich den Syrakusanern ergeben mußten; von da kehrten die Sieger, von dem zu den Thoren herausströmenden Volke als Erretter der Stadt mit endlosem Jubel und Jauchzen empfangen, in das alte Syrakus zurück. — Im Plätschern der Wellen und im Säuseln des Windes werden diese großen Erinnerungen der alten Tage von meinem Geiste vernommen; und gefesselt hängt mein Auge an dem denkwürdigen Schauplatz, und gebannt haftet mein Fuß an der Stelle, und gebannt weilen meine Gedanken in der Vergangenheit.

. . . . „Qui si va all' Arethusa“ (hier geht es zur Arethusa), antwortet mir mit freundlicher Bereitwilligkeit

ein Douanesoldat, den ich am östlichen Ende der Marina nach dem Wege frage; „è qui l'Arethusa, tutta prossima“ (die Arethusa ist hier ganz in der Nähe). Durch einen kurzen Tunnel führt der Weg zu der berühmten, so viel besungenen Quelle. Ein schmaler, hoher Damm trennt sie vom Meere. Durch einen architektonisch verzierten Steg ist sie mit der obern aus der Stadt mündenden Terrasse verbunden. Ein nicht unschön gearbeitetes massives Steingeländer umrahmt Terrasse und Steg. Unten quillt und murmelt das Wasser. Es strömt langsam, aber in außerordentlich reichem Schwall aus mehrern in den Stein gehauenen Oeffnungen, sammelt sich in einem geräumigen Becken und fließt dann unter dem Damm hindurch und über Felsen ins Meer. Schilfpflanzen von mir unbekannnter Art wachsen in der Mitte des kleinen Teiches, hohe Stauden, von einem feinen, grünglänzenden nach allen Seiten herabhängenden Haarbüschel gekrönt. „Das ist Papyrus“, erläutert meiner Frage zuvorkommend der Douanesoldat, der mit der den Italienern angeborenen Liebenswürdigkeit, vielleicht wol auch mit dem stillen Hinblick auf eine bottiglia, dem Fremden, dem forestiere, dem reichen Inglese (denn „Engländer“ sind alle Fremden, und „reich“ sind alle Engländer) gern zurechtweist. Und er erzählt mir, daß die Quelle bis vor wenigen Jahren ganz vernachlässigt war, daß die syrakusaner Waschweiber hier ihr Unwesen getrieben und hochaufgeschürzt in dem von den Alten für heilig gehaltenen Wasser herumgewatet, herumhantirt, herumgeschrien haben, bis eine neue Verwaltung ans Ruder gekommen sei, welche die Schächer aus dem Tempel trieb, die Quelle säubern, ordentlich einfassen und auch, um sich den Fremden gefällig zu erweisen, einige Papyrusstauden aus der Kyane hierher verpflanzen ließ, wo sie nun, wie

Eccellenza mit eigenen Augen sehen könne, eine recht feine und aristokratische Figur spielten. Der Italiener glaubt sich selber zu aristokratisiren, wenn er bei andern Personen oder an den Gegenständen, von welchen er spricht, einen aristokratischen Zug herausfindet und denselben rühmend erwähnen kann. Mit dem hübschen Schmuck von Papyrusstauden, dem klaren, von unzähligen Fischen belebten Wasser und der architektonischen Mauereinrahmung bietet jetzt die Arethusaquelle ein anmuthiges, fesselndes Bild, das in früher Morgenstunde, wenn ringsum alles noch schläft und das geräuschvolle Leben der schreienden Syrakusaner nicht mit störendem Lärm die weite Meeresstille und Eilandseinsamkeit verscheucht, sich noch eindrucksvoller gestaltet. Man kann sich leicht zurückdenken in die alten Zeiten, wo hier ein weithin verehrtes Heiligthum stand, wo alles, bis auf die Fische dieses Wassers, den Griechen wie den Fremden als den Göttern geweiht galt, wo hier gesungen, gebetet, geopfert wurde.

Die Gelehrten haben sich über den Ursprung der Arethusa noch nicht zu einigen vermocht. Daß sie eine aus den Felsen von Ortygia hervorsprudelnde Quelle sei, wurde bekanntlich bei den alten Geiechen und Römern nicht bezweifelt. Die Sage hat an die reizende Mythe der von dem Flußgott Alphäus verfolgten Nymphe Arethusa angeknüpft; die Nymphe stürzte sich bei Altgriechenland ins Meer und kam in Ortygia als Quelle wieder zum Vorschein; Alphäus aber verfolgte sie, unter dem Meere hindurchfließend, bis dorthin und vereinigte sich endlich mit ihr in ihrer neuen Heimat. Eine Süßwasserquelle, die nahe bei der jetzigen Arethusa im Meere emporsprudelt, von den Sicilianern mit dem Namen l'Occhio della Zillica benannt, soll der Alphäus sein. Wer von uns hat nicht in seiner Jugend diese Mythe

in dumpfer Schulstube und mit unreifer Schülerempfindung gehört oder gelesen? Wie lebendig und frisch erschließt sie sich uns hier inmitten der lachenden, frohen Natur des Südens! Und wie jung und anziehend erscheinen uns die Nymphe Arethusa und der alte Flußgott von Elis, die wir damals in ihrem classischen Zopfstil, wie wir uns so unrespectirlich auszudrücken pflegten, mit all dem griechischen und römischen Alterthumskram am liebsten in eine Antiquitätenbude gesteckt und unter vergilbten Pergamenten einem staubigen Pedanten auf Nimmerwiedersehen überliefert hätten! Aber in Italien, in Sicilien und wie viel mehr noch in Griechenland selbst versöhnt man sich mit dem „classischen Plunder", und neu belebt und ewig jung brechen hier die griechischen Mythen hervor, und wir finden Gefallen an ihnen, und wir bewundern sie und leben uns ein in ihren Sinn, als wären wir selber Abkömmlinge oder Geistesverwandte der alten Griechen. Die Gelehrten freilich lassen von den Mythen wenig genug bestehen; auch Arethusa, die Schutzbefohlene der Artemis, und Alphäus, der liebestrunkene Sohn des Okeanos und der Thetis, finden keine Gnade vor ihren alles durchforschenden Brillen. Von dem Wasser, das vom Blute eines in Elis geopferten Stieres geröthet in Syrakus wieder hervorgequollen sei, wollen sie schon lange nichts mehr wissen. Man hat festgestellt, daß es in andern Ländern, wo griechische Colonien sich ansiedelten, ebenfalls Quellen und Inseln mit den Namen Arethusa und Ortygia gibt; die Griechen liebten es, den Gegenden, in welchen sie sich niederließen, die Namen ihres Heimatlandes zu geben und auf diese Weise das neue Land mit der alten Heimat zu verbinden; wie viele Namen zeugen in Sicilien von dieser Gewohnheit: Naxos, Megara, Anapos, Ortygia und zahlreiche andere! Da-

durch, daß sie die Flüsse und Nymphen des griechischen Vaterlandes auf geheimnißvolle Art in Sicilien wieder auftauchen ließen, knüpften die korinthischen und kalchydischen Colonisten ein Band zwischen den beiden Ländern und Völkern und bekannten sie sich als Glieder der nur räumlich von ihnen entfernten Griechenfamilie. Die ersten Ansiedler in Ortygia mögen zwischen dem Gestein des Felsenstrandes eine Süßwasserquelle gefunden haben; heute noch ist ja Syrakus reich an Quellen, die von allen Seiten das harte, zerrissene und gespaltene Gestein durchbrechen, und auch auf dem nahen Festlande finden sich viele, oft sehr ansehnliche Bäche, die in gar seltsamer Weise entspringen: die Kyane zum Beispiel, heute die Pisma genannt, welche sich bei dem Olympeion in den Anapo ergießt, bis zu ihrer Quelle schiffbar ist und hier, ein tiefausgehöhltes, steil hinabsinkendes Becken bildend, aus Tausenden von kleinen Oeffnungen aus der Erde hervorquillt. In Syrakus selbst hat man öfters bemerkt, daß, wenn nach einem Erdbeben die Arethusa versiegte, sofort an andern Stellen neue Quellen zu Tage traten, die ihrerseits wieder versiegten, wenn die Arethusa wieder zu strömen begann. Die Beschaffenheit des Bodens wäre somit kein Grund, die Annahme, daß die Arethusa eine heimische, natürliche Quelle ist, zu verwerfen.

Daß die Arethusa aber doch keine natürliche Quelle sei, ist in neuerer Zeit verschiedentlich behauptet und bis auf einen gewissen Grad beweiskräftig und überzeugend dargethan worden. Wenn man bei klarem Wetter und ruhiger See auf den Grund des nordöstlich von Syrakus sich öffnenden Kleinen Hafens hinabschaut, so bemerkt man eine Stelle, von wo unterseeisches Wasser emporDrängt; es läuft hier der große Aquäduct, der, von Achradina heruntergeführt, unter dem Kleinen Hafen durch

eine bedeutende Menge trinkbaren Wassers nach Ortygia leitet. Die Röhren wurden durch ein Erdbeben im Jahre 1170 beschädigt; das Meerwasser vermengte sich mit dem süßen und die Arethusaquelle bekam so einen salzigen Beigeschmack. Andererseits stößt man in dem heutigen Syrakus tief unter den Kellerräumen der modernen Häuser auf Schächte, die zu weiten mit fließendem Wasser gefüllten Rinnen hinabreichen. Aus diesen verschiedenen Thatsachen hat man geschlossen, daß die Arethusa nichts weiter sei als der Ausfluß und die Mündung des durch den Aquäduct von Achradina nach dem alten Ortygia geleiteten Trinkwassers. Die Sage kommt bei dieser Erklärung zu kurz, und die liebliche Mythe des Alterthums wird durch die moderne Wissenschaft bis in ihre topographischen Grundlagen zerstört. Ich denke mir jedoch, daß Mythus und wissenschaftliche Forderung miteinander versöhnt werden könnten, wenn man annehmen wollte, daß umgekehrt der Aquäduct in eine von altersher bestehende Quelle mündet. Gegen das Bestehen einer solchen Quelle läßt sich nichts einwenden; denn wir sehen ja auch andere Quellen aus dem Felseneiland und dessen nächster Nähe, wie bei dem Occhio della Zillica und bei der Kyane, hervorsprudeln: folglich ist eine Quelle Arethusa nicht einfach in das Gebiet der Fabel zu verweisen.

Mein Douanesoldat konnte mir nun freilich in dieser Hinsicht keine nähern Aufschlüsse geben, wie sehr er sich auch als Cicerone aufzuspielen suchte. Der gute Mann hatte wol den Fremdenführern manches Schlagwort abgelauscht, warf aber in seiner dienstfertigen Naivetät die Sage und die Weltgeschichte in buntem Wirrwarr durcheinander; in dem Kopfe dieses unwissenden Biedermanns schwirrten die Namen Marcellus, Nikias, Archimedes, die Nymphe Arethusa und der verfolgende Fluß-

gott Alphäus in märchenhafter Gestaltung umher, und hätte man ihn aufgefordert, die Geschichte von Syrakus zu erzählen, so würde sie wol etwa so gelautet haben: Arethusa war eine syrakusanische Königstochter, die ein griechischer Prinz entführen wollte, die aber durch den Römer Marcello beschützt und gerettet wurde, nachdem der freche Mädchenräuber zuerst ihren in allen Wissenschaften bewanderten und mit Zauberkünsten ausgerüsteten Pflegevater Archimedes meuchlings erschlagen hatte. Den lieblichen Reiz, der die Arethusaquelle umfließt, vermochte mein geschwätziger Geschichtsdeuter nicht zu verwischen; ich hätte mich aber doch lieber ohne die Anwesenheit dieses unberufenen Führers ganz den Eindrücken hingegeben, die sich mir bei dem köstlichen Anblick der sagenreichen Quelle und des sie umgebenden Naturbildes von allen Seiten aufdrängten. An stilles Träumen war indeß ohnehin nicht mehr zu denken; aus den engen Straßen der erwachenden Stadt summte und lärmte es schon hernieder; die Eseltreiber zogen mit langen Reihen ihrer säckebeladenen Langohren singend und rufend über die Terrasse; Weibergekreisch und Kindergeschrei erscholl aus allen Stockwerken der hohen Häuser, und es schien, als ob ein über die Straßen hinweg von einem Fenster zum andern tobender homerischer Streit, der nur durch die Nacht unterbrochen gewesen, mit der Sonne um so heftiger wieder erwacht wäre. War es Zufall oder Einbildung, oder war es der Unmuth über meine gestörten Träumereien, genug, Syrakus erschien mir als die kreischendste, zanksüchtigste Stadt von ganz Sicilien, und ihre Weiber als die ungemüthlichsten Megären von ganz Altgriechenland. So wohlfeilen Kaufes sollte ich aber hier nicht davonkommen! Kaum waren sie des Inglese ansichtig geworden, so stürmten sämmtliche syrakusaner Gassenjungen auf mich los, barfuß, nothdürftig

mit Hose und Hemd bekleidet, alle Hände mir entgegenstreckend und ihre Stimmen zu den unmelodischsten Tutti vereinigend; verkrüppelte Bettler gesellten sich ihnen zu; häßliche Weiber liefen hinterdrein.

Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein jeder schien ein andres Thier.

Auch Matrosen und Fischer kamen herbeigelaufen, ja selbst „der schrecklichste der Schrecken", Fremdenführer mit zudringlich wichtiger Geberde, die sich erboten, mich vor dem Gesindel in Schutz zu nehmen, und mit Aufwand all ihrer Stimmittel sich gegenseitig der Unwissenheit und Zudringlichkeit zeihend, über die Köpfe der lärmenden Menge hinweg mir in die Ohren schrien. Der eine zerrte mich nach rechts, der andere nach links, während ein dritter mich an den Knöpfen meines Rocks festhielt. — „Eccellenza! einen Soldo! — Eccellenza! das ist der Große Hafen, wo die Athener geschlagen wurden! — Eccellenza! vier brotlose Kinder zu Hause! — Eccellenza! hier fließt die weltberühmte Quelle der Arethusa! — Eccellenza! für 10 Francs fahre ich Sie hinüber nach dem Anapo! — Eccellenza! ein Freiheitskämpfer von den Tausend des großen Garibaldi, der seit drei Tagen nichts gegessen hat! — Eccellenza! Eccellenza! zum Tempel der Minerva! — Eccellenza! Eccellenza! alle Heiligen werde ich anrufen." — Die Hunde bellten und die Esel schrien in den lieblichsten Tonarten dazwischen.

Wie nur so viel verflucht Gesindel
In engen Straßen sich verkroch!

Mit Händen und Füßen, mit Fäusten und Elnbogen arbeitete ich mich durch, und wie ein gehetztes Wild, meinem armen Douanesoldaten ein paar Soldi und einen

wehmüthig reuigen Blick zuwerfend — denn der unberufene Zudringliche war doch der einzige Anständige gewesen, und ich hatte sein frommes Naturell so schnöde verkannt —, floh ich meinem Hotel zu und schätzte mich glücklich, als ich mit Hinterlassung eines einzigen Knopfes, den der zerrende Fremdenführer in seinen Fingern behielt, daselbst angelangt war. Mein ehrerbietiger Cameriere meldete mir mit tiefer Verbeugung, daß meine beiden unbekannten Freunde schon im Salon meiner warteten. Das kleine Kellnermännchen mit seiner schmuzigweißen Halsbinde erschien mir wie ein rettender Engel und das Haus wie ein von seinem Flammenschwert beschütztes Paradies.

---

3. Ueber und unter der Erde.

Von der Gastfreundschaft in Schottland wird viel gesprochen und geschrieben; sie ist sprichwörtlich geworden, und das Rühmlichste, das man von der Aufnahme, die man in einem fremden Hause gefunden hat, sagen kann, ist, daß man sie der schottischen Gastfreundschaft vergleicht. In eben demselben Maße, wenn nicht in noch größerm, sollte auch die sicilische Gastfreundschaft gepriesen werden, denn nirgends, und selbst in Schottland nicht, findet der in ein fremdes Haus Eingeführte eine so liebenswürdige, aufopfernde und bis in die kleinsten Details zuvorkommende Freundlichkeit, fast möchte ich es, der italienischen, immer ein bischen überschwenglichen Redeweise mich bedienend, Freundschaft nennen. Selbst dem absolut Fremden, dem unbekannten Touristen gegenüber äußert sich die den Sici-

lianern angeborene Liebenswürdigkeit; auch in dem mit Unrecht verrufenen Innern der Insel pocht der Reisende niemals vergeblich an eine Thür; bereitwilligst wird ihm die Erlaubniß ertheilt, die Gärten, die Villen zu beschauen, an einem schönen Aussichtspunkt zu verweilen; Wein und Früchte, und wenn er in Damengesellschaft kommt, prächtige Blumen, Rosen und Camelien, werden ihm gereicht.

Noch viel wohlthuender aber gestaltet sich die Aufnahme für denjenigen, der an eine Familie von einflußreichen, gutsituirten Italienern als Freund empfohlen wird. Beim ersten Schritt, bei der ersten Annäherung zwingt sich ihm die Empfindung auf, daß es nicht blos Redensart ist, wenn der ihn empfangende Gastfreund ihm versichert, sein Besuch sei eine Ehre für dieses Haus, „è un onore per la mia casa!“ Er ist, solange er hier weilt, der Mittelpunkt des ganzen häuslichen Lebens. Vor Einem aber hüte er sich wohl: den Frauen darf er sich um alles in der Welt nicht in den bei uns Nordländern beliebten, von uns als harmlos und liebenswürdig, von den Sicilianern aber als verdächtig und absichtsvoll angesehenen Umgangsformen nähern. Im leidenschaftlichen und eifersüchtigen Süden verscherzt man leicht die Gunst des Mannes, wenn man, auch noch so unverfänglich und noch so fern von jeder unlautern Absicht, die Gunst der Frau oder der Tochter zu gewinnen sucht. Es kommt da ein Charakterzug zum Vorschein, der uns an die alte Sarazenenzeit gemahnt; oder ist es noch uralte griechische Tradition, und erinnern sich die Enkel der Kindeskinder an Menelaos' tragisches Geschick und denken sie an Paris, wenn ein Fremder ihrer Helena sich artig naht? Vor gar nicht langer Zeit noch bekam ein Fremder überhaupt die Frau und die Töchter des Hauses nicht zu sehen;

verstohlen, durch die Spalte einer halbgeöffneten Thür wie durch das Gitter eines Serails, guckten zuweilen neugierige schwarze Augen, doch alsbald schloß sich die Thür wieder und man hörte ein leises Kichern aus dem verbotenen Frauengemach. Heute geht es schon ein wenig freier zu: die Frauen verstecken sich nicht mehr, aber nur in ceremonieller Förmlichkeit darf der Fremde mit ihnen verkehren.

In den beiden Syrakusanern, an die mich messineser Freunde in zuvorkommender Güte empfohlen hatten, fand ich die liebenswürdigsten, gastfreundlichsten Menschen, welche die sicilische, sonst wol mitunter durch allzu große Aufmerksamkeit fast beängstigende Gastfreundschaft in feinfühlender und großstädtischer Weise zu üben und dem „fremden Freunde" von ihrer angenehmsten und bezauberndsten Seite zu zeigen verstanden. Der eine war einer der reichsten Gutsbesitzer von Syrakus, der von einem unermeßlichen Vermögen den edelsten Gebrauch macht, indem er mildthätige Anstalten stiftet, den Volksunterricht fördert und, selbst kinderlos, mehrere arme Waisen an Kindesstatt angenommen hat und erziehen läßt. Der andere ein Marchese, aber keiner von den vielen, die mit ihrem zweifelhaften Adelstitel am Hungertuche nagen und keinen Anstand nehmen, ihr mit stolzen Zacken und Knöpfen verziertes Wappen auf die Visitenkarte zu setzen, welche sie als Unterbeamte einer untergeordneten Behörde ausweist; nein, dieser war ein wirklicher Marchese, der Sprößling eines weltgeschichtlichen Geschlechts, Besitzer einer der schönsten Latomien von Syrakus, ein feiner, kluger junger Mann, der dem Namen seiner Vorfahren Ehre machen wird. Ich freue mich, ihm wie seinem Genossen hier meinen Dank für die Aufnahme, die mir in Syrakus zutheil ward, aussprechen zu können.

Die beiden erwarteten mich im Hotel; ihr Wagen mit Lakai und Diener stand bereit, und nachdem wir die üblichen Begrüßungsreden gewechselt hatten, stiegen wir ein, um das alte Syrakus zu besichtigen. „Befehlen Sie, wo wir hinfahren sollen", lautete die von meinen Gastfreunden ausgegebene Parole; „wir sind zu Ihrer Verfügung, solange Sie uns die Ehre erweisen werden, in unserer Mitte zu verweilen." Worauf meine Antwort lautete: „Befehlen Sie selbst über mich; Sie sind die liebenswürdigsten Gebieter über meine Person und über meine Zeit, solange ich die Ehre haben werde, die Gastfreundschaft Ihrer schönen Stadt zu genießen." Von solchen wechselseitigen Betheuerungen fließen die Gespräche über in diesem an ausgesuchte Höflichkeit gewöhnten Lande, und diese Höflichkeit ist hier kein falscher Schein; auf die Italiener paßt nicht das herbe Wort, das mit mehr Sarkasmus als Recht von gewissen Völkern behauptet: sie lügen, wenn sie höflich sind.

Ein sonderbarer Geselle saß mit uns im Wagen, ein kleiner, stämmiger, schwarzgelockter Sicilianer, der in frühern Jahren Schiffsmakler gewesen, dann mit dem Niedergang der Segelschiffahrt heruntergekommen war und jetzt alle möglichen Geschäfte trieb. Er hatte im Umgang mit deutschen Kapitänen und Matrosen die deutsche Sprache leidlich erlernt, und es war seine Freude und sein Stolz, diese in Syrakus nicht gewöhnliche Sprachkenntniß an den Mann zu bringen. Ein Mittelding zwischen Herr und Diener, halb Cameriere, halb Signorino, hatte er sich als eventueller Dolmetscher den beiden Herren, mit denen er wol in bessern Zeiten Geschäfte gemacht haben mochte, angeboten. Unter dem Thore des Hotels hatte er sich mir mit wichtig lächelnder Miene vorgestellt: „Ich kann sprechen Deutsch", meinte er

mit einem komischen Pathos; „ja, ich habe selbst gelernt Deutsch bei Schiffskapitänen aus dem Deutschland! Ja, ich weiß viel, ich weiß alles, aber viel, ja sehr viel habe ich noch zu lernen!“ Und er begleitete die letzten Worte mit einem eigenthümlichen Blasen, das er zwischen den gespitzten Lippen langsam hervorstieß. Er drückte die Augen dabei halb zu, warf den Kopf in den Nacken und gesticulirte lebhaft mit den Armen durch die Luft. „Der brave Don Agosto kann uns Dienste leisten“, sagte einer der Herren lächelnd; „da wir nicht wußten, ob Sie unserer Sprache mächtig genug sind, um uns immer zu verstehen, haben wir ihn gebeten mitzukommen — wenn es Sie nicht stört!“ Unser Dolmetscher, dem ein Sitz neben dem Kutscher auf dem Bock zugedacht war, nahm nun mit triumphirender Geberde im Innern des Wagens Platz, um seines Amtes zu walten, und auch um sich vor seinen Landsleuten in stolzer Carrosse und in vornehmer Gesellschaft sehen zu lassen; und lächerlich genug war es anzuschauen, wie er die ehrerbietigen Grüße, die seinen Nachbarn galten, mit herablassender Würde, nickend und den Hut leise berührend, erwiderte. Mein Diener, ein ehrlicher Deutscher, der mich begleitete, setzte sich an des Dolmetschers Stelle auf den Bock, halblaut in den Bart brummend und verächtliche Blicke auf den Italiener herunterwerfend, der sich anmaßend herausnahm, den Herrn spielen zu wollen. So fuhren wir durch die engen Straßen, in denen kaum für einen Wagen Raum war; ein vorausgeschickter Diener hatte sie erst von den überall herumstreifenden Eseln und den zweiräderigen Vetture gesäubert. Unter jeder Thür standen gaffende Kinder, häßliche alte Weiber: schaudernd dachte ich an die Arethusaquelle zurück. Durch mehrere gewölbte Festungsthore, über rasselnde Kettenbrücken und über sumpfige Wall-

gräben, an verfallenen, mit grasverwachsenen Schießscharten versehenen Mauern vorüber ging es dem Festlande zu; denn eine Insel ist das jetzige Syrakus, wie es zu Ortygias Zeiten eine Insel war.

Vor uns lag das kahle Ufer, stieg die öde Steinebene langsam hinan, wo in verflossenen Jahrhunderten die reichen Stadttheile Achradina, Tyche und Neapolis sich befanden. Säulenhallen, Marmorstufen, kostbare Statuen schmückten damals dieses Ufer; hier war das Forum, dort standen die großen Handelsgebäude, auf der Strecke zwischen dem Meere und den aufstrebenden Hügeln concentrirte sich das ganze öffentliche Leben der hellenischen Großstadt. Und heute — ein Nichts! eine Sahara! Und weiter oben, wo die Häuser der Vorstädte sich anreihten, wo die Tempel, das Theater, das Amphitheater sich erhoben, eine nackte Steinwüste, mit einigen vereinzelten Kirchen, Kapellen und buntbemalten Landhäusern besetzt. Ich konnte die Frage, die sich schon längst auf meine Lippen drängte, nicht mehr zurückhalten. „Das alte Syrakus", sagte ich, an meine Begleiter mich wendend, „ist für mich ein unlösbares Räthsel. Daß eine große Stadt durch Krieg und Erdbeben zu Grunde gerichtet wird, daß sie nicht mehr die Kraft besitzt, sich aus ihren Ruinen herauszuarbeiten, das zeigt uns die Weltgeschichte oft genug; aber die Ruinen der zerstörten Stadt bleiben doch sichtbar: Säulenschäfte, zerborstene Stufen, von Gras und Gesträuch überwucherte Fundamente von Tempeln und Palästen liegen auf der Stätte umher. Hier aber, wo sind die Ruinen hingekommen, was ist aus den Steinen geworden, was aus den Ziegeln, aus denen Syrakus erbaut war, und die doch weder Verres noch die Sarazenen wegzuschleppen irgendeinen Anlaß oder ein Interesse hatten?" Mit traurigem Lächeln zeigte der

Marchese auf die Festungswerke und auf das Castell, das von der äußersten Spitze Ortygias in die See hinausragt, und antwortete: „Dort in diesen Mauern liegt das alte Syrakus begraben; wenn einmal diese Festen zum Abbruch kommen, wird man die Säulenschäfte und Marmorstufen von Achradina und Tyche darin wiederfinden!"

Freund Agosto, der übereifrige Dolmetscher, spitzte den Mund und blies selbstgefällig in die Luft, und dem Marchese ins Wort fallend, sagte er: „Ja, das habe ich gelesen in einem Buche, ganz alten! ganz alten! daß die Sarazenen haben getragen hinein alle, alle Steine vom alten Syrakus. Ja, sie waren wilde Barbaren, die Sarazenen, und haben viel zerstört Syrakus!" Und er blies wieder mit seinen gespitzten Lippen und streckte beide Hände, die ausgespreizten Finger nach hinten werfend, zu den Schultern. „Sprich doch nicht solchen Unsinn, Don Agosto", sagte mit einem Anflug von Ungeduld mein Nachbar, der syrakusaner Kaufmann, „nicht die Sarazenen haben diese Festungen gebaut, sondern die Spanier, Kaiser Karl V. und der Vicekönig Gonzaga, im 15. und 16. Jahrhundert." Und als gründlicher Kenner der Geschichte seiner Vaterstadt erzählte er, wie man damals das Proscenium des großen Theaters, das noch aufrecht stand, niedergerissen, wie man das Amphitheater geplündert, eine zahllose Menge von Säulen, Architraven, Capitälen, mit Inschriften versehenen Steinen, kurz alles, was von dem alten Syrakus an Trümmern übriggeblieben war, nach dem Festungsterrain hinschleppte und in die neuen Mauern vergrub. Als im Jahre 1553 die Fundamente der zwei großen Bastionen gelegt wurden, nahm man dazu, wie die Sage und die Localgeschichte erzählt, etwa 4000 behauene Quadersteine, die zum Theil in, zum Theil über der Erde, durch eine Art Mörtel fest

aneinandergekittet, ein Quadrat von kolossaler Dimension bildeten; es waren die Grundlagen und Untermauern des früher an dieser Stelle gestandenen Palastes des Hieron und des Dionys; Fazello, der Localhistoriker von Syrakus, berichtet, daß es „eine Pracht war, diese Steine anzusehen“, und Serafino Priviterra, der in jüngster Zeit aus den alten Chroniken von Syrakus eine Geschichte seiner Vaterstadt zusammengestellt hat, sagt ebenfalls, man habe dort „zur selben Zeit“ viele Schätze gefunden, und man nehme deshalb an, daß zur Blütezeit der Stadt hier die Schatzkammer gewesen sei. „Die Schätze“, fährt er mit wehmüthigem Lakonismus fort „sind verschwunden, und die Steine haben dazu gedient, die neuen Mauern zu errichten.“

Es hatte etwas ungemein Ergreifendes, den traurig resignirten Ton zu hören, in welchem der Syrakusaner von dem Untergang seiner Vaterstadt sprach. „Das Volk“, fügte er, auf Agosto deutend, hinzu, „pflegt alles Schlechte, was den Sicilianern im Laufe der Jahrhunderte begegnet ist, den Sarazenen zur Last zu legen.“ — „Waren böse Leute, die Sarazenen, ja“, sagte Agosto mit zuversichtlicher Betonung und fächelte sich mit seinem roth- und blaucarrirten Schnupftuch Kühlung zu. Von dem Bock herunter ließ aber mein Diener einen schadenfrohen Blick auf den Italiener gleiten; es freute den biedern Nordländer, daß das kleine Kerlchen sich blamirt hatte. „So ist es leider“, hub der Kaufmann wieder an, „unter die Erde muß man hinabsteigen, will man noch etwas von dem alten Syrakus finden: Latomien, Katakomben, verfallene Wasserleitungen, eine weite Höhlung mit Marmorstufen an der Stelle, wo sich das prächtige Theater des Alterthums erhob, ein tiefes Loch mit zerbröckelten Mauern, wo das Amphitheater stand, weitläufige in den Fels ge-

hauene Gänge, Kasernen und Ausfallpforten, wo die starke Feste Epipolä aufragte! Aber auch an diesen Resten erkennt man noch die Großartigkeit der zerstörten Stadt, und wie tief man auch das Grab von Syrakus gegraben, durch die Ritzen seines steinernen Sargdeckels leuchtet der strahlende Glanz der unsterblichen Todten herauf!“ Die italienische Sprechweise gestattet, auch in der gewöhnlichen Unterhaltung hochpoetische Wendungen zu gebrauchen, und dank dem melodischen Klang der Sprache selbst finden wir nichts Auffallendes in dem unvermittelten Ausdruck eines feierlichen Pathos.

Zwischen langgedehnten, weißgetünchten Mauern, an Gärten und ödem Steingefilde vorüber ging es die Höhe hinan, die zu dem ehemaligen Achradina führt. Der Weg zieht sich am südlichen Abhange hin. Unten überblickt man die saftig grüne von dem Anapo durchschlängelte Ebene. Am andern Ufer winken von einem niedrigen Hügel die beiden Säulen des Olympeion. Dort hatte das athenienſische und später das punische Heer sein Lager aufgeschlagen. Den Horizont schließt das äußerste südliche Vorgebirge Siciliens, das malerische Cap Passero, und weiter noch die scharfe Linie des afrikanischen Meeres. Jetzt geht es vorwärts; eine hohe von gewölbten Oeffnungen durchbrochene Mauer erhebt sich rechts; daneben steht ein kleines, schmuckes Häuschen: wir stehen am Eingange der großen Latomia del Paradiso, die man nach der größten der darin sich befindenden Höhlen Orecchio di Dionysio (Ohr des Dionys) benannt hat.

Ein Wächter in der kleidsamen italienischen Uniform führt uns durch ein hölzernes Gitterthor in den historischen Steinbruch, der nach der Niederlage des Nikias den gefangenen Athenern als Gefängniß angewiesen wurde;

einigen von ihnen schenkte man die Freiheit wegen der Kunst, mit welcher sie die Verse des in Syrakus sehr beliebten Euripides vortrugen. Die Latomie liegt vor uns wie ein weiter, tiefer, lieblich mit Blumen und Blättern gefüllter Felsenkessel. Himmelanstrebende Steinwände umfassen den kühlen Grund; ungeheuere Wölbungen, die sich schwarz in unheimliche Tiefen verlieren, öffnen sich in den Wänden; riesige in den lebendigen Stein gehauene Säulen tragen den obern Höhlenbau, von dem langsam und ununterbrochen helles Wasser in die düstern, nach dem dunkeln Hintergrunde zu verschwindenden, unterirdischen Seen herunterträufelt.

An dem nackten Fels, rings um den Thalgrund, ranken Epheu und viele andere Schlingpflanzen, und aus seinen Spalten hängen in Guirlanden blaue und rothe Blumen herab. Zwischen dem üppigen Grün der Bäume liegen in wildem Durcheinander kolossale Felstrümmer umher; in der Mitte ragt ein Stein thurmhoch in die Höhe, von einem kleinen Gemäuer gekrönt, unzugänglich, verloren, der einzige Pfeiler, den das Erdbeben, das die andern Grotten zerstörte, stehen gelassen hat; denn viel tiefer noch waren die Höhlen, viel ausgedehnter die unterirdische Welt, die sich in düsterm Labyrinth an diesen Steinbruch anschloß. Vor vielen Jahrhunderten, vielleicht zur selben Zeit, als die Tempel von Girgenti einstürzten und die Wasserleitungen in Syrakus zusammenbrachen, rüttelte ein Erdbeben an diesen Säulen und Wölbungen, und die Hälfte der alten Latomie stürzte ein. Heute noch zeigt uns der Wächter die breiten Risse, die sich in den übriggebliebenen Grotten von der Decke bis zur Erde niederziehen, und läßt uns hinaufschauen zu den Pfeilern, die, schräg gedrückt, halb zerborsten, das hintere Gewölbe tragen. Wer weiß, wie lange diese noch stehen werden! Es

komme eine neue Erderschütterung wie die damalige, und von den Höhlen dieser Latomie wird nichts mehr übrigbleiben. In der linken Ecke, gleich beim Eingang, gähnt uns eine bis hoch an den obersten Rand der Felskruste reichende Spalte entgegen; unsere Stimmen tönen von weitem schon mit dumpfem, langdröhnendem Schall zurück. „Das Ohr des Dionys!“ ruft der Wächter und öffnet die Thür der abschließenden Breterwand; die Thür fällt wieder ins Schloß — und furchtbar wie der Donner eines Kanonenschusses rollt und tobt das Echo unter dem unermeßlich hohen, in Form eines lateinischen S nach hinten sich ziehenden Spitzbogen. Ist dies nur ein merkwürdiges Spiel der Natur, oder dürfen wir nicht vielmehr annehmen, daß irgendein Archimedes die Arbeit der Gefangenen dazu benutzte, um ein wie ein menschliches Ohr ausgeschnittenes Felsgewände herstellen zu lassen, in welchem er die Gesetze der Akustik zu erforschen gedachte?

Don Agosto ließ es sich nicht nehmen, uns die Wunder dieser Höhle zu erklären; er legte den Mund an den Fels, und lispelnd sprach er: „Dionyso è un tiranno!“ Und aufspringend und mit beiden Armen in der Luft herumfuchtelnd, ließ er uns dem dröhnenden, hellartikulirten Echo lauschen, das aus der Tiefe zurück und von der Höhe herunterkommend in scharfem klarem Tone wiederholte: „Dionyso è un tiranno.“ „Ja“, setzte er hinzu, und sein Gesicht verzog sich zu einem grinsenden, verschmitzten Lachen, „so hörte Dionys, der Tyrann, alles, was sprachen die Gefangenen. Alles hat er gehört, alles! denn er saß dort oben in seinem kleinen Zimmer, und wenn unten einer glaubte nicht gesehen und gehört zu werden, und zu den andern Gefangenen sagte ganz leise: Morgen wird ermordet Dionys, der Tyrann! — dann saß der Tyrann dort oben und hörte

alles, alles! hahaha!" Und Don Agosto lachte ob des Tyrannen Pfiffigkeit, daß alle Wände unter dem hallenden Echo seines Lachens erbebten. „Na", meinte mein biederer Diener, dem Don Agosto zuwider war, seitdem er an dessen Stelle den Bock hatte besteigen müssen, „der Tyrann hatte wol viel Zeit übrig, daß er sich tagtäglich in das Loch dort oben setzen und horchen konnte, was die Gefangenen sprachen?" — „Ja", erwiderte der andere, ohne die Ironie merken zu wollen, mit überzeugender Betonung, „er hatte viel, viel Zeit übrig, und in dem Zimmer dort oben war es immer sehr, sehr kühl." Und Don Agosto blies gravitätisch vor sich hin und schwenkte sein Schnupftuch wie einen Fächer vor seinem Gesichte herum.

Skeptisch sah ich zu der kleinen Oeffnung hinauf, die hoch oben unter dem Spitzbogen als das Fenster der Dionysischen Kammer bezeichnet wird. Die Legende des horchenden Tyrannen hatte von jeher etwas Unglaubhaftes für mich gehabt; ich konnte mir den großen Staatsmann, der Syrakus beherrschte, nicht hinter einem Gitter in einer Höhle denken, wie er den Gesprächen der Gefangenen lauschte. Der Custode, ein feiner, aufgeweckter Norditaliener, mochte wol derselben Ansicht sein; er sagte lächelnd seine gewohnte Erklärung her, und ich bemerkte, daß er jeden Satz mit den scharfbetonten Worten: „Si dice" (man erzählt) begann. Als ich ihn forschend und scherzend ob der Wiederholung dieser Worte zur Rede stellte, antwortete er, die Achseln zuckend: „Ein General, den ich hier herumführte und dem ich dieselben Erklärungen in derselben Weise gab, fragte mich auch nach der Ursache und nach dem Sinne des si dice. General, erwiderte ich ihm ehrerbietigst, ich war nicht dabei, als alles dies geschah; mir kommt es etwas abenteuerlich vor,

und da überlasse ich lieber irgendeinem andern, einem Unbekannten, der diese Lügen erfunden, die Verantwortung, die ich selber nicht tragen mag. Si dice, so wird erzählt; wer Lust hat, nachzuforschen, ob es wahr ist oder nicht, der suche. Ich weiß es nicht, denn ich war nicht dabei." Der kluge lustige Geselle schien mir so recht aus geschmeidigem italienischen Stahl gegossen zu sein. Er hieß uns, die in den Wänden noch sichtbaren Ueberreste von Stufen, Treppen und Gängen zu bemerken, und führte uns alsdann aus der Latomie heraus zu dem ganz in der Nähe liegenden großen Theater.

Der in den Stein gehauene, in weitem Halbkreise um das zerstörte und verschwundene Proscenium sich herumziehende Stufenfächer ist alles, was übriggeblieben. Was in Taormina fehlt, hier findet man es, und was hier fehlt, kann man sich aus Taormina hinzudenken. Die beiden Theater ergänzen sich. Hier aber gehört viel Einbildungskraft dazu, um das Fehlende wieder einzusetzen, denn nur was der Erde und dem Felsen angehörte, haben die spanischen Festungserbauer nicht hinweggeschleppt. Eine tiefe Rinne, in welcher klares, frisches Wasser murmelt, läuft an der obersten Stufenreihe hin. Eine andere Wasserleitung schickt noch weiter oben ihr Wasser in eine Mühle über dem Theater. Auf den Sitzen der alten Zuschauer trockneten einige Waschweiber zerrissene Hemden, Hosen und Röcke und lachten lustig um den Wächter herum, als derselbe ihnen weiter zu ziehen befahl und ihnen zurief, sie sollten doch wissen, daß es verboten sei, die antiken Monumente zu verunreinigen. Drohung und Verbot schienen auf diese sonnverbrannten Nymphen keinen besondern Eindruck zu machen; sie hoben lachend ihre Lappen auf und trugen sie einige Schritte weiter, wo ja, wie sie dem Wächter zuriefen, der Stein

noch glätter und die Sonne noch wärmer sei. Und was wolle er denn mit seinem Schelten? In fünf Minuten werde ja alles trocken und verschwunden sein, und seinen alten dummen Steinen könne die Wäscherei doch nichts schaden! Er thue nur so der Inglesi wegen, die er herumführe und bei denen er sich als gewissenhafter Custode eine gute Belohnung verdienen wolle; er solle ihnen nur die Hälfte seines Trinkgeldes versprechen, und sie würden sogleich zusammenpacken und an der Mühle waschen. — So ging es fort mit Plaudern, Lachen und Scherzen. Als wir das Theater verließen, rückte der keifende Weibertroß wieder in seine frühern Positionen ein, und lachend kehrte ihnen der Custode den Rücken. „Mit den Weibern", meinte er, „behält man niemals recht, und das Beste ist, man läßt sich in gar keinen Streit mit ihnen ein."

Noch trauriger und öder liegt das Amphitheater in seiner Vertiefung: ein langes, in jüngster Zeit von den überwuchernden Bäumen und Schlingpflanzen gereinigtes Oval, ringsherum sauber wiederhergestellte Böschungen, einige tiefe Einschnitte, Höhlungen und Löcher — die trübseligste aller Ruinen! Der Custode war einen Augenblick in seinem Wachterhäuschen verschwunden; als er wieder zum Vorschein kam, zeigte er uns weißpolirte Marmorstücke. „Von den Stufen des Theaters", sagte er. „Si dice", bemerkte lachend der Marchese, indem er warnend den Zeigefinger erhob.

Einen interessantern, an bezaubernden und überraschenden Eindrücken reichern Spaziergang, als der war, den wir von dem hinter dem Theater in den Fels gebrochenen sogenannten Nymphäon — einer Höhle, die jedoch nur durch die dort ausruhenden Waschweiber an die antiken Nymphen erinnert — zu den verschiedenen Latomien

machten, gibt es wol kaum. Die Höhe, auf der man hinwandert, ist eine nackte Steinwüste, Arabia petraea nannte sie mein syrakusaner Kaufmann. Eine in den Fels gehauene, tief eingeschnittene Gräberstraße zieht sich nach Epipolä zu; einige Landhäuser liegen zerstreut auf der öden Ebene. Plötzlich aber welch wunderbarer Anblick! Zu unsern Füßen thut sich, in jähem Absturz, ein tiefer Grund auf; ein von allen Seiten steil abfallender, weiter, gähnender Kessel — und in ein grünes wogendes Meer von Orangen- und Citronenbäumen, von schlanken Pinien und Palmen, von den mannichfachsten in allen Farben prächtig leuchtenden Blumen und Früchten gleitet der Blick hinab. Das Grün hat einen üppigen, schwellenden, feuchtglänzenden Ton; der Schatten unter den von Reben und Epheu umsponnenen Lauben athmet herzerquickende Kühlung; wie goldene Sterne funkeln die Orangen und Limonen unter den Blättern hervor. Der grelle Gegensatz zwischen der wüsten, sonnendurchglühten Hochebene und der schattigen, stillen, von hohen Felswänden beschützten Latomie erhöht noch den wohlthuenden, erfrischenden Eindruck, den wir von diesem seltenen Anblicke gewinnen. Wer weiß, ob es nicht gerade die steinige und öde Umgebung ist, welche den syrakuser Latomien ihren besondern und so einzigen Reiz verleiht. Auch die Natur kennt das Gesetz der Gegensätze, und wo sie demselben huldigt, da erschließt sie uns ungeahnte, bis tief in die Seele eindringende Bilder.

Wir stiegen hinunter in eine dieser Latomien. Es war mir, als träte ich ein in die paradiesischen Gefilde eines orientalischen Märchens. Von Fels zu Fels wölbt sich über meinem Haupte der südliche Himmel wie ein tiefblau glänzendes Zelt. Unten, in den berauschenden Duft der Citronen und Orangen, der Rosen und Helio-

tropen gebadet, reiht sich Blumenbeet an Blumenbeet, Laube an Laube; die feuchte, kühle, von würzigen Wohlgerüchen erfüllte Luft scheint den Pflanzen wie den Menschen neues Leben einzuhauchen; ein durchsichtiger, leichter Schatten legt sich über Bäume und Sträucher; der Natur dieses gedämpften Lichts sich anschmiegend, erfüllt sich unser ganzes Wesen mit einem ruhigen, sanften, glückseligen Empfinden. So denkt man sich die von den Dichtern des Alterthums geträumten Elyseischen Felder; unter solchen Pinien- und Cypressenalleen wandelten die Schatten der Seligen. „Ein Garten Armida's", meinte mein syrakusaner Kaufmann, der seinen Tasso, Ariosto und Dante, wie alle Italiener, in hohen Ehren hielt und gern citirte. Als ich meiner Verwunderung ob dieser unermeßlichen Fruchtbarkeit Ausdruck gab, erklärte mir der Marchese, es hänge dies mit der Beschaffenheit des Erdreichs ebenso sehr wie mit der geschützten Lage der Latomien zusammen; seit Jahrhunderten habe sich in diesen Vertiefungen eine Masse Humus übereinandergelagert, von der man sich nur schwer einen Begriff machen könne; er selbst habe voriges Jahr in der großen Grotte, deren Oeffnung wir von weitem über die Spitzen der Bäume emporragen sähen, nachgraben lassen, und erst in der Tiefe von dreißig Metern sei man auf den Fels gestoßen. Und der Kaufmann, der in den Gemeindeangelegenheiten seiner Stadt sehr bewandert zu sein schien, fügte noch erläuternd hinzu, auch in dem Orecchio di Dionysio hätte man vor kurzer Zeit Nachgrabungen ausgeführt, um zu sehen, wie tief die Schlamm- und Erdschicht sei, welche das herunterströmende Wasser im Laufe der Jahrhunderte in diese Höhlung abgelagert, und als man in einer Tiefe von zehn Metern angekommen sei, habe man ein altes Capitäl und den obern Theil einer

aufrecht stehenden Säule gefunden; beides sei sorgfältig aufgehoben worden, aber man habe sich noch nicht die Mühe genommen, weiter zu graben.

Da eröffne sich ja ein schönes Feld für die Thätigkeit der deutschen, in Griechenland vermuthlich bald überflüssig werdenden Gelehrten und Arbeiter, bemerkte ich. „Bei uns gibt es noch vieles zu entdecken", erwiderte der Syrakusaner; „drüben in Megara liegen Tausende von noch unerschlossenen Gräbern, eine ungeheuere Todtenstadt und ein weites Gebiet von unerforschten Ruinen. Aber", fügte er hinzu, „das werden wir selbst ausgraben. Italien ist kein Griechenland: Italia farà da se!"

Der Marchese, der uns mit nicht geringem Stolze die Honneurs seiner Latomie machte, führte uns durch ein Labyrinth von Felsen, von Orangenbäumen, von duftenden Blumengesträuchen immer weiter, immer weiter; in mannichfachen plötzlichen Windungen zieht die Latomie hin, bald in eine schmale Felsenpforte sich verengend, bald sich wieder zu einem schattigen Kessel erweiternd. Die schönsten Goldfrüchte pflückte im Vorbeigehen unser freundlicher Führer und reichte sie uns zu sehr willkommener Labung. Vor einer steilen Felswand blieb er stehen. „Alles Bisherige", sagte er lächelnd, „wird übertroffen von diesem letzten Bilde." In den Felsen öffnete sich eine geräumige Wölbung; der Gang führte in dunkeln Bogen bergab; durch den andern Ausgang traten wir in ein tiefes, enges Felsenthal ein. Wie ein mit Edelsteinen durchwirkter Teppich lag das dichte mit Blumen und Früchten besäete Grün dieses verborgenen Paradieses vor uns; kaum glänzte noch das flimmernde Blau des Himmels durch das Blätterdach; sinneberauschender Blumenduft erfüllte diesen Märchengarten. In der Mitte erhob sich auf einigen Stufen eine kleine, von Reben und Epheu

wie von einem dem Auge undurchdringlichen Gewebe bedeckte Laube. Und nicht zu Armida, nicht zu Beatrice fühlte sich mein nordisches Gemüth bei diesem wunderbaren Anblick entführt; Helena und Faust waren es, die hier in dieser Fels- und Blumeneinsamkeit vor meiner Seele standen, „buchstabirend in Liebesfibeln" und der Phorkyas Erzählung lauschend in stillem Sinnen, wie sie dem erwachenden Chor der gefangenen Troerinnen „glaubhafter Wunder Lösung" eröffnet:

In diesen Höhlen, diesen Grotten, diesen Lauben
Schutz und Schirmung war verliehen, wie idyllischem
Liebespaare,
Unserm Herrn und unsrer Frauen.

Und wahrlich, wäre plötzlich Euphorion's Jauchzen an mein Ohr gedrungen, wäre mit „blumenstreifigen Gewanden angethan" plötzlich aus einer Felsspalte hüpfend der wilde, lachende Knabe erschienen, mit dem Chore hätte ich der Phorkyas geantwortet:

Nennst du ein Wunder dies,
Kretas Erzeugte?...

Selbst Agosto schien die geheimnißvolle Sprache, die aus diesem heimlichen Orte zu uns herübertönte, zu verstehen; denn als wir aus der Latomie traten, um den Weg zu den naheliegenden Katakomben anzutreten, meinte er, wenn er einmal heirathete, würde er den Marchese bitten, ihn die Flitterwochen in diesem entlegenen Felsenthal verbringen zu lassen. „Was der da überhaupt von Flitterwochen versteht!" brummte verächtlich mein Diener.

In der Nähe der Latomien liegt die Villa Landolina, ein lieblicher, dicht mit Bäumen bestandener Garten, ein Paradies der Nachtigallen, die mit Vorliebe diese vor der

Sonne schützenden Gebüsche bevölkern. Villa Landolina! Wer von uns Deutschen wird wol versäumen, eine Wallfahrt zu unternehmen nach diesem stillen, feierlichen Orte! Dort oben, unter hohen leise rauschenden Bäumen liegt Platen gebettet: in hellenischer Erde ruht der hellasbegeisterte Dichter, und die Nachtigallen von Syrakus singen ihm ihr melodisches Schlummerlied ins Grab.

Dicht neben einer noch leidlich erhaltenen Kapelle, der von den Normannen erbauten Kirche von San-Giovanni, liegt der Eingang zu den Katakomben. Ein vorangeeilter Diener des Marchese hatte uns angekündigt, und ein stattlicher, gesunder, jovialer Mönch erwartete uns unter der Thür seines kleinen Wärterhäuschens. Er trug eine runde, mit mehrern Dochten versehene und von Oel überfließende, an einer Kette hängende Lampe in der Hand und begrüßte mit einem fröhlichen „Benedice“ unsere Gesellschaft. „Immer rüstig, Fra Pasquale!“ rief ihm der Kaufmann zu, indem er ihm zutraulich auf die breiten Schultern klopfte. „Warum sollte ich es nicht sein?“ erwiderte der andere mit einem breiten Lachen; „viel zu thun gibt es nicht mehr, seit die Klöster aufgehoben sind, und in den kühlen Gängen der Katakomben umherzuwandeln ist gesünder, meine ich, als hier oben in der Sonne zu braten.“ „Ja, ja“, murmelte mir in deutscher Sprache, pfiffig mit den Augen blinzelnd, Don Agosto zu, „Faulenzer sind gewesen die Mönche, und haben nie, nie gearbeitet, und ist ganz recht gewesen, daß man geschlossen hat die Klöster und gemacht Schulen daraus!“ Und wie Fra Pasquale auf ihn zutrat und ihn als einen alten Bekannten bewillkommnete, fuhr er im sicilischen Dialekt fort: „Freut mich, dich noch so munter zu sehen, Fra Pasquale; die Ungerechtigkeit der Welt erträgst du wie ein Märtyrer der großen Kirche,

und einen Heiligen werden die Leute dich nennen nach deinem Tode, der dir noch lange erspart sein möge." Don Agosto dachte wol, daß der Frate die deutsche und die Deutschen die sicilische Sprache nicht verständen.

Rüstig schritt Fra Pasquale voran. Ein weiter Eingang, breite, geräumige Stufen, eine hohe Wölbung führten in die Katakomben, und überraschend wirkt dieser Anblick, überraschender noch das Bild, das sich dort unten bietet, auf diejenigen, die wie ich noch unter dem Eindruck der engen, finstern, unheimlichen römischen Katakomben stehen und sich nun hier in diese hohen, breiten und an vielen Stellen auch hell von oben erleuchteten Räume versetzt sehen. Die Ampel des Frate wäre kaum nöthig gewesen, um sich in diesen Gängen zu bewegen; runde Luftlöcher sind hier und da in die Decke gebrochen, durch welche der helle Sonnenschein einströmt und auf dem Gräberstaube herumspielt. Wie verführerisch, aber wie verrätherisch auch ist diese Helle! Denn wehe dem, der sich ohne kundigen Führer hier herunterwagt! Stundenweit, meilenweit, bis in endlose Entfernungen ziehen sich die verschlungenen Gänge unter der Erde hin. „Ein Schulmeister", erzählte Fra Pasquale, „der sich, wie natürlich, einbildete, alles besser zu wissen als wir andern, wollte einmal mit seinen Schülern allein den Weg machen, verlor sich aber und niemand sah ihn jemals wieder!" „Wie findest du dich aber zurecht in diesem Labyrinth?" fragte ich den Mönch, „denn alle diese Gänge gleichen sich ja aufs Haar. Ueberall, rechts und links dieselben von Gräbern durchlöcherten Mauern; oben dieselbe Wölbung, unten derselbe ebenfalls mit aneinandergereihten Gräbern bedeckte Boden; und auch die runden Kapellen, in welche von Zeit zu Zeit die Gänge münden, und aus denen sich strahlenförmig

neue Straßen nach allen Seiten hin unter der Erde hinziehen, gleichen sich ja alle.“ Fra Pasquale hob die Ampel in die Höhe und ließ das Licht an den Wänden heruntergleiten. „Wir haben überall“, sagte er, „Erkennungszeichen angebracht, nach denen wir uns richten: hier eine gebrochene Kante, dort ein ausgemeißeltes Loch, weiter ein herunterhängender Stein; und ich spaziere hier in diesen Gängen mit derselben Sicherheit herum wie in den Straßen von Syrakus.“ „Ja“, fügte er schelmisch lächelnd hinzu, „ich finde mich sogar hier unten weit besser zurecht als dort, wo mir so viele unbequeme Neuerungen über den Weg laufen.“ Und er ließ uns, mit der Lampe nach allen Seiten herumleuchtend, die seltsame Bauart dieser Höhlenstadt bewundern. Wie ein Kreuzgang in einem Kloster, breit und sauber gewölbt, zieht sich die unterirdische Straße hin; in den Wänden öffnen sich, etagenweise übereinandergelegt, weite, tiefe Grabkammern, gerade breit genug, um einem ausgestreckten Menschen in dem in den Stein gemeißelten Sarge Raum zu geben, und so weit, so tief nach hinten in den Fels hineinreichend, daß wir bis zwölf und funfzehn neben- und hintereinander sich öffnende Gräber zählen konnten. Einige alte verwischte Malereien sind noch hier und da vorhanden, auch verwitterte, unleserliche Inschriften.

Geräumiger noch und kryptenartig angelegt erscheinen die Kapellen oder die unterirdischen Plätze, in denen sich mehrere Gänge vereinigen und kreuzen; dort stehen große Steinsärge mit eingemeißelten Figuren, und daß der Sarg des Dionys nicht darunter fehlen darf, wird man begreiflich finden. Wären keine Steinsärge in den Katakomben gefunden worden, so hätte man gewiß das Grab des Dionys in irgendeiner Felsennische entdeckt. Von Gang zu Gang, von Krypte zu Krypte schritten wir ohne Rast,

unserm Führer folgend: an einigen Stellen waren die Wände hinter den Gräberreihen durchbrochen, und auf neue Gräberlager und in neue Gänge und neue Labyrinthe leuchtete die flackernde Oellampe. An andern Stellen mündete plötzlich ein aus finsterer Tiefe hervorbrechendes höheres Gräberstockwerk in die obere Wölbung, und Gänge schichteten sich auf Gänge, Gräber auf Gräber. Weiter, wo das Gewölbe der Gräber sich höher hinaufzog, machte uns Fra Pasquale auf die Verschiedenheit dieser neuen Gräberbauart aufmerksam. „Hier", sagte er, „wohnten nicht blos die Todten; über den mit diesen breiten Steinen bedeckten Gräbern hatten sich lebende Menschen Wohnungen eingerichtet, und je tiefer man vordringt, desto zahlreicher werden diese Behausungen; überall, wo man jetzt noch verschüttete Gänge ausgräbt, stößt man auf dieselbe Bauart."

„Das war ja eine ganze Stadt hier unten!" rief ich aus. „Eine Stadt?" erwiderte der Kaufmann, „sagen Sie eher ein ganzes Volk; Tausende und aber Tausende haben hier gewohnt neben den Hunderttausenden, deren Gebeine hier ruhten, und mit gleichem Rechte darf man unsere Katakomben eine ungeheuere Todtenstadt wie eine Nekropole der Lebenden nennen." In den Särgen, die wir noch weiter besichtigten, lagen Knochen und modernder feiner Staub aufgehäuft, tiefe, engzusammengedrückte Schichten, von denen ein eigenthümlicher, beklemmender Geruch ausging. Fra Pasquale blieb stehen und leuchtete mit seiner emporgehobenen Ampel in immer entfernter sich dehnende Labyrinthe. „Einen ganzen Tag", sagte er, „könnten wir noch gehen, ohne das Ende zu erreichen." Und er zeigte uns rechts und links andere Gänge, die bis ans Gewölbe hinauf mit Schutt und Steinen gefüllt waren. „Noch lange nicht alle Straßen sind

aufgegraben, und ich frage mich oft, wenn ich hier herumwandere, ob man jemals an das Ende dieser Todtenstadt gelangen wird!“ „Ganz Syrakus, das alte und das neue, ist unterhöhlt“, setzte der Marchese hinzu, „unzählige Generationen, Millionen von Menschen liegen hier begraben. Gott bewahre uns drüben in der Neustadt vor einem Erdbeben! Häuser und Kirchen würden in die hohle Tiefe stürzen.“

Don Agosto, der schon zu lange geschwiegen hatte, lachte plötzlich hellauf und rief: „Von den Katakomben kenne ich eine schöne Geschichte, aber ich weiß nicht, ob Fra Pasquale erlaubt, daß ich sie erzähle. Ja, er erlaubt es, denn Fra Pasquale hat sie mir ja erzählt! Vor vielen, vielen Jahren — Fra Pasquale war damals noch ein kleines Kind — führte einmal ein Mönch eine Gesellschaft Fremder in diese Gänge. Sie waren schon sehr weit gekommen, als eine Frau, die dabei war, zu schreien anfing: «Santo Dio! Mein Mann ist nicht mehr bei uns! Er hat sich verloren!» Da blieb der Mönch stillstehen, zählte die Gesellschaft und sagte ganz ruhig: «Ja, der Mann hat sich verloren!» Und da die Frau weinte und schrie, ging er auf sie zu und sagte leise zu ihr: «Ist es Ihnen Ernst mit dem Weinen nach Ihrem Manne, oder thun Sie nur so? Wenn Sie, wie ja vorkommt, schlecht mit ihm lebten und seiner gern ledig wären, so sagen Sie es nur, so bleibt er auf ewig verloren. Wünschen Sie im Gegentheil, daß er wieder zum Vorschein komme, so brauchen Sie nur ein Wort zu sagen; ich kenne diese Gänge, und ehe eine Viertelstunde vergeht, führe ich Ihnen Ihren Mann wieder her.»“ Don Agosto hielt einen Augenblick inne und blinzelte pfiffig mit den Augen im Kreise umher. „Und was sagte die Frau?“ fragte ich. „Die Frau“, erwiderte Don

Agosto, indem er sich selbstgefällig in die Brust warf, „die Frau sagte, sie wolle ihren Mann wieder haben; und der Mönch holte ihn unbeschädigt aus der Todtenstadt hervor. War es nicht so, Fra Pasquale?“ Unser Führer nickte lächelnd mit dem Kopfe. „Ob es wahr ist, weiß ich nicht, aber so erzählt man sich's.“ — „Ueberall Si dice“, meinte der Marchese. „Aber solche Frauen gibt es bei uns viele, Signor Marchese“, bemerkte Don Agosto. „Viele, viele!“ brummte mein ehrlicher Diener, indem er das Blasen des Dolmetschers nachahmte, sodaß wir alle, es für Scherz oder für Satire nehmend, in lautes Lachen ausbrachen.

Die Sonnenstrahlen fielen senkrecht durch die Luftlöcher in die Tiefe. Meine Begleiter mahnten zur Rückkehr; das Frühstück warte auf uns, meinten sie, und ein Boot liege im Hafen bereit, um uns an die Pisma, zu der Papyrusquelle zu fahren. Fra Pasquale schritt schnellen Schrittes voran, und durch neue, die andern in der Quere durchschneidende Gänge erreichten wir die Treppe. Ein Schwall von blendendem Licht und brennender Hitze empfing uns, als wir wieder auf der Oberfläche der Erde anlangten. Fra Pasquale löschte mit den Fingern die rauchenden Oeldochte seiner Ampel, und ohne sich die Hände vorher abzuwischen, reichte er jedem von uns seine Rechte, nahm schmunzelnd das ihm von meinen Begleitern zugedachte Trinkgeld in Empfang und ertheilte uns dagegen mit seinen ölgetränkten Händen den Segen, wie er es von alter Zeit her gewohnt war.

4. Anäpo und Kyane.

Eine stille Bucht — so liegt der syrakusaner Hafen vor uns. Ein paar Segelschiffe und ein französischer Dampfer sind die einzigen Fahrzeuge auf dieser breiten, so sicher gegen Sturm und Wetter geschützten, von üppigen und bis tief ins Innere sich hineinziehenden Geländen umschlossenen Wasserfläche. Wer an das rege Leben eines großen Hafens wie das von Neapel oder Genua gewöhnt ist, mag sich hier an eine weit aus dem Bereich des Welthandels entrückte Robinson-Insel versetzt dünken. „Und doch", bemerkte mein syrakusaner Kaufmann, „liegt kein Hafen in Europa günstiger; an der äußersten Spitze Siciliens gelegen, bietet er den sichersten Ankerplatz für Schiffe, die von Aegypten, vom Orient, von Afrika nach dem Norden und Westen fahren."

Und nach Kaufmannsart gab er uns Zahlen und statistische Notizen zum besten. „Der Hafen", sagte er, „hat einen Umfang von 640 Hektaren, die Schiffe finden überall Ankergrund in einer Tiefe, die von 6 bis zu 17 Metern reicht; nur an wenigen Stellen verliert sich das Ufer, langsam abfallend, in seichten Schlammgrund; der Eingang des Hafens ist 1500 Meter breit, und die Breite des 11 bis 28 Meter tiefen, für die größten Schiffe fahrbaren Einfahrtkanals beträgt 450 Meter. Mit dem Innern der Insel ist die Stadt durch ein Netz von gutunterhaltenen Straßen, mit Catania, Palermo, Messina durch die Eisenbahn verbunden — und dennoch liegt er verlassen, verödet, vergessen! Das Ueberhandnehmen der Dampfstraßen zieht solche Folgen nach sich, denn nicht Syrakus allein verfällt allmählich und verödet; andere, heute noch blühende Hafenstädte

werden nach und nach demselben Schicksal unterliegen, und ist einmal das Eisenbahnnetz durch ganz Sicilien fertiggestellt, so wird sich eine jetzt nur von wenigen geahnte Umwälzung in den Verhältnissen der Hafenstädte vollziehen; manche uralte Emporien werden von Stufe zu Stufe heruntersinken, aber manche heute kaum bekannte Städtchen, denen die Eisenbahnen am schnellsten und wohlfeilsten die Früchte eines reichen Hinterlandes zuführen, werden sich zu seltenem Reichthum aufschwingen. Es ist dies der Welt Lauf; ehemalige Größe schützt keine Stadt und kein Land — und auch keinen Menschen — vor dem Niedergang und vor dem Untergang. Und glücklich noch ist die Stadt zu preisen, die wenigstens wie Syrakus auf eine würdige Vergangenheit zurückschauen und sich mit dem Gedanken an die Größe der längstgestorbenen Geschlechter trösten kann — wenn dies freilich ein Trost genannt werden darf!"

Unsere Schiffer ruderten das Boot mit raschen Schlägen der Mündung des Anapoflusses zu, und bald konnten wir das Kräuseln der Wellen an der Stelle, wo das süße Wasser sich ins Meer ergießt, bemerken. Langsamer und langsamer fuhr das Boot; die seichten Sandbänke der Barre ziehen sich weit hinaus, und durch einen engen Kanal, nicht ohne öfteres Aufsitzen und nicht ohne kräftiges Schieben und Drücken, zwängt sich unser Schifflein durch bis zu dem tiefern Strombett, wo es wieder lustig tanzt und vorwärts schnellt. Wir waren an der Stelle, wo die griechische Flotte gelegen hatte, von wo das Landheer, wie Thucydides berichtet, dem letzten unglücklichen Kampfe gegen die syrakusanischen Schiffe zuschaute, und jeder Ruderschlag brachte uns dem Gebiete näher, auf welchem die Entscheidungsschlacht zwischen Syrakus und dem punischen Heere geschlagen wurde. In dem Flusse

lagen die karthagischen Schiffe, wie die Feldherren glaubten, sicher geborgen gegen die Angriffe der Feinde; die Mündung hatte damals wol tieferes Fahrwasser, auch der Fluß, der heute kaum ein Bach zu nennen ist, war wol breiter und wasserreicher; dort oben, gegen das Olympeion zu, hatten die Punier vertiefte und geräumige Bassins gegraben oder vorgefunden, denn in dem Anapo, wie wir ihn jetzt vor uns sehen, wäre es unmöglich gewesen, eine auch noch so kleine Flotille unterzubringen, und hier war es doch, wo die punischen Schiffe von den Syrakusanern überrumpelt und in Brand gesteckt wurden. Fast möchte man übrigens glauben, daß die Alten an den Begriff Fluß einen andern Maßstab angelegt hätten als wir, und dies wäre auch erklärlich: die Griechen kannten unsere großen nordischen Flüsse nicht, sie waren an ihre viel kleinern Gewässer gewöhnt und nannten deshalb Ströme und Flüsse, was wir nur Bäche zu nennen pflegen. Man denkt unwillkürlich an den Simois und den Skamander in der trojanischen Ebene, an diese von Homer mit Flußgöttern bevölkerten, von Schliemann aber als unansehnliche Rinnen befundenen Gewässer. Wie mit dem Simois und dem Skamander, so mag es auch mit dem Anapo und den andern sicilischen „Flüssen" ergangen sein. Hätten Flüsse wie die Elbe, die Donau, der Rhein die griechische Halbinsel durchströmend sich in das Aegeische Meer ergossen, so wären die alten griechischen Dichter mit der Benennung Fluß schwerlich so freigebig gewesen.

Eine hohe steinerne Brücke mit gewaltigen Pfeilern wölbt sich über den Anapo; auf dem rechten Ufer, hinter den Schilfbüscheln, guckt ein blendendweißes Haus mit flachem Dache und zerbrochenen Hohlziegeln hervor; zwei Palmen strecken ihren schlanken, wie ein Schwanen-

hals sich biegenden Stamm und ihre elegante Blätterkrone in die Luft: ein Bild, das wie aus einer afrikanischen Gegend bei Tunis oder bei Kairo herausgeschnitten erscheint. Ein sonnverbranntes junges Mädchen schaut von dem hohen Ufer auf unser Boot hernieder, stumm und regungslos; ein stumpfsinniger Ausdruck liegt in diesem correct gezeichneten, antiken, doch mehr an Aegypten als an Griechenland erinnernden Profil; das Mädchen hält mit erhobenem Arm einen langgeschweiften Henkelkrug auf der Schulter fest, wie die Nerophoren am Parthenon, wie die hieratischen Weiber auf den ägyptischen Wandgemälden. „Che beddighia!" (wie niedlich!) ruft lachend einer unserer Bootsleute hinauf und winkt dem stummen Mädchen Grüße zu. Keine Miene verzieht sich aber zur Erwiderung auf diesem kalten Statuengesicht; die Lippen bewegen sich nicht, die Arme regen sich nicht, die Augen folgen langsam und theilnahmlos dem schwimmenden Boote. „Sarazenenblut!" murmelt mir achselzuckend der Marchese zu. Mein Blick bleibt lange an dem fremdartigen Bilde hängen, an dem stummen Mädchen, an den schlanken Palmen; Heine's Verse ziehen mir durch den Sinn:

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

„Links, hier auf dieser Anhöhe lag das Olympeion", sagt jetzt mein Nachbar, der Kaufmann, und seine Hand deutet auf einen mit Kornfeldern bedeckten Hügel. Aus dem grünen Halmenmeer ragen zwei massive Säulen hervor; es sind die letzten, traurigen Ueberreste eines der schönsten Tempel des alten Syrakus. Dem Zeus-

Urios war dieses Heiligthum geweiht, ein uralter, in späterer Zeit, 500 Jahre vor Christi Geburt, erneuerter Bau. Die Geschichtschreiber erzählen, daß im Anfang des 17. Jahrhunderts noch sieben Säulen aufrecht standen. Wann werden auch die zwei letzten verschwinden? In diesem Tempel befand sich jene Statue des Zeus, welcher Dionys den goldenen Mantel abnehmen ließ mit der Bemerkung, für den Sommer sei der Mantel zu schwer, und im Winter schütze er nicht gegen Kälte. Es lag ein eigenthümlicher Humor in diesen Aeußerungen des „gottlosen" Tyrannen, von denen uns die Tradition viele erzählt, ein Zug von leichtlächelnder antiker Ironie; zu dem finstern Charakter, den die Geschichtschreibung diesem Tyrannen nachsagt, paßt er freilich nicht. Wäre Dionys etwa einer derjenigen Könige gewesen, die den Uebergriffen und der Herrschsucht der Priester die Stirn geboten und an welchen nach ihrem Tode die Kirche Rache nahm, indem sie durch geschickte Farbengebung das Bild derselben in ihrer Historie entstellte und der Nachwelt eine verfälschte, auf grundloser Verleumdung beruhende Charakteristik überlieferte?

Was wir von den Thaten und der politischen Wirksamkeit des Dionys wissen, deutet nicht auf einen finstern, engen Geist; ganz im Gegentheil, nur mit Mühe können wir die außerordentlichen und großartigen Herrschertugenden dieses Staatsmanns mit dem Bilde vereinbaren, das uns aus den Schilderungen seines Privatcharakters entgegentritt. Dionys war eben Philosoph; er stand dem alten Götterglauben und der Macht der damaligen Kirche fremd und feindselig gegenüber; er schonte die Priester nicht und trug kein Bedenken, den unfruchtbaren Reichthum der Tempel zu Staatszwecken zu benutzen. Wer weiß, ob nicht in diesem Umstande

der Schlüssel zu der so seltsam crassen und anwidernden Charakterschilderung liegt, die uns das Alterthum von diesem Mann hinterlassen hat? Gerade die Craßheit und die offenbar gesuchte, bis zur Caricatur übertriebene Gehässigkeit dieser Schilderungen sollte uns mahnen, dieselben nicht anders als mit Vorsicht aufzunehmen. Den muthigen Feldherrn, den unerschrockenen Staatsmann sich zu denken, wie er während der Nacht sich in ein von einem tiefen Graben umgebenes Bett legt, nachdem er die Fallbrücke, die dieses sonderbare Schlafgemach mit den andern Gemächern des Palastes verband, mit eigener zitternder Hand aufgezogen, oder wie er in einem finstern Loch über den Latomien hockt und keine bessere und nützlichere Beschäftigung findet, als die Gespräche der Gefangenen zu belauschen — das erfordert eine ungewöhnliche Dosis von Leichtgläubigkeit und eine totale Verzichtleistung auf jegliche Kritik. Welch seltsames Bild müßten sich einst unsere Urenkel von den großen Staatsmännern der Gegenwart machen, wenn zufälligerweise, wie dergleichen ja im Alterthum bekanntlich nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte, nur solche Anekdotensammlungen noch auf sie kommen sollten, die von Gegnern und Feinden dieser Männer geschrieben worden sind? Was würde man von dem heutigen Deutschland denken und sagen, wenn man dann nur Tissot's „Voyage au pays des milliards" zu lesen bekäme? Bei den Alten aber grassirte die Anekdotenjagd ebenso wie bei uns, und gerade auf die größten Staatsmänner hatten es wol damals wie heute die Anekdotensammler abgesehen, und damals wie heute wußte man gewiß die Macht zu würdigen, die in dem ernsthaften Wiedererzählen auch der unglaublichsten politischen Ammenmärchen liegt. In Frankreich z. B. haben es die Anekdotenerzähler zu Stande gebracht, daß

viele Millionen Menschen keinen Augenblick Anstand nehmen, zu glauben, jeder deutsche Soldat habe wenigstens eine Pendule in seinem Tornister mit nach Hause gebracht, und unter den deutschen Fürsten und Generalen sei wenigstens ein halbes Dutzend gewesen, die Champagner aus der Hirnschale ihrer getödteten Feinde tranken. Ich kann mir nicht helfen: seitdem ich dies gehört und miterlebt, überkommt mich beim Lesen der griechischen und römischen Schaueranekdoten immer ein gelinder Zweifel, und ich bin geneigt, die Fallthüren und Felsenkammern des Dionys mit den Pendulen und den mit Champagner gefüllten Todtenschädeln der Franzosen in dieselbe Rumpelkammer zu werfen.

Während ich so über die alten Zeiten des Olympeion und des Dionys nachdachte, kam mir plötzlich infolge einer natürlichen Gedankenverbindung auch das Leben des Archimedes in den Sinn, und es fiel mir ein, daß wir beim Umherwandeln in den Latomien und Katakomben an dem Grabe des großen Syrakusaners vorbeigekommen sein mußten, daß wir dasselbe aber nicht besucht hatten. Als ich meinen Nachbar auf diese Versäumniß, die ich nachzuholen keinesfalls verfehlen wolle, aufmerksam machte, lächelte er mir bedeutungsvoll zu und sagte: „Ich werde Sie hinführen, verehrtester Freund, wenn Sie es wünschen. Aber wahrlich, ein nutzloser Gang wird es sein; denn wenn man in den Reisehandbüchern alles Ernstes auf das Grab des Archimedes hinweist, so ist das leider nichts als der größte Schwindel und der abgeschmackteste Humbug!“

„Ja, Humbug und Schwindel!“ rief, von seinem Sitze sich erhebend und mit seinem Schnupftuch die Fliegen verscheuchend, Don Agosto; „Cavaliere, erlauben Sie, daß ich erzählen darf; denn ich weiß es genau, ja ich

war dabei, ich! Dort oben“ (er deutete nach den Hügeln von Achradina) „bei einer Mauer hat man einmal gegraben und da auch Knochen gefunden, es war ein ganzes Gerippe von einem Menschen, und viele, viele Leute waren dabei. Keiner wußte natürlich den Namen, den das Gerippe früher gehabt hatte; wie hätte auch einer ihn wissen können? hahaha!“ (und Don Agosto lachte aus vollem Halse, indem er sich luftfächelnd nach allen Seiten umblickte). „Da sagte aber einer — blos zum Scherz —, die Knochen könnten auch vielleicht dem Archimedes gehört haben. Es war ein Scherz, aber aus dem Scherz machte dann ein pfiffiger Mann Ernst, und er ließ von seinen Arbeitern ein kleines Loch in die Mauer schlagen, gerade so groß, daß die Knochen hineinpaßten, und ließ ein Gitter vor das Loch setzen — und von diesem Tage an hatte Syrakus das Grab des Archimedes wieder entdeckt.“ Don Agosto schaute mich dabei mit einem Ausdruck von so selbstbewußter Findigkeit an, und er legte den Zeigefinger so langsam und gravitätisch auf seine Stirn, und zwinkerte so gescheit mit den Augen, daß ich mich selbst nicht des Lachens enthalten konnte, so komisch und so originell war das kleine Dolmetschermännchen. „Ich weiß auch“, rief er wieder, dem Marchese ins Wort fallend, „ich weiß, woher jene Knochen kommen. Vor langen, langen Jahren war Syrakus von der Cholera heimgesucht worden, und dort oben hatte man viele, viele Todte begraben; und einer von den Choleratodten spielt jetzt die Rolle des todten Archimedes!“

Mir kam diese Geschichte vom Grabe des Archimedes nicht unerwartet; ich war schon manchen Zweifeln in dieser Hinsicht begegnet. Nur hatte ich nicht geglaubt, daß der Humbug ein so großartiger und der Schwindel ein so unverschämter sein könnte. Ich dachte an die

Bemerkung Goethe's in seiner „Italienischen Reise", als er in Ferrara nach Tasso's Gefängniß forschte: „Statt Tasso's Gefängniß zeigen sie einen Holzstall, oder Kohlengewölbe, wo er gewiß nicht aufbewahrt worden ist. Auch weiß im Hause kaum jemand mehr, was man will. Endlich besinnen sie sich, um des Trinkgeldes willen. Es kommt mir vor wie Doctor Luther's Tintenklecks, den der Castellan von Zeit zu Zeit wieder auffrischt." Mit Archimedes ist man noch rücksichtsloser umgegangen als mit Tasso und mit Doctor Luther's Tintenklecks; unter der wieder aufgefrischten Tinte dieses letztern steckt doch wenigstens der Schatten des ursprünglichen Klecfses; von den Knochen des Archimedes gehört aber dem alten syrakusaner Mathematiker nicht einmal der Schatten eines Schattens, und beim Trompetenstoß des Jüngsten Gerichts mag sich der Choleratodte, dessen Gebeine frevelnde Hände in die Mauer und hinter das Gitter gelegt haben, auf einen harten Strauß mit dem auferstandenen authentischen Archimedes gefaßt machen.

Wir waren plaudernd und scherzend aus dem Wasser des Anapo in den kleinern Bach Kyane eingefahren, der sein krystallklares Wasser gleich hinter den Hügeln des Olympeion wieder in den größern Fluß ergießt. Langsamer ging die Fahrt zwischen dem hohen Schilf. Schon tauchten einzelne Büschel von Papyrusstauden auf; noch weiterhin aber, sagten mir meine Begleiter, würde ich den Papyrus in seiner ganzen Pracht zu bewundern Gelegenheit haben, denn die Quelle des Kyane, oder wie sie mit ihrem modernen Namen heißt, der Pisma, sei von einem wahren Walde von Papyrus umrahmt. „Wo steigen wir aus, um zu der Quelle zu gelangen?" fragte ich. „Aussteigen?" war die verwunderte Antwort; „ausgestiegen wird nicht, das Boot führt uns bis zur

Quelle selbst!" Daß man zu Schiff bis an die Quelle eines Baches fahren könne, war mir wieder etwas Neues, und wiederum sah ich, wie wenig sich unsere nordischen Begriffe mit den süditalienischen Verhältnissen decken.

„Santo Dio!" rief plötzlich aufspringend der Marchese, und zornig stampfte sein Fuß den Boden des Nachens. Der Kaufmann war ebenfalls aufgesprungen, die Hälfte der Bootsmannschaft war aufgesprungen, auch Don Agosto war aufgesprungen, wie immer sein carrirtes Schnupftuch in der Hand schwenkend. „Muß ich gerade heute meine Flinte zu Hause gelassen haben!" rief der Marchese ärgerlich aus, und halbunterdrückte Flüche murmelnd und ihre Fäuste ballend, stierten die Schiffsleute auf das Schilfdickicht, das sich von dem Ufer herunterzog. „Was, gibt's hier Räuber?" schrie mein biederer Diener, der, seit er in Sicilien ist, wachend und schlafend von Banditen träumt. „Wie, Räuber? Dummes Zeug!" erwiderte mit großartiger Geberde der beschwichtigende Don Agosto und blies langsam vor sich in die Luft; „dummes, dummes Zeug! Hier Räuber? Nein, Enten, wilde Enten! Viele, viele! Dort im Schilf!" Aus dem Schilf erhob sich mit neckendem Flügelschlage ein ganzer Schwarm dieser jagdbaren Vögel und flatterte, als wüßten sie, daß wir keine Gewehre hatten, langsam vor uns herum; von der andern Seite erhob sich ein zweiter Schwarm; überall, in der Luft wie auf dem Wasser, Flügelschlagen und krächzendes Geschrei. „Santo Dio! Santo Dio!" stöhnte der Marchese. Was half aber alles Stöhnen und Fäusteballen? Man mußte sich wohl oder übel auf morgen vertrösten und es sich gefallen lassen, daß die befiederten Schelme ihr neckendes Spiel von Ufer zu Ufer über unser Boot hinweg unbehelligt weiter trieben.

„Santo Dio! Seht das freche Gesindel!“ — „Wollt Ihr meine Büchse, Signor Marchese?“ rief es plötzlich aus dem Rohrdickicht, und vor uns stand, das Schilf zurückdrängend, ein ärmlich gekleideter alter Mann. Sein Kopf war mit der herabhängenden blauen Calabresermütze bedeckt; Schnüre hielten seine Fußbekleidung an den Waden fest; ein Pulverhorn hing ihm an einer Schnur um den Hals; in der Hand hielt er eine alte verrostete Flinte, einen uralten Vorderlader, die er, artig grüßend, dem Marchese entgegenstreckte. „Ah, Don Angelo!“ sagte dieser dankend abwehrend. „Bist du auch hier? Mit deiner Flinte aber richte ich nichts aus; behalte sie lieber und schieße selber einige Enten für unsern Freund, einen Forestiere, dem ich gern einen frischen Entenbraten von der Pisma morgen zum Frühstück mitgeben möchte.“ — „Den Braten soll Ihr Freund auf seinem Tische finden, Marchese“, erwiderte der Bauer, und sich ehrerbietig vor mir verneigend, fügte er mit einer unnachahmlichen vornehmen Höflichkeit hinzu: „Ich werde mich glücklich schätzen, einem Fremden, dem Freunde des Signor Marchese, die fettesten Enten besorgen zu können.“ Sprach's und verschwand im Dickicht. „Ein braver Contadino“, sagte der Marchese; „sobald die Entenzeit naht, streift er den ganzen Tag mit seiner alten Flinte hier herum.“ — „Ist aber kein Räuber“, schloß Don Agosto, meinem Diener herablassend zulächelnd. „Sehen doch alle aus wie Räuber“, brummte dieser, indem er Don Agosto von Kopf zu Füßen musterte.

Wir waren in das Gebiet des Papyrus gelangt. Die hohen, eleganten Wasserpalmen mit ihren schwebenden Kronen von leichten, luftigen Haaren traten von rechts und von links, undurchdringliche Gebüsche bildend, in das Bett des Baches. Bei dem leisesten Luftzuge

beugten sich ihre wiegenden Häupter über uns hin, fast ein Gewölbe bildend mit den gegenüberstehenden Sträuchern; leise raschelte der Wind in den zierlichen, wie Federbüsche winkenden grünen Kronen; der glänzendblaue Himmel blickte überall durch das leichte Spitzengewebe durch. Wie von einem Märchenwald umfangen glitt der Kahn, in grüne Buchten einlenkend, an grünschimmernden Schilfinseln vorbei; dann erweiterte sich der Bach mit einem mal; die Papyrusstauden wichen, eine schöne Rundung bildend, zurück; auf einem geräumigen Teiche schwamm das Boot, umgeben von der lieblichsten Landschaft: die Papyruswälder ringsum, darüber die nahen mit Oelbäumen besetzten Hügel, weiterhin die schöngeformten blauen Berge von Megara. Bis auf den Grund des Teiches senkte ich den Blick in die klare Flut, unten brodelte und wallte der Sand und deutlich sah ich das Wasser aus tausend kleinen Oeffnungen emporquellen und, leichte Bläschen werfend, in die Höhe steigen. Wir befanden uns an der „Quelle des Kyane“. Das ist der Ort, an welchen die alten Dichter die anmuthige Mythe von der Nymphe Kyane verlegten. Als der Gott der Unterwelt sich Proserpina raubte, hielt er hier einen Augenblick inne vor der zürnenden Wehklage Kyanens, stieß aber dann mit wüthender Faust den Dreizack in die Erde und trug die Geraubte in sein unterirdisches Reich hinab. Die auf der Oberwelt zurückgebliebene Nymphe verzehrte sich in sehnsüchtigem Leid um ihre verlorene Gebieterin, und unaufhörlich Thränen vergießend, zerfloß sie in einen ewig sprudelnden Quell.

Ein Altar und ein Tempel standen zur griechischen Zeit auf dieser Stelle, und alljährlich feierten die Syrakusaner eine Panegyris am Ufer des Kyanequells. Was ist aus Tempel und Altar geworden? Ringsum dehnt

sich ein sumpfiges Moorland aus; tückische Fieber herrschen hier im Sommer, und kein Mensch wagt es, diese von tödlichen Miasmen geschwängerte Luft einzuathmen, diesen überall einsinkenden Boden zu betreten. In einer Tiefe von dreißig Fuß ruht die Sohle der Quelle; vielleicht ruhen dort unten auch die allmählich von der Erde verschlungenen Säulen und Altäre und die für immer unsern Augen entrückten Marmorbilder der weinenden Kyane!

Es ist ein stiller, ruhiger Ort, eine weite grüne Einsamkeit. Der Horizont spannt sich nach allen Seiten unendlich aus, und doch fühlen wir uns hier. wie von der Welt abgeschlossen. Die Farben und der Glanz des Südens blenden unsere Augen, und doch versinken wir in ein träumerisches Sinnen, wie wir es wol im Norden, in einem dunkeln Tannenwald, am Ufer eines felsenumgürteten Bergsees gewohnt waren, hier aber inmitten der fröhlichen, lachenden, sonnigen Natur des Südens nimmer für möglich gehalten hätten. Freilich ist es auch nicht dasselbe Gefühl, nicht dieselbe Stimmung. Es ist ein Sinnen und Träumen, wie man es etwa aus Theokrit und Virgil kennt, ein ruhiges, heiteres, gesundes Gehenlassen der Seele, ein griechisch-classisches Genießen des schönen Augenblicks, ein Entfalten unsers ganzen Wesens unter der uns warm durchströmenden Luft des glücklichen Südens. Von Liebe und Liebessehnen träumt man auch hier, nicht aber wie im Norden in der gedämpften Stimmung unsers melancholischen Träumens; nein, mit lächelnder, fröhlicher Grazie umschwebt uns Eros selbst, „der liebliche Götterknabe", und denken wir uns zwei Liebende in dieser Umrahmung, so sehen wir sie in der Gestalt, in welcher die alten Dichter ihre Liebespaare uns vor Augen führen, als heitere Mädchen und

Jünglinge, mit Rosen bekränzt. Von den Hügeln herunter tönt leise das Spiel einer Doppelflöte; im klaren Wasser spiegelt sich der tiefblaue Himmel; vom Ufer winkt die Säulenhalle des Tempels der ewigen Aphrodite.

Die Sonne senkte sich zu den Bergzügen des Thymbris und Kühlung fächelte der Abendwind, als wir durch die Papyruswäldchen zurück in den Anapo und nach dem Meere zu steuerten. In leuchtenden Glanz gebadet schimmerten von drüben die Thürme und Mauern der alten Griechenstadt. Bei der Steinbrücke, wo die Palmen das kleine weiße Häuschen beschatten, trat Don Angelo, die Flinte lustig schwenkend, an das Ufer: „Für die Fremden, für die Freunde des Marchese“, rief er, „habe ich heute gejagt. Mögen sie das Geschenk der sicilischen Gastfreundschaft mit heiterm Sinne genießen!“ Und er warf seine Beute, ein Dutzend Enten, ins Boot und verschwand, freundlich grüßend, hinter der Böschung. Droben aber bei dem Hause stand, ihren Wasserkrug auf den Rand des Brunnens stützend, das Mädchen wieder, und unverwandten Blickes, stumm und gedankenlos, weder lächelnd noch grüßend schaute es dem Boote nach, unbeweglich in einer classischen Haltung wie eine Marmorstatue des versunkenen Kyanetempels.

5. Epipolä.

Hast du, geneigter Leser, schon an einer Table-d'hôte in Syrakus gesessen? Ich kann mir leicht vorstellen, welche widerstreitenden Gedanken die widerstreitenden Begriffe von einer der unerträglichsten modernen Reise-

institutionen und von der alten Heimat des Archimedes in deinem Geiste hervorrufen mögen, und kann dir auch nicht unrecht geben, wenn ich dich zusammenzucken und dich schütteln sehe wie einen, der etwas recht Unangenehmes schlucken soll. Die Table-d'hôte müssen wir uns nun aber auch in Sicilien gefallen lassen; sie ist mit der neuen Civilisation auf dieses Eiland gekommen; ein Pessimist würde sagen, sie ist das Wahrzeichen der europäischen Cultur. Und überlegst du dir die Sache, so gelangst du vielleicht trotz deines gerechten Widerwillens gegen diesen reglementarischen Abfütterungsapparat zu der Ueberzeugung, daß es am Ende doch noch besser ist, auch in Syrakus die schablonenhafte Langeweile einer Table-d'hôte zu erdulden, als, wie vor wenigen Jahren noch, auf die Gastfreundschaft der Klöster oder gar auf die bis ans Entsetzliche streifende Unreinlichkeit der Trattorien angewiesen zu sein.

Noch gar nicht so lange ist es her, daß man Sicilien in der aus alten Bildern bekannten von zwei Mauleseln getragenen Sänfte durchreiste; ein Maulesel vorn, ein Maulesel hinten, die wie ein Schifflein auf wogendem Meere bedenklich schaukelnde und rollende Sänfte in der Mitte; Schellengeklingel vorn und Schellengeklingel hinten; das eintönige Singen und unaufhörliche Plaudern, Schreien und Fluchen des Eseltreibers rechts und links; die brennende Sonne auf dem Dache der Sänfte brütend; die heißen Dünste der von Sonnenglut durchschwelten Erde von unten heraufziehend — ein langsames geduldерschöpfendes Reisen! Kam man dann abends erhitzt und ermüdet in dem Städtchen an, wo übernachtet werden mußte, so begannen neue Qualen und neue Plagen. Nicht nur der Eßraum, sondern auch die Schlafstätte war gemeinsam, und zwar in der aller-

primitivsten Art: die Tische standen dicht neben den Betten, und je vier oder sechs Menschen, wie es eben die Dimensionen des Zimmers möglich machten, speisten und schliefen in demselben Gelaß. Den Begriff des Schlafens darf man indeß nicht zu buchstäblich nehmen, denn sobald die Gesättigten sich zur Ruhe legten, fanden sich in dem sicilischen Bette sofort unzählige Gäste ein, die noch nicht zu den Gesättigten gehörten und nun auf ihre Weise den Pranzo der letztern auf deren Kosten ununterbrochen bis zum Morgengrauen fortsetzten.

Gegen jene gemeinsamen Eß- und Schlafräume ist die moderne Table-d'hôte eine paradiesische Einrichtung, und nur wer nicht genöthigt war, in frühern Zeiten den romantischen Reisezauber Siciliens vollauf zu genießen, nur der wird sich ernsthaft über den Import dieses modernen Culturerzeugnisses beklagen. Setzt man sich heutzutage an eine Table-d'hôte in Syrakus nieder, so möchte man zunächst zweifeln, ob man sich denn wirklich in der alten Griechenstadt befinde, oder ob man nicht von neckenden Geistern zurückgeführt worden sei in eine Herberge zweiten und dritten Ranges in Thüringen, im Schwarzwald oder in Baiern. Von allen Seiten dringen bekannte Laute an unser Ohr, und auch bekannte Gesichter sind es, die uns umgeben und uns ihrerseits wie einen alten Bekannten anschauen, auf dessen Namen man sich zu besinnen sucht. Dort am obern Ende der Tafel der ältliche Herr mit goldener Brille, blondem Vollbart und langen Haaren, wo anders könnte er hingehören als in den Lehrstuhl seines Hörsaals in Heidelberg oder Göttingen, oder meinetwegen in Wien? Seine hübsche Nachbarin spricht den reinsten hamburger Dialekt. Die blonden Mädchen mit den lustig blauen Augen, die, heimlich von ihren Tellern aufsehend, die Tischgesellschaft mustern,

dehnen die Vocale, wie richtige dresdener Kinder es zu thun pflegen. Die beiden strammen Herren mit Schnurrbart und kurzbefehlendem Tone, wer könnte sich in ihnen irren? Offizier oder Geheimrath, und beide ebenso sicher in Berlin zu Hause, wie der dicke, gemüthlich breit mit ihnen verkehrende Nachbar ein münchener Landsmann ist. Ein paar Engländer und Engländerinnen sehen betroffen im Kreise umher, als fragten sie sich, wie es denn kommen mag, daß ein fremdes Element von Neulingen die Söhne Großbritanniens plötzlich überstimmt und verdrängt? Ein französischer Weinreisender zankt mit dem Kellner ob der schlechten Zubereitung seines Beefsteaks und erklärt, ohne die Gesellschaft eines Blickes zu würdigen, erst wenn er nach Paris zurückgekehrt sei, werde er wieder zu einer wirklichen Cotelette und zu wirklichen gerösteten Kartoffeln gelangen. Unter den Deutschen hat sich die Kreuz und die Quer über den Tisch hinüber eine eifrige Unterhaltung entsponnen. „Dacht' ich mir's doch!" ruft der Münchener dem Professor zu, „voriges Jahr traf ich Sie in Kissingen!" Und in Karlsbad hatte der Geheimrath die Generalin mit der massiven Taille, in dem hellgelben Kleide mit hellgrünem Ueberwurf gesehen. Und ihrer Tochter, der schönen Frau mit dem blonden Lockenhaar, die mit so anmuthigem Lächeln plauderte, war ich in Ostende auf dem Brückenkopf begegnet. Und in der Cadettenschule zu Lichterfelde hatte jener Offizier mit einem nachher in den Consulardienst übergetretenen Kameraden studirt. Kurz ein jeder entsann sich irgendeines Ortes, wo er schon mit einem der andern in Berührung gekommen war. Lachend ruft der Geheimrath aus: „Sie kennen wol Rudolf Lindau's Novelle «Die kleine Welt» und dessen Behauptung, die Welt sei so klein geworden, daß jedermann in derselben jedermann kennen müsse?

Hier wird die Behauptung wahr. Von allen Himmelsgegenden Deutschlands sind wir durch den Zufall hier in Syrakus zusammengeweht worden, und kaum nach einer halben Stunde entdeckt schon jedermann in jedermann einen Bekannten."

In der Mitte der Tafel saßen zwei einfache Leute, Mann und Frau; sie beschäftigten sich eifrig mit dem Essen und sprachen halblaut zusammen in ehrlich plattem westfälischem Dialekt. Die vornehmere Tischgesellschaft sah prüfend zu ihnen hin; sie waren die einzigen, die niemand kannte und die man weder in Kissingen noch in Karlsbad getroffen hatte. Sie grüßten schüchtern und zuvorkommend mit raschem Kopfnicken die unbekannten Landsleute und nahmen dann mit einer gewissen Befangenheit an der Unterhaltung theil. Es war ein gutsituirter Conditor mit seiner Frau, der in den letzten Jahren viel von Sicilien gehört und sich nun, wie so viele andere, auch das Vergnügen gönnen wollte, nach dem fernen italienischen Eiland zu reisen. „Alles reist nach Sicilien", äußerte der Professor; „ich kenne in unserer Universitätsstadt einen Untergymnasiallehrer, der in diesem Jahre seine dreiwöchentliche Ferienzeit dazu verwandte, in einem Ruck und so schnell wie möglich durch Italien zu reisen, auf den Aetna zu steigen und im Fluge wieder in seine Schule zurückzukehren." — „Das ist ja wieder unsere affenartige Geschwindigkeit", bemerkte der Offizier in Civil, der in den dresdener Kindern Verwandte eines seiner Garnisonfreunde entdeckt hatte.

Als der Franzose mit affectirter Gleichgültigkeit und die Engländer mit unmanierlicher Gespreiztheit den Saal verlassen hatten, konnte man sich nach Deutschland in ein einsames kleines Wirthshaus eines entlegenen Gebirgsthals versetzt glauben, wenn ein jäh heraufziehendes

Gewitter die aus den verschiedenen Bädern in die Berge ausgeflogenen Gäste hier bunt zusammengewürfelt und die bekannten typischen Gestalten der deutschen Reisewelt in regelmäßiger Eintönigkeit vereinigt hat. Einander fremd, begrüßen sich die Leutchen beim Hereintreten kalt und kurz, und manches Näschen rümpft sich, weil so viele unbekannte Menschen in dem engen Zimmer, wenn auch nur für wenige Stunden, zusammenleben sollen; dann entspinnt sich ein Gespräch, und beim Fortgehen hat man sich schon innige Freundschaft gelobt. Nur eins kommt in Syrakus hinzu: die gravitätischen schmuzigen Camerieri mit ihrem italienischen Schwatzen und ihrer unglaublichen quecksilbernen Beweglichkeit. Sonst erinnerte alles in dem Speisesaal an die deutsche Herberge: die Blumenvasen mit Spinnweben in den Ecken, die Gipsfiguren an den Wänden, die bunten Placate mit Ansichten von Hotels und Curhäusern; an Stelle der chromolithographirten Porträts des Kaisers, des Kronprinzen und des Reichskanzlers hängen hier chromolithographirte Porträts des Königs Umberto, der Königin Margarita und Garibaldi's, und anstatt unserer näselnden Drehorgeln spielen Pifferari vor den Fenstern. Mit jedem Tage wechseln die Personen, die sich hier auf einige Stunden an der gemeinsamen Mittagstafel zusammenfinden; Beständigkeit bleibt aber auch im Wechsel, denn heute wie gestern und morgen wie heute drückt die alles überstürzende Woge der deutschen Reisegesellschaften die Engländer und Franzosen in die Ecke, und ununterbrochen rollt von Osten nach Westen und von Westen nach Osten die germanische Hochflut. Auf der Straße freilich, in den Kirchen, in den Museen gelten die Sicilien bereisenden Deutschen für Inglesi und wahrscheinlich noch lange Zeit; das untere Volk, die Custoden, die Eseltreiber, die Schiffs-

leute haben von ihren Vätern gehört, daß die Engländer im Anfange dieses Jahrhunderts mit starker Streitmacht die Insel besetzten, daß sie überall nach alten Tempeln herumsuchten und alte zerbrochene Quadern und Säulen viel höher schätzten als alle neuen Bauwerke, daß sie alles wissen, alles untersuchen, alles kennen wollten, und überdies, daß diese Einwanderung aus lauter hochgewachsenen, blondbärtigen Menschen bestand, die sich untereinander in einer rauhen für italienische Ohren entsetzlich klingenden Sprache unterhielten. Dies alles paßt nun jetzt auf die Deutschen, wie es damals auf die Engländer paßte; für das Volk ist folglich jeder fremde blonde Mann, der in den Alterthümern umherstöbert, ein Inglese, und will man ihm eine besondere Ehre erweisen, oder hält man es für nützlich, sich in seine besondere Gunst einzuschmeicheln, so redet man ihn in englischer Sprache an, oder wirft ihm ein paar unverständliche Worte, die englisch sein sollen, ins Gesicht, noch unverständlicher als das unverständlichste Chinesisch. So erging es uns, als wir nach aufgehobener Table-d'hôte in größerer Gesellschaft die Stadt durchwanderten, um uns die Ueberreste des alten Syrakus anzusehen.

Der gute, brave, von Baedeker und von allen deutschen Reisenden, Professoren und Laien, empfohlene Salvatore Politi diente uns bei dem Rundgang als Führer. Dieser alte Custode verkörpert in sich die ganze syrakusanische Alterthumskunde; als sich noch niemand um Antiquitäten bekümmerte, hat er schon Sarkophagen und Vasen ausgegraben und alte Münzen gesammelt; auf seine Landsleute sieht er mit einer gewissen Verachtung herab: die verstehen ja nichts von Griechen und Römern; die wissen nicht ein dorisches von einem ionischen Capitäl zu unterscheiden; die erwärmen sich weder für das alte

Theater, noch für die Latomien, noch für das Dianabad, noch für die Venus. Er aber, der Alte, er lebt nur für diese Trümmerwelt; er sieht die Alterthümer an, als hätte er sie geschaffen, entdeckt, ans Tageslicht gebracht, als gehörten sie ihm zu eigen, ja als sei er selbst ein Stück davon. Und wirklich wie eine Antike sieht er aus mit seinem Griechenkopfe, seinem weißen Bart und weißen Hauptvaar, wie eine antike Büste von Plato oder von Archimedes, wie ein aus den alten Zeiten des Dionys in unser neunzehntes Jahrhundert verschlagener syrakusanischer Philosoph, der treuherzige, nimmer müde Begleiter, der genaue Kenner seiner Vaterstadt, ein Seitenstück zu dem braven Don Ciccio des taorminitaner Theaters. In dem ehemaligen städtischen Museum, das sich so vernachlässigt, so überaus eng und dürftig in einen Winkel drückte, ist er aufgewachsen; dort hat er die Scherben geordnet, die hier und da zerstreut planlos und mühsam zusammengelesen wurden. Seitdem das große, luftige neue Museum eröffnet ist mit seinen geräumigen Sälen und den der Aufnahme größerer Funde harrenden Glaskästen, mit seiner staatlichen Verwaltung, in welcher der ehrliche Alte so gern auch ein Plätzchen gefunden hätte zum Weiterarbeiten, seitdem hat sich mit dem Schluß des frühern städtischen Museums für den guten Salvatore ein Stück Himmelreich geschlossen. Kennte er seinen Virgil so gut wie seinen Thucydides, er würde wol über den Eingang der Casa Politi, des von seiner deutschen Frau so freundlich geführten Gasthauses, die alten, aber immer wieder jungen Worte einmeißeln lassen: Sic vos non vobis.

Zum Dome führten uns zuerst unsere Schritte. In der Seitenwand des Schiffes sind einige aus der Mauer kümmerlich herausschielende hohe dorische Säulen mit

verbaut, verkleistert und verstümmelt: das richtige Wahrzeichen der sicilischen Kirche, die sich mit ihrem an den Orient erinnernden Prunk in die Mauern wie in den Ritus des alten Heidenthums eingebaut und unter neuen Namen die Aeußerlichkeiten der griechischen Religion wieder zu Ehren gebracht hat. Die schnörkelhafte Renaissance-Architektur, die sich zwischen diesen nur halbversteckten dorischen Säulen eines Minerva- oder Dianatempels eingenistet, nimmt sich seltsam genug aus; man sucht nach den Statuen und Bildern, nach den unermeßlichen Kunstschätzen, die Cicero zur Verres'schen Zeit noch in dem alten Tempel bewundert hatte, und man findet entsetzliche Altargemälde, entsetzliche Heiligen-, entsetzliche blumenumrankte Madonnenbilder. Was noch von den einstigen Herrlichkeiten dieser Stadt ausgegraben worden ist, ein paar Statuen, viele Thongefäße, Münzen, Bildchen, Trümmer von Vasen und Sarkophagen, wird in dem Museum, dem Dome gegenüber, aufbewahrt. Das Haus ist seines Zweckes würdig, ein Kunstpalast, der dem alten Syrakus Ehre macht. Einer der bedeutendsten Archäologen Süditaliens, der auch in Deutschland wohlbekannte und hochgeschätzte Cavallari, hat die Direction desselben übernommen: eine Bürgschaft dafür, daß die Ausgrabungen rüstig vorwärts schreiten werden, das beste Pfand für die Zukunft. Bisjetzt ist freilich noch gar wenig in diesem Museum zu finden: ein feingeschnittener römischer Sarkophag, der in den Katakomben durch Freund Salvatore Politi und durch Cavallari entdeckt wurde, und die schöne, leider kopflose syrakusanische Venus. Ein Kunstschatz ist ja diese Venus ohne Frage, aber zu klein für den großen Rahmen der Erinnerungen, die sich um Syrakus schlingen! — Schneller als man es betrat, verläßt man das Museum wieder.

Was wäre nun noch aufzusuchen? „Verlorene Zeit", meinte der Professor, „ist jede Minute, die man hier vergeudet; dem Gelehrten bieten diese Trümmer nichts, dem Kunstfreunde noch weniger. Antike Tempel suche man in Girgenti oder in Pästum, vor allem auf der Akropolis von Athen! Antike Statuen suche man in Neapel und in Rom! Eine antike Stadt suche man in Pompeji! In Syrakus aber suche man, den Eindruck, den das tragische Schicksal einer verschwundenen Weltstadt auf unser Gemüth macht, in sich zu erwecken und lebendig zu erhalten! Außer dieser Empfindung, außer diesem Eindruck ist hier nichts zu suchen!" — „Diese Empfindung aber", erwiderte die Generalin, „genügt allein, um eine Reise nach Syrakus zu lohnen." — „Fällen Sie kein Urtheil über Syrakus, bevor Sie die alte Burg von Epipolä besucht haben!" rief der Offizier, der sich mehr mit seiner schönen Tischnachbarin als mit der syrakusanischen Venus und den dorischen Säulen beschäftigte, dazwischen, indem er ihr den Arm bot und sie zu einem der Wagen geleitete, welche die ganze Reisegesellschaft dort hinausfahren sollten. Meine beiden zuvorkommenden Gastfreunde, der Marchese und der Kaufmann, waren inzwischen mit Don Agosto vor unserm Hotel vorgefahren und boten nun in liebenswürdig italienischer Art meinen Landsleuten, die ich ihnen vorstellte, ihre Dienste an, um ihnen die Honneurs der Epipolä und des Hexapylons zu machen. Und so fuhren wir, eine große Gesellschaft, in einer langen Wagenreihe über die rasselnde Kettenbrücke, durch die hohen Thore, über das flache staubige Feld, durch die alten Wein- und Oelpflanzungen, an den Felswänden der Achradina hin, immer weiter, bis zum Fuße des steilen Hügels, der die alten Stadttheile beherrscht und von einem Trümmer-

haufen von wüst durcheinandergeworfenen Quadersteinen gekrönt ist.

Der Weg windet sich in langem Zickzack, an weißen Cassinen vorbei, durch ödes Felsengelände, den Berg hinan. Links erhebt sich ein spitzer, von einem neuerrichteten Telegraphenthurm überragter Hügel; ein kahler langgezogener Bergrücken tritt hinter dem Hügel hervor. „Das Dorf Belvedere und die Thymbris, die Berge von Megara", erklärt der mit der Topographie dieses fremden Landes schon vollkommen bekannte Offizier. Die Wagen hielten oben auf dem Sattel, der das Dorf von dem Trümmerhaufen trennt, und jetzt erst erkennt man in den übereinanderliegenden Steinen feste Linien, scharfkantige Ecken, regelmäßige Einschnitte, und nur eines geringen Aufwandes unserer Einbildungskraft bedarf es, um vor unsern Augen die Mauern und Zinnen der hier gestandenen alten Burg der syrakusanischen Tyrannen in ihrer damaligen Gestalt wiederherzustellen. Es war ein massiver Bau, von drei breiten Thürmen gekrönt, auf denen die Schildwachen wie von einer unübertrefflichen Warte die weite Ebene nach rechts und links, die tiefer liegenden Stadttheile von Syrakus und die nach dem innern Lande sich öffnenden Thalzüge überschauen konnten. Don Agosto läuft geschäftig von den einen zu den andern; er wirft sich selbstgefällig in die Brust, rühmt sich seiner Kenntniß der deutschen Sprache und nennt den Damen die Ortschaften und die Berge, die man von hier oben in weiter Rundung vor sich liegen sieht. Ein Anblick fürwahr, der seinesgleichen sucht!

Von den Bergen zieht sich in unendlichem Bogen das blaue Meer herum, an dem Capo Passero beginnend, die Halbinsel Plemyrion, das neue Syrakus mit seinen beiden Häfen, die Küste an der Bucht von Trogilos, dann

den Hafen und die Stadt Augusta, weiter noch Catania umschließend und bis zu den Höhen von Taormina, bis hinüber zu den duftigen Bergen von Calabrien sichtbar, an dem Capo Spartivento verschwindend. Vorn läuft von der Burg zum Meere herunter die zertrümmerte lange Ringmauer, die links an der Bergkante hin, mit Oelbäumen vermischt, die Lage der alten Stadttheile bezeichnet und die Ebene, in welcher das Römerheer unter Marcellus sein Lager aufgeschlagen hatte, umfaßt. Rechts die Ebene des Anapo, die so viele und so große Schlachten gesehen, und der lange Weg am Flusse hin bis zu den Bergpässen, wo die Athener den Rückzug versuchten, aber von den ihnen vorangeeilten und in den Pässen verschanzten Syrakusanern aufgehalten und zum Meeresufer zurückgedrängt wurden. Zwischen den beiden Ebenen Ortygia, das alte Syrakus auf seiner Halbinsel; links, das ganze Bild beherrschend und majestätisch abschließend, die himmelhoch aufsteigende, bis weit hinab mit blendendem Schnee bedeckte Pyramide des Aetna.

Ein Custode, der das am Fuße der Burg gelegene kleine Häuschen bewohnt, gesellt sich, militärisch grüßend, uns bei; die italienische Regierung hat die Alterthümer unter die Obhut dieses intelligenten und pflichttreuen Beamten gestellt, welchen sie unter den verdienstvollsten ältern Unteroffizieren auswählte. Hätte man in frühern Jahrzehnten solche Custoden in Syrakus, in Girgenti, in Selinunt angestellt, wie manches Kunstwerk wäre uns erhalten geblieben! Unsere Gesellschaft folgt dem aufmerksamen Führer; von dem Sattel, wo die Wagen halten, geht es gerade auf die Ruinen zu; plötzlich aber wendet sich der Weg abwärts nach links. Ein thurmtiefer Graben, der die ganze Bergkante durchschneidet, gähnt uns entgegen; aus der Tiefe heben sich zwei mächtige massive

Brückenpfeiler empor; die drüben stehende Felswand scheint von zahlreichen Höhlen durchlöchert; unser Weg verliert sich in dunkle Gewölbe, die nach allen Richtungen in den Berg eindringen. „Hier fangen die unterirdischen Castelle an", erklärt uns der Custode, und er geleitet uns die Böschung herunter bis auf den Grund des Grabens und führt uns hier in die Felsengänge hinein. Eine unterirdische Welt thut sich auf, unermeßlich großartig, wie in den Latomien, wie in den Katakomben. Gänge folgen auf Gänge, nach rechts, nach links, in die Höhe, in die Tiefe; alles in den lebendigen Fels gehauen, alles von oben oder von den Seiten beleuchtet; alles wohl erhalten, als ob gestern noch behelmte Soldaten des Dionys oder des Hieron hier gewohnt hätten. Man erkennt die Bestimmung der einzelnen Gewölbe: hier ein Proviantkeller, dort eine unterirdische Kaserne für Reiterei; Löcher und Ringe sind in den Stein gehauen, an welche die Halfter der Pferde befestigt wurden; jedes Gewölbe ist mit einer in den Fels gegrabenen Nummer bezeichnet. Treppen führen zu den obern, zum Theil noch verschütteten Stockwerken hinauf; über den hohen Fenstern, die in den Graben schauen und hinter welchen ein langer Gang hinläuft, befinden sich die Brustwehren, von denen aus die Wachtposten, ohne dem Geschoß der Feinde ausgesetzt zu sein, herunter schießen oder stechen konnten.

Immer weiter aber, immer tiefer in den Berg hinein folgen wir dem Custode; immer weiter, immer tiefer dehnt sich der abwärts neigende geräumige Felsengang, so geräumig, daß Streitwagen und Reiter bequem darin sich bewegten. Luft und Licht dringt von oben durch runde in die Wölbung gebrochene Oeffnungen herein. „Diese Oeffnungen", belehrt uns der Custode, „waren Hülfsthore; sehen Sie hinauf, von dem Gewölbe führt

eine steinerne Treppe herunter; wo sie aufhört, schloß sich damals eine hölzerne Falltreppe an: und so konnten die Soldaten, ohne vom Feinde gesehen zu werden, in die äußern Vertheidigungswerke der Epipoläburg gelangen. Hier waren Eisengitter angebracht, dahinter schwere Thüren, die es den Belagerten möglich machten, diesen Gang Schritt vor Schritt zu vertheidigen." Immer weiter rückten wir vor, und bewundernd sahen wir uns um in diesem merkwürdigen Bau. Da hielten wir vor dem geschlossenen Gitter einer Doppelthür an, hinter welcher die Steintrümmer von einem ungeheuern Walle aufgeschichtet lagen; darüber hinaus erblickten wir Oelbäume und zwischen ihrem feinen Laub das blaue glitzernde Meer. „Hier ist der Ausgang der Castelle, dort die Ringmauer von Syrakus; dort unten, rechts vom Meere, die scala graeca, auf welcher die Römer die Mauern erstiegen; und dies ist das Thor, durch welches Marcellus mit seinem Heere in die Burg der Epipolä eindrang." Wie gebannt vom Zauber dieser weltgeschichtlichen Anklänge bleiben wir stehen: hier also war es, wo das tragische Schicksal der Stadt sich vollendete. Dort drüben in der südlichen Ebene schweifte soeben noch unser Blick über die Siegesstätten der Syrakusaner, dort wurden die Heere der Athener und der Karthager vernichtet — und hier sank Syrakus, um nie wieder zu erstehen. Ueber diese Schwelle stürmte der Fuß des römischen Kriegers, der den Archimedes erschlug; durch dieses Thor sprengte der Heerführer ein, welcher dem Proconsulat des Verres die Bahn brechen und den Untergang der griechischen Cultur in Sicilien besiegeln sollte!

Stiller war die Gesellschaft geworden, als sie die unterirdischen Gänge durch die hohen Gewölbe wieder emporklomm und endlich auf der luftigen Zinne der zer-

fallenen Griechenburg ins Freie trat. Die Bilder der tragischen Vergangenheit dieser Stadt warfen ihren Schatten in das Gemüth eines jeden. Mein Blick ruhte auf den steinigen Einöden, die vor Jahrhunderten Achradina, Tyche, Neapolis, Syrakus geheißen, und wo jetzt der sausende Sirocco die in der Sonne verdorrten Disteln und Halme schüttelt; einige regelmäßig eingehauene Rinnen und Gleise zeugen noch von der einstigen Größe dieser Stadt; Eidechsen huschen von Stein zu Stein; lautlose Stille herrscht auf der weiten Fläche; lautlos flutet das silberne Meer; lautlos blickt der dampfende Vulkan hernieder auf diese Stätte menschlicher Vergänglichkeit. Und leise klopft die bange Frage an unsern Geist, ob einst ein Tag kommen wird, wo sinnende Wanderer auf den Trümmern der heutigen Großstädte verweilen werden, wie wir verweilen auf den Trümmern von Syrakus; ob der Sturm der Weltgeschichte Paris und London und Wien und Berlin und das ewige Rom von der Erde hinwegfegen werde, wie Babylon und Ninive und Memphis und Karthago und das große Syrakus von der Erde verschwanden? Und wenn dies geschehen sein wird, und wenn nach Jahrtausenden die Eidechsen über diese alten Trümmer der europäischen Cultur huschen werden, was wird übriggeblieben sein von unserm Dichten und Trachten, von unserer Arbeit und Sorge, von unserm Kämpfen und Ringen? Und was wird unsere ersterbende Civilisation der andern, künftigen, uns ablösenden, noch ungeahnten Civilisation als Früchte ihres vielhundertjährigen Mühens, als Erfahrung und als Ueberlieferung des ewig nach Fortschritt strebenden Menschengeschlechts hinterlassen? Drei Säulen vielleicht und — Gräber!

Der Tag war noch nicht angebrochen, als ich am andern Morgen Syrakus verließ. In der Dämmerung

schliefen die Thürme und Häuser von Ortygia, als sollten sie niemals mehr erwachen, als breche jetzt schon auch über sie die Götterdämmerung der europäischen Cultur herein und begrabe die neue Stadt wie die alte unter dem immer tiefer sich senkenden Trauerflor der Vergessenheit. Fahl leuchtete von fern durch die Nacht die halb erwachende Schneespitze des Aetna, und wie ein letzter Scheidegruß der todten Stadt klang zu dem Fortziehenden herüber das dumpfe Brausen des alles verschlingenden, alles überlebenden, ewigen Meeres.

V.

In der Feuerregion.

1. Catania. — Frauen und Liebe.

Es ist uns, als ob wir aus einer Traumwelt heraus=träten. Die alten Griechen und Römer: Hieron, Dionys, Marcellus, in Syrakus waren sie uns Freunde geworden, wir hatten uns in ihr Denken und Wirken eingelebt, die classische Vorzeit hatte uns wie eine durch alle Poren eindringende und einströmende Atmosphäre in ihren wunderbaren Zauber gehüllt. Hier aber, in dem regen, handeltreibenden, nur in der Jetztzeit, nur für die Zukunft lebenden Catania — in wie weite, weite Ferne ist uns plötzlich das Alterthum entrückt, wie schnell verhallen die Erinnerungen an Griechen und Römer, wie fremd mit einem Schlage klingen die Namen der alten Helden, Heroen und Staatsmänner unserm Ohr!

Ein einziges Echo hallt noch wider von der Vergangenheit, nur leise lispelnd aber und halb erstickt schon: unter dem seit 1669 die Hälfte der Stadt Catania bedeckenden Lavafelde liegt das griechische Theater vergraben. Eifrige Alterthumsforscher haben einen Theil der Sitzreihen und der Umfassungsmauern und Hallen bloßgelegt;

mit Fackeln steigt man in die Tiefe; ein von der Lava verschütteter und aus seinem Bett vertriebener Bach plätschert tief unten zwischen den Steinen der Orchestra. Lausche dem Plätschern dieses Wassers, lausche dem leisen Säuseln des Windes in den leeren Hallen! Hier sprach beim Beginn der athenisch-syrakusanischen Kriege Alcibiades zu dem versammelten Volk, hier fielen die Würfel, die Athen in sein Verderben rissen, hier warf das Schicksal das schwarze Los in die Wagschale Altgriechenlands! Was bleibt hier noch von Hellas und Rom? Einige Mauerreste, ein seltsam aus schwarzer Lava gemeißelter, einen Obelisken tragender Elefant, der Name des hier verstorbenen griechischen Dichters Stesichoros an einer Straßenecke — nichts weiter!

Modern im vollen Sinne des Worts, modern in allen Aeußerlichkeiten ist Catania, die Aetnabedrohte, die erdbebenerschütterte, die so oft schon verwüstete und immer wieder zu neuem Leben erblühende künftige Metropole des sicilischen Handels. In dem ewigen Wechselspiel der Geschicke sinken die alten und erheben sich neue Städte. Unter dem leuchtenden Glanze altgriechischer, von Osten herstammender Cultur erstand Syrakus, nachdem die aus Phönizien und Kreta nach Akragas und Selinunt übertragenen Einflüsse geschwunden waren; als Karthago, dann die Sarazenen und deren Nachfolger, die Normannen, sich der Herrschaft bemächtigten, erblühte Palermo, die Wiege der italienischen Cultur unter den Hohenstaufen; später erhob sich Messina und wurde, begünstigt durch seine Lage an der großen Heerstraße nach dem Orient, begünstigt durch seinen unvergleichlichen Hafen, das mächtigste Handelsemporium des südlichen Mittelmeers; — heute, seitdem die Eisenbahnen diese Insel nach allen Seiten durchziehen und die reichen Producte des Innern und der Küste nach

Catania als zu ihrem natürlichsten, nahegelegensten und bequemsten Ausfuhrorte tragen, tritt Catania an die Stelle Messinas, und weniger Jahrzehnte nur wird es bedürfen, um aus dieser Stadt die eigentliche Großstadt Siciliens zu machen. Die Catanesen haben die Zeichen verstanden; bereitwilligst bieten sie dem Schicksal die regsame Hand; es entfaltet sich hier eine Arbeitsamkeit, ein Fleiß, ein geschäftiges, emsiges, in allen Dingen sich kundgebendes Weiterstreben auf der Bahn des Fortschritts. Schon die äußere Erscheinung der Stadt trägt den Stempel einer aufblühenden modernen Großstadt: breite, blendendhell beleuchtete Straßen; palastartige Häuser; kunstvoll geschmückte freie Plätze mit Statuen und wohlunterhaltenen Brunnen; in den neuesten Quartieren aus Bäumen und Blumen hervorblickende fürstliche Villen; öffentliche Gärten, die mit den schönsten Anlagen ganz Italiens den Wettstreit aufnehmen können; ein neues Theater, das, wenn es vollendet sein wird, zu den größten Europas zählen dürfte; überall Anläufe zu einer immer weiter fortschreitenden Entwickelung: Werkstätten, Magazine, Factoreien, Industriegebäude; überall das unverkennbare Merkmal einer mit intelligenter Strebsamkeit nach hohen Zielen ringenden und an ihre Zukunft glaubenden Pflanzstätte dereinstiger Größe.

Ueberall aber neben diesen Zeichen einer neu heranreifenden Cultur auch noch die aus jüngster und ältester Vergangenheit in die Jetztzeit hereinragenden Ueberbleibsel der frühern Lebensanschauungen und Gewohnheiten. Einem seltsam berührenden Kampfe zwischen dem Werdenden und dem Gewesenen wohnt der Fremde hier bei. In dieser Großstadt, die bald Palermo erreichen wird, ist das gesellige Leben noch so, wie es vor Jahrhunderten war: die Familie schließt sich ab wie im Orient, wie in

dem alten Sicilien zur Zeit der Sarazenen. Die Frau übertritt nicht die Schwelle des Hauses, ohne von ihrem Mann oder von einem nahen Verwandten begleitet zu sein; kaum zählt sie als vollberechtigtes Mitglied der Familie, so untergeordnet unter des Mannes allmächtigen Willen bewegt sie sich in ihrem Hauswesen, so unfehlbar verschwindet sie, wenn ein Fremder ihren Gebieter besucht. In ganz Sicilien, mit Ausnahme der höhern Gesellschaft in Palermo, herrschen noch, was die Frauen anbetrifft, die alten Sarazenensitten; nirgends aber in solchem Maße wie in Catania. In ganz Sicilien, wie in Syrakus, wie in Messina, wie in Milazzo, erheischt es der gute Ton, daß bei einem Besuche alle Frauen zusammen auf einer Seite, alle Herren zusammen auf der andern Seite stehen oder sitzen; wie Oel vom Wasser, so streng bleiben die beiden Geschlechter gesondert; in ihren Beziehungen zueinander liegt etwas Gespreiztes, Steifes, Scheues, als lebe man stets in Furcht, daß ein Dritter aus der unverfänglichsten und harmlosesten Artigkeit auf eine versteckte, sträfliche Intimität schließen könnte. An sträflichen Intimitäten mag es ja allerdings in diesen heißen Ländern ebenso wenig fehlen wie in dem kühlern Norden, und dann haben die Sitten vielleicht ihre Berechtigung. Dem Fremden erscheinen sie aber recht absonderlich, denn daß die Abschließung der Frauen ein wesentlich orientalisches Moment in dem Culturleben Siciliens bildet, wer möchte das ableugnen wollen? Gar seltsame Blüten trägt diese Abschließungssitte. Du bist an einen sicilischen Gutsbesitzer in einem abgelegenen Städtchen des Innern empfohlen; du wirst mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen; das ganze Haus steht dir zu Diensten: doch die Dame des Hauses und die Töchter bekommst du mit keinem Auge zu sehen. Es

wird auch nicht als eine Höflichkeit aufgenommen, wenn du dich nach ihnen erkundigst, und solltest du den Wunsch aussprechen, ihnen vorgestellt zu werden, so könnte es dir leicht passiren, daß der Hausherr dir die Antwort gibt, die einem meiner Freunde in solchem Fall zutheil wurde: „Warum wünschen Sie den Damen vorgestellt zu werden? Wollen Sie etwa eine von meinen Töchtern heirathen?“

Bis in die geselligen Vergnügungen, in die Abendgesellschaften, in die Bälle wirft diese orientalische Unsitte ihren freudestörenden Erisapfel. Während im Norden das Souper den Glanzpunkt eines Festes bildet und dort jeder sich im voraus darauf freut, mit Freunden und Freundinnen eine engere Tafelrunde zu bilden, in welcher die gemeinsame Bekanntschaft, die lebhaftere Unterhaltung, die festlichen Speisen, die feurigen Weine, wo alles das eine heitere und ungebundene Stimmung erzeugt, ist in Sicilien das Souper gerade die unangenehmste, trostloseste Stunde, hingegen ein wahrer Triumph der altsarazenischen Eifersucht. Denn lediglich der Eifersucht ist diese peinlich störende Einrichtung der Tanzgesellschaften zu verdanken. Folgendermaßen geht es nämlich hier bei einem Souper zu. Die Herren bieten den Damen den Arm, führen sie mit ceremonieller Höflichkeit in den Speisesaal, machen ihnen dann eine tiefe Verbeugung und überlassen die Unglücklichen ihrem Schicksal. Die Damen bleiben allein im Speisesaal, während die Herren allein in den Tanzsaal zurückkehren. Den erstern wird ein festliches Mahl servirt, welchem die letztern, wenn es ihnen Spaß macht, durch die Thür zusehen dürfen. Ist das Mahl beendigt, so bewegen sich die Damen in Reih und Glied in den Tanzsaal zurück und dürfen sich da nach Belieben langweilen. Nach ihnen betreten die Herren den Speisesaal. Diese, von dem langen Warten

bis zum Paroxysmus des Hungers und Durstes getrieben, nehmen Besitz von Tischen, Stühlen, Tellern, Flaschen und vergessen bei Speise und Trank die schmachtenden Damen, die sich nebenan in erzwungener Ruhe mit dem Spiel ihrer Fächer beschäftigen. Die Fröhlichkeit, die sich vor dem Souper allmählich in der Gesellschaft eingefunden und das Eis der kühlen Höflichkeitsphrasen zum langsamen Schmelzen gebracht hatte, geräth natürlich durch dieses culinarische Separat-Intermezzo wieder völlig ins Stocken; alles kehrt zurück zu den steifen, abgemessenen Formen der vorschriftsmäßigen weißen Halsbinde und gelben Glacéhandschuhe. Die Ehemänner aber schauen mit vergnügtem Auge auf ihr beherrschtes Samos hin und können sich in dem Vollbewußtsein, daß keine Rebellion, nicht der geringste Verrath in den ihnen unterthänigen Seelen während des Ballabends geplant worden sei, mit ihrer schönen Ehehälfte nach Hause begeben. Ob in Sicilien die Ehemänner mehr als anderswo Veranlassung haben, ihre Frauen so ängstlich zu bewachen, entzieht sich meiner Kenntniß. Die Einheimischen bejahen die Frage mit vielsagendem Augen- und Geberdenspiel; dem Fremden eröffnet sich nur schwer ein Einblick in diese intimsten Winkel der intimen Häuslichkeit. Bedenklich erscheint jedenfalls auf den ersten Blick dieses Andiewandmalen des Teufels, und vielleicht würde weniger daran gedacht werden, den Teufel wirklich heraufzubeschwören, sähe man ihn nicht so oft im Conterfei vor sich.

Wenn sich aber die wechselseitigen Beziehungen der beiden Geschlechter in solcher Weise gestalten, wenn von vornherein überall, in allen Lagen, bei jedem Anlaß Mann und Weib, Jüngling und Mädchen nach der entgegengesetzten Seite hinverwiesen, vor jeder Annäherung behütet, vor jeder auch noch so harmlosen Vertraulichkeit

bewahrt werden: wie, so muß man fragen, wie fangen es die Männer an, um ein Mädchen als Ehegattin in ihr Haus zu führen? wie spricht sich die Liebe aus, die doch hier ebenso gut wie anderswo zu ihrem Rechte kommen will? wie entspinnen und entwickeln sich die sicilischen Romane, von denen man im Norden gar manche Wunderdinge erzählt?

Mit dem Lieben und dem Liebeswerben — was der Sicilianer bezeichnend fare all' amore nennt — hat es hier allerdings seine eigene Bewandtniß. Nicht im Hause, nicht in der Gesellschaft, nicht beim Souper spinnt ein Roman seine ersten und seine weitern Fäden, sondern auf der Straße, oder von der Straße zum Balkon hinauf. Auf der Straße und dem Balkon verbringt man hier das halbe Leben. Du siehst auf der Straße oder dem Balkon ein Mädchen, es gefällt dir — ich meine natürlich ein ehrliches Gefallen, das sich die Verheirathung mit ihr zum Ziel setzt. Dreimal gehst du nun unter dem Balkon vorüber, und jedesmal streichst du mit der Hand oder dem Taschentuch über deine Lippen; antwortet sie von oben in derselben Weise, so habt ihr beide euch verstanden und euch gegenseitig eure Liebe erklärt. Mehr braucht es nicht zum Beginn eines Romans, welcher wie der von Romeo und Julia, oder wie der von Othello und Desdemona, oder auf gewöhnlich-nüchterne Weise enden kann. Zuweilen endet er aber auch noch anders, wenn nämlich das Mädchen schon von einem andern Bewerber ins Auge gefaßt worden ist: du hast dich unter dem Balkon eingefunden, und die holde Schöne läßt dir durch ihr Kammermädchen ein heimliches Billet überbringen; da erscheint plötzlich der andere, der dich, wenn er gutmüthiger Natur ist, mit Stockschlägen, wenn er sanguinischer angelegt ist, mit einem wohlgemeinten Messerstich

vor weiterm Liebesgetändel warnt. Liebe kann eben eine recht ernsthafte Sache werden! Geht aber alles in der Ordnung und tritt weder ein Nebenbuhler noch ein eifersüchtiger Bruder oder Vetter dir in den Weg, so bist du noch lange nicht am Ziele deiner Wünsche. Monate- und jahrelang magst du unter den Fenstern deiner Schönen schmachten, Kußhändchen, Liebesbetheuerungen in Prosa und Versen, Geberdensprache und Guitarrespiel mit ihr wechseln; aber nur von einem Zufall oder besonders günstigen Umstande kannst du erwarten, daß er dich in das Haus deiner Geliebten einführe, dich dem Vater und der Mutter vorstelle, dir die Erlaubniß erwirke, Besuche zu machen und endlich in officieller Weise um die Hand der Schönen zu werben. Nicht selten aber geschieht es, daß ein solcher Umstand nicht eintritt, daß der Freier also genöthigt ist, auf Umwegen mit seiner Braut und mit deren Mutter in Verbindung zu kommen. Diese Umwege bestehen zunächst darin, daß du zu erfahren suchst, wer die Putzmacherin, oder die Friseuse, oder die Waschfrau der Familie ist, daß du einer von diesen interessanten Personen dein Liebesleid klagst, ihr dabei wie von ungefähr etwas Geld in die Hand drückend, worauf sie dir mit ausgezeichnetem Wohlwollen versichert, das sei nun ihre Sache: „Ci penso, io“, du brauchst dich weiter nicht zu grämen, sie werde alles besorgen. Und sie besorgt es auch gewissenhaft. Durch sie erfährt deine Unbekannte, woher du kamst und wie dein Nam' und Art; der junge bildschöne Cavalier möchte Vater und Mutter sprechen; er sei entschlossen, falls diese nicht einwilligten, die Schöne zu entführen, sich in der nächsten Stadt mit ihr trauen zu lassen und dann die Aeltern hochachtungsvollst nachträglich um ihre Einwilligung zu bitten. Und man glaube nicht etwa, daß die letztere Art der Eheschließung eine unge-

wöhnliche sei. Sie ist im Gegentheil das alltägliche Auskunftsmittel der Liebespaare, und von gebildeten Sicilianern habe ich sie als das natürliche und nothwendige Correctiv der hiesigen Mädchenerziehung bezeichnen hören. Da nun der Vater den jungen Mann in den meisten Fällen nicht kennt, so pflegt er anfangs seine Einwilligung zu verweigern; und da die Mutter in den meisten Fällen mit der Tochter einverstanden ist, so pflegt sie derselben behülflich zu sein, um die väterliche Einwilligung mittels der Entführung zu erzwingen. Bei der Entführung geht es übrigens ganz ehrbar zu: eine Droschke hält zur angesagten Stunde vor dem Hause; die Schöne kommt mit ihrem Reisegepäck herunter; hat sie in der Eile etwas vergessen, so trägt die Mutter es ihr nach; im Wagen sitzt der junge Bräutigam, und fort fährt das Paar zur Eisenbahn und von da in die nächste Stadt. Der Vater schmollt einige Tage, weil es die Sitte so erheischt; doch bald kommt alles ins rechte Gleis. Später freilich trübt zuweilen ein neuer Roman das eheliche Einverständniß — nicht mehr aber und auch nicht weniger als in andern Gegenden. Nur in der Form und im Colorit sind die sicilischen Romane von den im Norden vorkommenden verschieden. Da die Frauen ebenso streng wie die Mädchen hinter Schloß und Riegel verwahrt werden, so wiederholen sich mit Hülfe des Kirchgangs, des Balkons und der vermittelnden Wäscherin oder Friseuse bei ihren Liebesabenteuern dieselben Scenen wie bei der Verlobung, nur mit dem Unterschiede, daß die Eifersucht des Mannes viel wachsamer und gefährlicher ist als die Widerwilligkeit des Vaters. Wohlverstanden gilt alles das nicht in Bezug auf die höhern Gesellschaftsklassen, sondern lediglich von der kleinern Bürgerschaft und ihren Lebensgewohnheiten.

Auf gleiche Weise spielen sich diese den Verkehr der beiden Geschlechter betreffenden Vorgänge in allen sicilischen Städten ab — in etwas schärferer Tonart aber in Catania, wo die Sitten noch mehr als anderswo von orientalischen Einflüssen durchsetzt sind. Eine Aenderung und Besserung vollzieht sich allmählich, wenn auch langsam, in denjenigen Städten, wo, wie es in Messina der Fall ist, die Fremdencolonien der Deutschen, Schweizer und Engländer größere Bedeutung erlangten und die Sicilianer einzusehen beginnen, daß sie ihre Frauen und Mädchen auf dieselbe Bildungsstufe erheben müssen wie jene Nationen. Bis vor einigen Jahrzehnten hielt man es in Sicilien für überflüssig, ja schädlich, ein Mädchen zur Schule zu schicken, und man begegnet heute noch, sogar in den höhern Ständen, ältern Damen, die weder lesen noch schreiben können. „Lesen und schreiben!" hieß es früher, „damit meine Tochter Liebesbriefe lese und schreibe?" Und die Tochter las und schrieb zwar keine Liebesbriefe, sie knüpfte aber vom Balkon in die Straße hinunter mit dem ersten besten eine Liebschaft an und ließ sich von ihm entführen. Bricht man einmal mit dieser Unsitte, öffnet man den Mädchen die Schule, die Familie und die Gesellschaft, wirft man all die bisherigen Haremsargumente in die Rumpelkammer der überwundenen Standpunkte: dann werden die sicilischen Frauen aller Stände bald dieselbe Stufe erreichen, auf welcher die Norditalienerinnen stehen, dann wird Sicilien mit allen andern Gauen des gesammten italienischen Vaterlandes zu wetteifern im Stande sein.

Catania, das von einem so tüchtigen, strebsamen und für die Vorzüge der modernen Cultur so empfänglichen Männerstamm bewohnt ist, wird gewiß in kurzer Zeit diese letzten Reste orientalischer Unsitte abstreifen. Einer

so eifrig und so erfolgreich dem Fortschritt huldigenden Stadt darf man voraussagen, daß sie auch auf diesem Gebiete künftig einen ebenbürtigen Rang einnehmen werde.

---

2. Der Aetna.

Besitzt Catania auch keine staatliche Geschichte seiner Vergangenheit, hat auch kein Thucydides und kein Diodor die Thaten seines Volkes verherrlicht, weder ein Pindar noch ein Empedokles in unsterblichen Gesängen den Ruhm der Catanesen den folgenden Geschlechtern überliefert: so ist es ein anderer Annalist, größer und gewaltiger als die Dichter, Geschichtschreiber, Helden und Herrscher, der seine eigene Geschichte in die Chronik dieser immer wieder zerstörten und immer wieder neu erstehenden Stadt mit feurigem Griffel und mit unauslöschlichen Zügen eingegraben hat. Tief in altem Lavagestein ruhen die Grundpfeiler ihrer Häuser und Paläste; aus verwitterter Lavaerde entsprießen die unabsehbaren Wein- und Agavengelände, die vom Ufer bis zu den hohen Bergregionen hinaufsteigen; mitten durch das Weichbild der Stadt ziehen sich in schwarzen Steinströmen die unheimlichen Zeichen, die der urmächtige Beherrscher diesen Gefilden, seinen Unterthanen, als unvertilgbare Merkmale seiner unbezwinglichen, niemals verjährenden Macht auf die Stirn brennt.

In schwindelnder, schneeblendender Höhe überragt die Pyramide des Aetna die zu ihren Füßen gelagerte Stadt. Langsam, in sanfter Steigung erhebt sich der Feuerberg, der Berg der Berge, der alte Mongibello, wie ihn das

Aetnavolk in seltsamer Vermischung der lateinischen und der sarazenischen Wortlaute nennt. Nichts Schroffes, Wildgezacktes liegt in der Formation dieses ungeheuern Kegels; etwas Gewaltiges aber, das sich in der ruhig-sichern Harmonie seiner mächtigen Linienführung äußert. Nur von Süden aus gesehen, von Syrakus und von Augusta, zeigt sich die von den Dichtern besungene, nach allen Seiten hin freiliegende und die sicilischen Gebirgsketten hoch überragende Pyramidengestalt des Aetna; von Aci-Reale und von Taormina aus, von Osten und von Norden, dehnt sich der Berg weit mehr in die Breite, allmählich nach rechts und nach links vom rauchenden Gipfel herniedersteigend. Den ganzen Horizont nimmt die mächtige Basis des Giganten ein; wie Maulwurfshügel unterbrechen die kleinern Krater das sanftgeneigte, ruhige Profil. Ein Sommer und Winter in üppigem Grün prangender Agrumengarten umgibt den Fuß des Berges; Weingelände, Mandelbäume, Kastanien, vermischt mit dem schwarzen Laub der Carouben, ziehen einen Gürtel wie von grünem Sammt um seine Lenden. Weiter oben tritt der kahlere Fels hervor, mit Ginsterbäumen, Pinien und den in jedem Jahr sich verringernden Ueberresten der alten Eichenwälder besetzt, aus deren Holz in frühern Jahrhunderten ganze Flotten erbaut werden konnten, und die jetzt, von Lavaströmen durchfurcht, von Kohlenmeilern geschwärzt, dem langsamen, aber sichern Untergange verfallen. Die Waldregion wird dieses Gebiet in leider nur allzu richtiger Antiphrasis genannt. In Schnee und Asche gehüllt, ragt hoch darüber das Haupt des Berges in den Himmel, rauch- und wolkenumlagert, ein steil ansteigender, in seiner obersten Formbildung ewig wechselnder Kegel. Nicht gleichmäßig ist der Charakter der drei Abhänge, die sich nach Süden, nach Nord-

westen und nach Osten vom Gipfel herunterziehen. Wild zerklüftet, mit ungangbarem Lavageröll besäet, starren die nordwestlichen Gefilde zu den in einer Einöde liegenden Städtchen Bronte, Randuzzo, Linguaglossa hinab. Von Osten, von Aci-Reale aus haftet das Auge an den massigen, steil abfallenden Felswänden des Val del Bove, jenes vor Jahrtausenden durch den Einsturz eines frühern Hauptkraters entstandenen Kessels, aus dem sich damals die glühenden Lavamassen in heute nicht mehr denkbarer Fülle, bergehoch, bis zum Meer hinunterwälzten. Nach Süden und Südosten hin, nach Aderno und nach Catania, verwandelt sich der Charakter der Aetnaformation von Grund aus: keine Klüfte, keine nackten Felsgerippe, kein jähes Aufsteigen, sondern ein ruhiges, sanftes Anwellen, lieblich lächelnde Gärten, Villen, Dorfschaften. Und doch, gerade nach dieser Seite entwickelt sich, und nicht erst seit gestern, die unheilbringende Thätigkeit des Vulkans. Dort oben, wo am Ende einer beinahe flachen Hochebene, hinter der Casa del Bosco die Aetnapyramide sich in schärferm Winkel aufstreckt, dort beginnt das jüngste Feuergebiet; dort erheben sich die Nebenkrater, aus welchen die Lava über die reichbebautesten Gefilde sich ergossen hat und immer wieder sich ergießt. „Kinder des Aetna" nennt das sicilische Volk diese Kegel; in seiner naiv urwüchsigen Weise erzählt es sich nach einem Ausbruch, der alte Mongibello habe wieder einen neuen Sohn gezeugt (ha fatto un figlio). Wie von Blasen übersäet liegt die Hochebene von Nicolosi bis zum Fuße der höhern Pyramide vor uns; hier mag die Bergkruste schwächer geworden sein unter der brodelnden Feuerarbeit des Innern; hier berstet sie regelmäßig alle sieben bis acht Jahre unter dem Druck der unterirdischen Dämpfe; ein Monte-Grosso, Monte-Nero, Monte-Serra Pizzuta,

Monte-Capriolo, Monte-Faggi, und wie all diese Aetnakinder heißen mögen, bildet sich über Nacht, die Erde öffnet sich und die Lava strömt hervor.

Solange in Catania ein Stein auf dem andern bleibt, wird sich die Erinnerung an den Ausbruch, der sich im Jahre 1669 aus den Monte-Rossi über die Stadt ergoß, nicht verwischen. In einer Seitenkapelle des Doms hängt, von einem frommen Künstler gemalt, ein trotz seiner naiven Ueberschau ergreifend wirkendes Bild jener Eruption. Fast an dem Rande der langsam gegen die Pyramide hinaufsteigenden Hochebene, in der nächsten Nähe des Städtchens Nicolosi, öffnete sich der Berg, und der natürlichen Senkung folgend, strömte der Lavafluß auf Catania zu. Nichts vermochte die Verheerung aufzuhalten; als „wolle der Berg noch einen Berg gebären", wälzten sich ganze Berge flüssigen Urgesteins aus dem Schlunde hervor; überflutet waren in wenigen Stunden die reichen, von Fruchtbarkeit strotzenden Gefilde zwischen Nicolosi, Belpasso, Mascalucia, Misterbianco; überflutet die ersten Häuser Catanias; überflutet bald die Straßen, die Plätze; bis vor die massive Front des Benedictinerklosters thürmten sich Feuerwogen über Feuerwogen; nur ein Wunder konnte den herrlichen, heute noch die Bewunderung der Fremden und Einheimischen erweckenden Bau retten. Und siehe, das Wunder geschah! In dem Dome wird von uralten Zeiten her eine sonderbare Reliquie aufbewahrt: in silbernem Sarge, wie ein südliches Schneewittchen, liegt dort die heilige Agata, die Schutzpatronin Catanias. Im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt wurde die ihrem Glauben und ihrer Keuschheit bis zum Tode getreue Jungfrau gefoltert und hingerichtet; wunderbare Holzschnitzereien im Chore des Doms verewigen das Martyrium der frommen Dulderin; ihren Gebeinen,

ihren Reliquien, besonders aber ihrem Schleier legt der kindlich naive Volksglaube eine wunderthätige Macht bei: vor Pest und Seuche, vor Krieg und Zerstörung bewahrt dieser Schleier die seiner Wunderkraft Vertrauenden. Und vertrauensvoll zog beim Herannahen der Lava Catanias Bevölkerung zur Kirche und brachte unter Weinen und Beten die heilige Reliquie in das Benedictinerkloster; vor dem Feuermeer entfaltete der Erzbischof den Schleier, und — verschont blieben Kloster und Stadt; seitwärts, einem gegen das Meer sich neigenden Abhang folgend, floß die Lava hinweg. Gerettet war die Stadt; zu retten aber war der Hafen nicht mehr, die einzige Quelle damaligen Reichthums: sprühend und zischend floß die Lava ins Meer, tagelang, wochenlang, und wo früher die Schiffe ankerten, starrte jetzt ein ödes, zerklüftetes, klippenumsäetes Vorgebirge in die offene See. Zwei Jahrhunderte lang lag Catania unter dem Fluche jener Verwüstung; erst in den jüngsten Jahren hat die Stadt mit ungeheuern Geldopfern einen neuen Hafen erbaut; was die Natur ihr entrissen, mit unsaglicher Arbeit hat sie es wiedergewonnen; von dem alten Lavarande strebt jetzt ein gewaltiger Damm von übereinandergeworfenen Felsblöcken ins Meer hinaus, sichere Unterkunft bietend den Dampfern und Seglern, und erwünschten Reichthum zuführend dem strebsamen Bürger dieser Stadt.

Der Feuerberg aber dort oben, der ruht und schläft nicht! Kaum dreißig Jahre nach jenem Ausbruch rüttelte ein furchtbares Erdbeben an Catanias Grundfesten, und in Trümmer sank, was die Lava verschont hatte. Heute ruhen Häuser und Paläste auf tief in den Felsen gehauenen Fundamenten; massiver sind die Mauern erbaut; in Catania, wie in Messina, wie in Aci-Reale, wie in allen Aetnastädten, haben die neuern Architekten den die

obern Stockwerke tragenden Querbalken einen freien Spielraum in den ihre beiden Enden stützenden Mauern gelassen; erzuckt die Erde, so brechen sich ihre Schwingungen in dem den Bewegungen des Grundbodens leicht folgenden elastischen Hin- und Hergleiten der Balken. Freilich die Feuerprobe, eine gewaltige Erderschütterung, wie diejenige von 1783 für Messina war, haben die Aetna-Architekten noch nicht bestanden; vor dieser Probe möge der Himmel diese Stadt und dieses Land bewahren!

Wäre das Aetnavolk aber auch gefeit durch die Fortschritte der modernen Wissenschaft gegen Erdstöße und Erdbeben: kein Fortschritt irgendwelcher menschlichen Wissenschaft wird jemals im Stande sein, ihm Schutz zu gewähren gegen das in den Tiefen des Berges ewig brodelnde und in regelmäßigen Zeiträumen sich durch die alte Lavakruste Bahn brechende Feuer. Von der Hochebene der Monte-Rossi droht die Gefahr, ewig, unbeschwörbar, und ein unheimliches Bangen mag jedesmal Catania überfallen, wenn es seine Blicke zu dem schneebedeckten Bergriesen erhebt, der so majestätisch, und anscheinend so ruhig und in so gewaltiger Schönheit, sein Haupt in die Wolken streckt! —

„Der Berg arbeitet", sagte mir im Frühjahr 1883 ein cataneser Freund, den ich nach den Eigenthümlichkeiten des Aetna befragte; „im Jahre 1879 geschah der letzte Ausbruch; im Jahre 1886 ungefähr werden wir einen neuen Ausbruch erleben."

Es schien, als wollte der Aetna diesmal rascher zu Werke gehen als gewöhnlich. Ein Beben und Dröhnen tobte schon am 20. März 1883 durch das Innere des Berges; von früh morgens bis zum Einbruch der Nacht zuckte und erzitterte der Boden in dem ganzen von ihm beherrschten Gebiete, das Alcantarathal hinauf bis nach Ran-

dazzo und auf der andern Seite wieder von Randazzo das Thal des Simeto hinunter, und am Meere hin von Catania bis Giarre. Unheimlich drohend rollte der unterirdische Donner; dem großen Krater entstieg eine vom Sirocco nach Norden gepeitschte Rauchsäule, und bis nach dem fernen Messina flog an diesem Tage der feine schwärzliche Aschenregen. Am folgenden Morgen barst die Erdkruste; unter heftigem Getöse öffneten sich oberhalb Nicolosi elf Krater nacheinander; feurige Lava quoll herauf; wie Blasen erstanden Kegel an Kegel — der Ausbruch war da! Und wer konnte wissen, wohin der verheerende Strom sich wenden würde, ob nach rechts oder nach links, ob nach der Richtung von Catania oder von Aci-Reale? Aber wo er sich auch hinwenden mochte, Verwüstung führte er mit sich, die Verwüstung eines der fruchtbarsten und reichsten Landstriche von ganz Sicilien, die Verwüstung eines vom Himmel gesegneten Hesperidengartens, in dem sich Weinberg an Weinberg reiht und die kostbarsten Orangen- und Limonenhaine aus der warmen vulkanischen Erde hervorwachsen, wo die Natur eine Ueppigkeit und eine Kraft entfaltet, wie sie kaum ein Dichter zu erträumen vermag. Doch siehe, die Lava blieb stehen! Die neuen Krater bildeten eine Kette von Solfataren, aber sie erweiterten sich nicht, und nach kurzer eruptiver Thätigkeit spien sie nur noch Dämpfe und leichte Asche aus. Allmählich legte sich die Bewegung, in die der ganze Berg gerathen war; immer schwächer und in immer längern Zwischenräumen erfolgten die Erdstöße — in donnerndem Aufzucken hatte der unter dem Aetna gefesselte Titan seinem Zorne Luft gemacht, und besänftigt schien er wieder eingeschlummert zu sein; ungehindert ließ er die neugierigen, waghalsigen Menschenkinder über die jüngste Lava klettern, ihre Hände in die ausgebrannten

Kamine strecken, Steine hinunterwerfen in die leicht rauchenden Krater und dem Rollen lauschen, das in tiefen, unermeßlich tiefen, dumpf erdröhnenden Schlünden das Fallen und Zurückprallen der Steine begleitet. Er rührte sich nicht mehr, der alte Titane, und was kümmerte ihn der Menschen freches Spiel dort oben! Wie lange aber wird sein Schlaf dauern? Und wehe, wenn er für längere Zeit erwacht, wenn die glühende Lava mit gewaltigem Sturze aus noch offenen Spalten des Berges hervorbricht und unter ihrem sengenden Strome Felder und Dörfer und Städte begräbt!

Ein tollkühnes Spiel mit dem alten Titanen treiben, mag man es heißen und ein frevelndes Beginnen, die noch rauchenden, glühenden Krater zu ersteigen und den Blick hinunterzusenden in ihre von hitzezitternder Luft erfüllten Tiefen. Es sei gewagt! Ohne ein heimliches Bangen naht sich wol niemand diesen drohenden, unsere dünne Erdrinde wild durchklüftenden Oeffnungen; ja ein heimliches Bangen empfindet man unwillkürlich schon, sobald man in das weitere Gebiet des Aetna eintritt. In Catania schon, in Aci-Reale, und viel mehr noch in Nicolosi und Belpasso fühlt man sich umweht von einer eigenthümlichen Atmosphäre und in eine Stimmung versetzt, die beim Neuling in den Mysterien des Aetna fast bis zur Angst sich steigert; laut mag er ja diese Beklemmung nicht verrathen, dagegen bäumt sich sein Mannesmuth und Mannesstolz; aber innerlich macht sie sich um so mehr fühlbar, wenn man ihm in Taormina eine halbe Hand große schwarze Schlacken zeigt, die der Mongibello bis dahin geschleudert, wenn er in den prächtigen Räumen des Grand-Hôtel des Bains in Aci-Reale die von den Erdbeben in die Mauern und Gewölbe gerissenen Spalten betrachtet, wenn man ihm in Catania

von den Schrecken erzählt, die in jenen letzten Tagen des März über die Bevölkerung der an dem Bergabhang gelegenen Dörfer hereinbrachen und Massen von Obdachlosen heruntertrieben in die großen Städte am Meeresufer. Dies heimliche Bangen, dieses leise Angstgefühl erfaßt einen jeden; auch der tapferste Soldat kann sich ja des Pulverfiebers nicht erwehren, wenn er die ersten Kugeln pfeifen hört.

Hinauf! hinauf! Excelsior! rief es in mir mit immer mächtigerm Drange — und die Aetnabesteigung wurde beschlossen.

Die einen brechen von Catania auf, um unter directer Führung des Alpenclubs nach Nicolosi hinaufzuklettern; andere ziehen die Straße von Aci-Reale vor; von den übermüthigen, allen Mühseligkeiten eines zwei- bis dreitägigen Eselrittes trotzbietenden Bergsteigern, die von Taormina aus über Berg und Thal und Stock und Stein in gerader Linie ihrem Ziele zustreben, will ich nicht sprechen, denn dieser Weg dürfte für gewöhnliche Menschenkinder gar nicht in Frage zu stellen sein. Wir wählten, von Norden kommend, den Weg über Aci-Reale, wobei sich uns auch die Gelegenheit bot, im Vorbeipassiren das von dem Baron Pennisi, dem krösusreichen und hochgebildeten Mäcen von Aci-Reale, mit vielen Opfern errichtete und den schönsten Curhäusern des nordischen Continents gleichstehende prächtige Badehotel mit seinen Gärten und Villen zu bewundern.

Am folgenden Morgen saßen wir, mit Mundvorrath versehen, in einem leichten Wägelchen und fuhren in hurtigem Trabe zwischen Gärten, Mandel- und Citronenpflanzungen und Rebengeländen den Berg hinauf bis nach Nicolosi. Ein Dorf, ein Städtchen reiht sich hier an das andere: Santa-Lucia, San-Antonino, Tre

Castagne, wo vor wenigen Jahren noch der breitästige Baum gezeigt wurde, unter welchem hundert Reiter Schutz gegen den Regen fanden, Pedara mit seiner seltsam geschnörkelten Kirchthurmspitze, Nicolosi endlich, hoch oben auf dem Berggrat, der sich von den Monte-Rossi nach Catania hinabzieht. Allmählich nehmen die Felder und Städtchen ein ärmliches Aussehen an; auf die Palazzi, deren man unten noch sieht, folgen in raschem Uebergang kleine Häuschen, aus Lavablöcken kümmerlich zusammengefügt; nur die Kirchen behalten auch hier einen aristokratisch architektonischen Charakter. Aus der fetten braunen Erde treten bald die schwarzen Lavamassen zu Tage, auf denen alle diese Felder und Dörfer sich angebaut haben; auch die Erde selbst zeigt eine andere, schwärzlichere Färbung. Rechts und links erheben sich hohe, wie Blasen hervorgetriebene Hügel, anfangs noch mit Reben bepflanzt, bald aber völlig kahl — die Kinder des Aetna. Rechts von uns streckt sich in unbeschreiblicher Pracht und Größe die gigantische weißblendende Kuppel des Feuerbergs hinter dem dunkeln Felsenwall des Val del Bove grell-glatt, glitzernd empor.

In Pedara merkt man zum ersten mal, daß man sich nicht mehr auf ganz sicherm Boden bewegt; in den Höfen stehen leichtgezimmerte Breterhütten, mit Strohdecken umhängt, in gemessener Entfernung von den steinernen Mauern; hier wohnen die von dem Erdbeben aus ihren Häusern vertriebenen Menschen. In Nicolosi selbst sieht es noch viel schlimmer aus: dicke Balken stützen die Kirche; der Altar steht auf der Straße unter einer solchen Breter- und Strohhütte; über die Straßen hinüber von einem Haus zum andern sind Balken eingekeilt, zur gegenseitigen Stütze; hier und da liegt schwarzes Steingeröll zwischen zwei Häusern; das Steingeröll war wol auch

ein Haus gewesen, jetzt ist's ein Trümmerhaufen. Das Dorf ist still, wie ausgestorben; ein paar Menschen stehen auf den Plätzen umher; es scheint, man bevorzugt die freien Plätze; es fällt uns wenigstens auf, daß keiner, wie es sonst Sitte ist, unter einer vorspringenden Mauer schläft. Es ist wol noch die Erdbebenangst, die den Leuten in den Gliedern liegt; und wie kämen sie auch dazu, dieses Gefühl so rasch los zu werden? Gestern noch, mitten in der Nacht, schüttelte sich der Berg, und alles floh auf die Straße.

In der Locanda, wo wir absteigen und unser Frühstück einnehmen, sieht es aus wie auf der Straße: nur das nothwendigste Geschirr auf dem Tische, alles andere in Kisten verpackt; die Leute halten sich in den Gängen auf und suchen das Freie, sobald sie nicht mehr im Hause zu thun haben. Dabei plaudern, lachen und scherzen alle, lachen über den Aetna, scherzen über das Erdbeben, und fragt man, wie es dort oben mit der Lava stehe, so machen sie ein höchst verächtliches Gesicht, ziehen die Mundwinkel herunter und antworten: „Mit dem Lavastrom ist es ja gar nichts geworden! Nur ein paar Kraterchen ohne Bedeutung!“ Und so höhnen die guten Leute den Berg ob seiner Ohnmacht und zucken die Achseln, als sprächen sie von einem altersschwachen Greise, während sie sich doch nicht getrauen, unter ihrem Dache zu schlafen, und aus Furcht, daß die Häuser ihnen über dem Kopf zusammenstürzen, immer hübsch mitten auf der Straße gehen!

Möge der Himmel euern Hohn nicht gehört haben, ihr braven Aetnamenschen, und möge der altersschwache Greis euch nicht so bald seine ungebrochene Jugendkraft fühlen lassen!

„Wollen die Herren zum neuen Feuer (al fuoco

nuovo)?" fragt ein mit dem Bande des Alpenclubs geschmückter Führer. Das Wort fuoco nuovo klingt so seltsam; es verursacht ein gewisses Gruseln. Man wird plötzlich daran gemahnt, daß man sich im Bereiche des Feuers, der unbekannten, unberechenbaren plutonischen Urgewalt befinde. Wir besteigen die Maulesel, und fort geht es dem „neuen Feuer" zu; zur Linken bleiben die Monte-Rossi liegen. Unwillkürlich tritt vor unsern Geist das Bild, das dort unten in der Domkapelle hängt, und die Erinnerung an den Schleier der heiligen Agata.

Auch diesmal hatte man in Nicolosi die Intervention der Heiligen angerufen. Dort vorn, auf einem höher liegenden Kamme erhebt sich ein längliches Häuschen, mehr Schuppen als Cassina. „Dort", erzählt uns der Führer, „standen unsere Heiligen und beschützten das Städtchen vor dem Feuer." — „Wer sind euere Heiligen?" — „San-Antonio di Padova und der jüngere San-Antonino", lautet die Antwort. — „Und sind es gute Heilige?" — „Recht gute; sie haben uns ja brav geholfen, wie ihr seht!" — Und wenn einer fragt, warum man nur die Heiligen und nicht auch die Madonna angerufen habe, so wird ihm mit ganz ernsthafter Miene erwidert, Nicolosi sei doch ein zu kleines Städtchen, als daß es die heilige Mutter Gottes selber um Hülfe anrufen dürfte.

Es liegt in diesen Worten der schlichten Menschen ein uns freilich seltsam anmuthendes, im Grunde aber tiefes und rührendes Gefühl religiöser Pietät. Wir mögen in den einem heranrollenden Lavastrome entgegengestellten Bildern etwas erblicken, das nach unserer Auffassung nicht dem Geist des Christenthums entspricht; in den südlichen Ländern aber erscheint vieles in ganz anderer Beleuchtung, und ich konnte dem Priester, mit dem ich

einmal über diese Dinge sprach, nicht unrecht geben, als er mir antwortete: „Der Begriff der Gottheit kann bei dem unwissenden sicilischen Landvolk nicht der hohe, geläuterte sein, den wir in der gebildeten Gesellschaft finden; dieses Volk muß eine faßbarere, ihm näher liegende, noch halb menschliche Gottesgestalt vor sich sehen. Auf die äußere Form kommt es ja nicht an, sondern auf das, was sich jeder dabei denkt; und was das Volk sich denkt, wenn es seine Heiligenbilder hinausträgt, ist dasselbe, was ihr euch denkt, wenn ihr euch vor Gott demüthigt und ihn in euerm Herzen anfleht, daß er euer Haus und euere Kinder vor einem drohenden Unglück bewahren möge. Ueber die kindlichen Formen der Religion lächle man nicht! Andere Formen würden diese Kinder nicht begreifen; und wollt ihr sie ihnen nehmen, so nehmt ihr ihnen die Religion und den Gottesbegriff selber!"

Ich habe damals viel über die Worte des braven Priesters nachgedacht, und sie kamen mir jetzt wieder in den Sinn, als wir an dem Schuppen vorbeiritten, wo die „guten Heiligen" von Nicolosi gestanden hatten. Der Ort war sehr passend gewählt: wie auf einem Bollwerk standen die Heiligen, und unten, bis zu den immer näher rückenden Schneefeldern dehnte sich in grausiger Verwüstung ein unabsehbares Feld von alter, in den sonderbarsten Gebilden zusammengeschmolzener Lava aus — ein Anblick, der trotz der lachenden Sonne und des blauen Himmels das Herz mit Grausen erfüllte; und weiterhin, hinter einem leichten Schleier von bläulichem Rauchgewölk, dort schlängelt sich, das Bild vom Aetna zu den Monte-Rossi quer durchziehend, ein langer schwarzer, wellenförmig gezeichneter Streifen. „Das neue Feuer!" rufen die Führer. Wir nähern uns dem schwarzen Streifen; Hügel und Blasen von zackigem Steingeröll treten

hervor; vor unsern Füßen klafft plötzlich ein Erdspalt, er läuft in der Richtung der Kraterkette weiter nach den Monte-Rossi; ein leichter Dunst schwebt über der grünen Wiese, die sich rechts vor uns bis zum Fuß der Lava ausdehnt. Man steigt ab; die Maulesel werden an die Bäume angebunden, denn wir sind hier, seltsam genug, wie in eine Oase versetzt: mitten in der Verwüstung stehen ein paar Bäume auf einem Rasenfleck — wie nahe aber an der neuen Lava! Vor unsern Füßen liegt ein gewaltiger schwarzer Stein; aus jenem Lavahügel drüben herausgeschleudert, prallte er an diesem Baume ab, und tief in dessen Stamm eingerissen klafft die gesengte Wunde.

Nun sind wir auch bei der Lava angelangt. Sie liegt wie ein langer Wall vor uns, in Wellenschichten, immer höher anschwellend nach kurzer Senkung, ein krauses Gewirr von losen verbrannten Steinen. Man klettert darüber hin, es kracht und knattert unter unsern Sohlen; man windet sich um ungeheuere unförmliche Massen herum, man klimmt über scharfe Kanten. Plötzlich hält der Führer. Bis hierher und nicht weiter — denn vor uns öffnet sich die schwarze Kruste, und eine Spalte gähnt uns entgegen, und die Luft erzittert von dem glühenden Athem, der in und aus der Spalte heraufzieht. Wie ein Kamin mit weiß ausgebrannten Wänden klafft der Krater, rings-um leuchten seltsam geformte Krystalle, das Gestein erglänzt in grellen Feuerfarben; man kann die Hand hineinstrecken, rasch aber zieht man sie zurück, denn hier glüht es noch wie an einem Fenster der Hölle. Legt man das Ohr an den Rand, so vernimmt man ein Sausen und Brausen und Rauschen, ein Summen und Toben wie aus unendlich weitem Gewölbe herauf. Wirft man einen Stein in die Oeffnung, so hört man ihn fallen und fallen und rollen und abprallen und wieder rollen;

und wenn man ihn auch schon längst nicht mehr hört, so mag er wol immer noch rollen und fallen in der unergründlichen Tiefe. Einer neben dem andern klaffen kleinere und größere Krater, immer weiter erstreckt sich das grause Lavafeld; ein paar Stunden genügten, um diese mächtigen Massen aus der Erde hervorzuschleudern. Und wie, wenn aus den paar Stunden ein paar Tage geworden wären? Und wie, wenn jetzt, in diesem Augenblick, ein Donnern da unten losbräche, und wenn es plötzlich heraufqualmte und emporschösse? Du lächelst ob dieser ängstlichen Gedanken? Ist aber doch alles möglich hier oben, in so unmittelbarer Nähe der feurigen Esse, und sahen wir doch beim Wegreiten mit eigenen Augen, wie aus der grünen Wiese, die so still und friedlich dalag, mit einem mal zwei dicke Rauchsäulen hervorstiegen, wirbelnd und sausend, wie es in den Kratern dort sauste und wirbelte. Mit dem Rauch fängt es an, dann öffnet sich ein Spalt in der Erde, und aus dem Spalt quillt die glühende Lava. Wohin man hier den Fuß setzt, ist man nicht sicher, daß nicht ein neuer Spalt sich aufthue.

> Da unten aber ist's fürchterlich,
> Und der Mensch versuche die Götter nicht
> Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
> Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!

Die Menschen begehren es aber doch, und sie versuchen die Götter, indem sie hinaufklimmen bis an den Rand des finstern, grauenhaften Schlundes. —

Als wir wieder in der Locanda von Nicolosi bei einem Glas hellgoldenen Aetnaweins saßen, den feinen Staub von Kleidern und Schuhen abgeschüttelt hatten, und wenn überhaupt von einer Gefahr, nur noch von der eines Erdbebens sprachen, da ward es uns insgesammt

doch wieder viel heimlicher und heimischer zu Muthe als dort oben auf den schwarzen Lavakegeln. Es befanden sich in unserer Gesellschaft mehrere Offiziere, die oft dem Feind ins Antlitz geschaut und tapfer und unerschrocken gegen kartätschenspeiende Batterien anmarschirt waren — vor dem unheimlich lauernden, heimtückischen, unvermuthet aus der Tiefe hervorbrechenden Gesellen aber, der dort in den Kratern haust, vermochten sie sich von einem Gruseln nicht frei zu halten, das sie in der Feldschlacht niemals befallen hatte.

Doch nur ein Vorspiel war dieser Aetnaausbruch von 1883 gewesen, man möchte sagen ein mit ungenügenden Kräften unternommener Anlauf. Drei Jahre später sollte der Berg dem götterversuchenden Hohn seiner Umwohner mit grausigem Ernste antworten.

Wie es nach einer schwachen Eruption zu geschehen pflegt, war eine Periode der Ruhe eingetreten; zwei Jahre ungefähr vergingen, ohne daß eine Erderschütterung wahrgenommen wurde. Mit dem Monat März des Jahres 1885 fing jedoch der Vulkan wieder an sich zu regen. In Catania sowol wie in den höher gelegenen eigentlichen Aetnastädten Paterno, Biancavilla, Aderno, Nicolosi, Belpasso wurden vereinzelte Erdstöße verspürt; bald nahmen die vulkanischen Erscheinungen einen drohenden Charakter an: in Mineo war im Juli, nach mehrern Erdstößen, die Quelle des Fiume caldo ausgeblieben, nach einigen Stunden kehrte das Wasser mit brausendem Schwalle zurück, aber trüb wie nach einem heftigen Gewitter; im August hatte sich, weit entfernt vom Aetna, bei Corleone am Bosco di Ficuzza plötzlich die Erde geöffnet, und während einiger Tage waren Steine und Lava aus diesem neuerstandenen Vulkan emporgeschleudert worden; das sonderbare Phänomen dauerte nur wenige

Tage, dann verschwanden wieder Vulkan und Lava. Im September steigert sich die Gewalt der Erderschütterungen; Nicolosi scheint ganz besonders bedroht zu sein; es erfolgen undulatorische Stöße, von denen die Häuser und Kirchen beschädigt werden; die Bevölkerung wird von grausigem Schrecken ergriffen; der Erzbischof von Catania eilt hinauf, um die Gemüther zu beruhigen; die Regierung entsendet Geniesoldaten, um die den Einsturz drohenden Mauern niederzureißen und Baracken dafür zu bauen; die Stöße werden jeden Tag heftiger; alles ist auf einen Ausbruch gefaßt. Während des Monats November verspürt man die Erdbeben bis in Messina. Alles deutet darauf hin, daß der Schlaf des Riesen nicht mehr von langer Dauer sein werde.

Am 18. Mai 1886 hatten die Mitglieder der deutschen und schweizer Colonie in Messina einen Ausflug auf die von Nordwesten die Stadt umkränzenden Pelorischen Berge unternommen. Es lag nämlich ein deutsches Kriegsschiff im Hafen, und den Offizieren der kaiserlichen Marine galt dieses Bergfest. Als wir den höchsten Gipfel, auf dem sich eine unvergleichliche Rundsicht über die Meerstraße von Messina, das Tyrrhenische Meer und die Liparischen Inseln öffnet, erreicht hatten, und ich unsern Gästen weit im Süden die über die wildzerissenen Felskanten der sicilischen Berge hervorblickende schneebedeckte Pyramide des Aetna zeigte — siehe da, welch wunderbar unerklärliches Schauspiel bot sich unsern Blicken dar! Aus seinem Gipfel stieg plötzlich eine immer höher und höher zum Himmel emporstrebende Rauchsäule; nicht die weißen, wolkenähnlichen Aetnadämpfe waren es, die so ruhig und leicht dem Krater entquellen und wie lichte Schaumwellen um seinen Rand sich hinlagern; schwarz, dickqualmend schoß es empor, gerade in die Höhe, immer

weiter, immer weiter, daß das Auge staunend und fragend auf dem seltenen Naturschauspiel haften blieb. Hoch oben endlich vertheilte sich die Rauchsäule nach allen Seiten in die Runde, pinienförmig, wie ein ungeheuerer Wolkenschirm. „Das ist der Ausbruch!“ erschallte es aus aller Munde.

Ja, das war der Ausbruch! Um elf Uhr morgens waren wir dort oben angelangt, und um elf Uhr morgens war es, als der Hauptkrater des Aetna sich plötzlich mit ungeheuerm Getöse spaltete und Rauch, Asche, glühende Steine, Lapilli in die Luft schleuderte. Der ganze Berg erzitterte unter der Gewalt des innern Feuers; die Erde zuckte und bebte bis in ihre untersten Grundfesten; ein jäher Schreck bemächtigte sich der Bevölkerung. Und doch sollte es noch ärger kommen! Nur der Vorbote des Ausbruchs war das Spalten des Centralkraters gewesen. Den ganzen Tag dauerte die Rauchentwickelung fort; bis über Catania hinaus breitete sich, immer weitere Kreise ziehend, der schwarze Pinienschirm aus. Mit Einbruch der Nacht hörte, ebenso plötzlich wie sie angefangen hatte, die Thätigkeit des Kraters auf; nicht das kleinste Rauchwölkchen entquoll mehr dem Kegel; unheimlich lagerte eine schwüle Stille über dem Berg. In allen Städten und Städtchen und Dorfschaften strömte die Bevölkerung zu den Kirchen; alle Häuser leerten sich; die Kranken wurden auf die Straßen, auf die offenen Plätze herausgetragen; winselnd und heulend liefen die Hunde umher; zitternd, mit zur Erde gesenktem Kopf, die Nüstern schnaubend geöffnet, blieben Pferde, Maulthiere und Esel wie gebannt auf dem Flecke stehen, wo ihr Führer sie verlassen hatte. Da plötzlich, spät in der Nacht, kurz vor elf Uhr, kam das angstvoll Erwartete: begleitet von gewaltig dröhnendem unterirdischen Donner erfolgte ein

Erdstoß. „Alle Mauern wankten", erzählte mir einige Tage später ein in halber Höhe zwischen Catania und Nicolosi ansässiger Freund, „es war, als wollte sich der Boden unter unsern Füßen wegziehen, als müßte alles um uns her zusammenstürzen; beinahe anderthalb Minuten dauerte der Stoß, der ärgste, den ich, seit ich auf der Welt bin, erlebt habe."

Zugleich blitzte ein jäher Feuerschein auf. „Il fuoco!" rief mit gellendem Aufschrei die in den Straßen und vor der Stadt angstvoll umherirrende Bevölkerung von Nicolosi, als dort hinten, gerade in der Richtung des Ausbruchs von 1883, mitten aus der schwarzen Nacht das rothe Feuer plötzlich aufflammte.

Das war Lava! Und diesmal — unverkennbar wiesen die gewaltigen Phänomene, welche den Ausbruch begleiteten, darauf hin — diesmal sollte die Eruption in ganz anderer Gestalt auftreten als drei Jahre vorher. Verzweiflung, sinneberaubender Schreck erfaßte in dieser Nacht Männer und Frauen in Nicolosi, in Pedara, in Belpasso, den drei dem Ausbruch am nächsten liegenden Städtchen; jammernd, weinend, schreiend stürzte alles in wirrem Durcheinander den Berg hinunter, wilden Schreck um sich her verbreitend und die Einwohner der weiter unten liegenden Dorfschaften mit sich reißend. Erst beim Tagesgrauen legte sich die Panik, und allmählich kehrten die nur mit Mühe wieder Beruhigten in ihre Städtchen zurück.

Ein neuer Krater hatte sich in dieser Nacht aufgethan, eine Kraterkette vielmehr, denn sieben Oeffnungen waren es, welche die Gewalt der ausbrechenden, die Erdkruste zerberstenden Dämpfe in die Flanke des Berges gerissen hatte, sieben lavaspeiende, kettenförmig von Nordnordost nach Südsüdwest aneinandergereihte Auswurfs-

trichter, die mit Donnergetöse sich Luft machten durch die alte Lava und durch das derselben als Basis dienende quarzige Urgestein hindurch. In merkwürdiger Umgestaltung war das Gestein abgebrochen und aus der Erde Tiefinnerm herausgeschleudert worden: mit Lava umhüllt, flogen die zu runden Bomben zusammengeschweißten Quarze aus den neuen Kratern hervor. Am andern Morgen konnte die Stelle genau ermittelt werden, wo der Ausbruch stattgefunden hatte; sie lag oberhalb der kleinen Krater von 1883, 1400 Meter über dem Meeresspiegel, am Fuße des Monte-Grosso, inmitten einer rings von alten Kratern umgebenen leichten Terrainsenkung. Professor Silvestri, der auch in Deutschland rühmlichst bekannte Director des Aetna-Observatoriums in Catania, welcher sofort die Beobachtung des Ausbruchs begann, schreibt in einem in der „Nuova Antologia" veröffentlichten Bericht, die Gewalt der Eruption sei eine so starke gewesen, daß gleich anfangs der von alter Lava gebildete Erdboden bei dem Monte-Grosso wie durch eine furchtbare Minenexplosion zerplatzt, zersplittert und in die Luft geschleudert wurde („fece saltare in aria ridotti in frantumi come per gigantesca mina gli strati del suolo formati da antiche colate di lava").

In dieser Nacht schlief niemand auf dem ganzen Südostabhang des Aetna. Der gewaltige Erdstoß, der den Berg spaltete, wurde weithin, bis in Aci-Reale, bis in Paterno, bis in den hintern Thälern bei Bronte und Randazzo verspürt; das Aufleuchten der hervorbrechenden Flamme erhellte ringsum den Himmel; immer schrecklicher dröhnte der unterirdische Donner — alles deutete auf einen mächtigen Ausbruch.

Mit Tagesanbruch machten sich unerschrockene Männer auf den Weg, um die Stelle, den Umfang und den Cha-

rakter der Eruption zu untersuchen. Es gelang ihnen, auf Umwegen den Feuerherd zu umgehen und von dem in nächster Nähe gelegenen, die Krater überragenden Monte-Grosso in den dampfenden Schlund hinunterzublicken. Von einem bei Tre Castagne in seinem Landhaus wohnenden Freunde, der in der zweiten Nacht das großartige Schauspiel von diesem Observatorium aus beobachtete, wurde mir erzählt, wie es im Anfang dort oben ausgesehen. In die Erdkruste hatte sich eine lange Spalte gerissen; längs dieser Spalte arbeiteten unaufhörlich, zuerst getrennt und unabhängig voneinander, sieben Krater, aus denen unter fortwährendem Donnern und Heulen rothe Flammen emporschlugen, feurige Steinmassen mit Asche vermischt zum Himmel geschleudert wurden, glühende Lava herausströmte. Allmählich aber vereinigten sich die Krater; sie schienen einer mit dem andern zusammenzufließen, und bald blieben nur noch zwei, aber in desto gewaltigern Dimensionen gärende Feuerstrudel. Um den Schlund bildeten die ausgeworfenen Stein- und Lavamassen im Niederfallen Böschungen und steile Erhöhungen; ein neuer Berg war in der Bildung begriffen; nach kaum vier Tagen hatte er schon eine Höhe von ungefähr 150 Metern erreicht, bei einem Umfang von beinahe einem Kilometer an seiner Basis. Rings um das eigentliche Eruptionscentrum war der Boden in fortwährender Bewegung; neue Spalten öffneten sich; wie unter dem Druck einer im Innern arbeitenden Esse schlugen stoßweise von Secunde zu Secunde Flammen hervor; es war wie ein Athmen, wie ein Schnauben. Ein Engländer, der sich zur Zeit in Catania aufhielt, wagte sich in der zweiten Nacht bis zum Fuße des neuen Kraters heran, so nahe, als es eben die herunterprasselnden feurigen Steine erlaubten; er wäre beinahe ein Opfer seiner Tollkühnheit

geworden, denn als er sich ermüdet auf die Erde legte, um ein wenig auszuruhen, zerriß plötzlich der Boden kaum sechs Schritte von ihm, und nur schleunige Flucht rettete ihn vor dem entsetzlichsten Tode. Aller Beschreibung aber spottete der Anblick, der sich den auf dem Monte-Grosso Versammelten darbot, als sie wie von einem hohen Wartthurm in den brodelnden Kessel hinunterschauten, aus welchem das Feuer in brausender Wallung zischend und heulend emporschäumte. Aehnlich, aber um vieles zahmer und minder aufregend ist der Anblick, den derjenige genießt, der die Spitze des Stromboli-Kraters erklimmt und von da in den weitgähnenden Schlund hinabschaut: in unermeßlicher Tiefe sieht er unten einen feurigen See; langsam steigt die glühende Masse, wie von einem Athemdruck gehoben; und langsam senkt sie sich wieder hinab; es ist ein Ebben und Fluten in regelmäßiger Wellenbewegung. Was im Stromboli aber so ruhig und gleichmäßig arbeitet, im Aetna tobt es wild und stoßweise, eine nach langem Ringen ihren Kerker sprengende Urkraft.

Es war am fünften Tage nach dem Ausbruch des Feuers, als ich den Aetna erstieg. Von weither sichtbar entquoll eine dicke schwarze Rauchsäule der Flanke des Bergs und bezeichnete die Eruptionsstelle. In Catania schon befand man sich im Gebiete der vulkanischen Erscheinungen: fingerdick lag die feine Asche auf den Straßen; vom Aetna her lagerte ein grauschwarzer Wolkenschleier über der Stadt; die Sonne hatte ihre Strahlen verloren und schwebte mondähnlich, wie ein rother Ball am Himmel. Wagen auf Wagen zogen die Straße hinauf, die über Mascalucia nach Nicolosi führt; Tausende von Neugierigen strömten zu der Lava, die seit dem zweiten Tage in immer bedrohlicher nahekommender Ausdehnung

sich gegen Nicolosi und Belpasso wälzte. Bei Einbruch der Dunkelheit überzieht sich der Horizont mit einem röthlichen Schein wie von einer ungeheuern Feuersbrunst; dumpf rollt zu unserm Ohr ein donnerähnliches Dröhnen. Höher und höher geht es den Berg hinauf durch lang an der Straße sich hinziehende Dorfschaften: überall stehen die Kirchen offen; brennende Kerzen umflimmern den Altar; auf den Stufen liegen und knien betende Männer und Frauen; andere stehen unter den Thüren der Häuser; jede Arbeit scheint eingestellt zu sein; angethan mit ihren Festtagskleidern, mustern die Leute mit einem Ausdruck ängstlicher Erwartung die heraufkommenden Wagen: sie erwarten den Wagen des Erzbischofs von Catania, der den Schleier der heiligen Agata heute noch nach Nicolosi bringen soll. Immer heller wird der Feuerschein über unsern Häuptern, immer mächtiger das Donnern des Berges: da erhebt sich dort vorn ein eigenthümliches Singen und Rufen. Ist es ein Singen? ist es ein Rufen? Es steigt plötzlich auf wie gellendes Jammergeschrei, und sinkt dann wieder zurück in ein langgezogenes dumpfes Summen, als käme es von einer zahllosen den Berg herunterwallenden Menge. Und siehe, an einer Biegung des Weges werden Lichter und Fackeln sichtbar; langsam rückt es heran; die Wagen halten. „Es sind die Heiligen!" flüstert uns der Kutscher zu, indem er andächtig sein Haupt entblößt. Und glaubtest du auch weder an den heiligen Antonio noch an die Wunderkraft des Schleiers der heiligen Agata, du würdest ebenfalls das Haupt entblößen und wie dem letzten dieser Dorfbewohner, würden auch dir die Thränen in die Augen treten bei dem Anblick, der jetzt sich dir darbietet. Geleitet von einigen im großen Kirchenornat voranschreitenden und von Chorknaben in weißer Tunica bedienten

Priestern, tragen Männer von Nicolosi die Bilder ihrer Heiligen um ihren Stadtbann herum; auf hohem Gerüst, von den Kirchenfahnen umflattert, stehen die Bilder; hinter ihnen, die Mützen in der Hand, folgt die betende Menge; der Widerschein des flammenden Feuerbergs wirft grell aufleuchtende rothe Blitze über die wettergebräunten Gesichter. „Heiliger Antonino", betet einer mit lauter, zitternder Stimme, „dich rufen wir an! du kannst uns helfen! du kannst uns beschützen! du weißt ja, daß wir dich von jeher verehrten als den besondern Schutzpatron unserer Stadt!" Und: „Amen! Hilf, heiliger Antonino!" antwortet es aus hundert Kehlen. Und nun erhebt ein anderer seine Stimme, angstvoll ruft es durch die Nacht: „Du guter heiliger Erzengel Michael! auch du wirst helfen! auch zu dir beten wir, denn auch du hast es von jeher gut gemeint mit deinen Kindern! Hilf, Erzengel Michael, daß wir nicht zu Grunde gehen unter dem grausigen Feuer!" Und: „Amen! Hilf, Erzengel Michael!" antwortet es wieder aus der wimmernden Menge. Wahrlich, den möchte ich sehen, dessen Kehle bei solchem Bilde sich nicht zusammenschnürte, oder der gar zu lächeln vermöchte über den Aberglauben dieser Leute!

Ergreifender noch gestaltet sich aber das Bild, als nun der mit zwei weißen Rossen bespannte erzbischöfliche Wagen heranrollt; drei Priester sitzen darin; in ihren Händen ruht der kostbare Schleier der heiligen Agata. Und alles fällt auf die Knie, und lautlose Stille lagert sich über die Menge, und im Donnern des tobenden Berges und im Widerschein des flammenden Feuers zieht die wunderthätige Reliquie weiter. Und nun ist es, als hätte der Himmel sich plötzlich geöffnet, als wäre alle Angst und alle Gefahr mit einem Schlage geschwunden. „Wir sind gerettet! wir sind erlöst!" jubelt es aus der

Menge; „gelobt sei die heilige Agata! und gelobt San-Antonino und San-Michele Archangelo!"

Droben in Nicolosi flutet und wogt das Volk, und schreit und lacht und ruft in den Straßen, auf dem offenen Platze vor der Kirche, in den Bottiglien und vor dem Hause des Alpenclubs; Kopf an Kopf steht die Menge; kaum vermögen sich die Wagen Bahn zu brechen durch das Gedränge; Carabinieri, Soldaten, Maulthiertreiber, Beamte und Führer des Alpenclubs, Bauern, Weiber, Kinder — und mitten in dem Gewühl die Fremden, in allen Sprachen der Welt sich verständlich zu machen suchend, Engländer, Deutsche, Amerikaner, Franzosen, Russen, Italiener! Wer soll Ordnung schaffen in diesem Getümmel? Wie soll ein jeder seines Führers und seines Maulthiers habhaft werden? Wie soll es möglich sein, daß man sich herauswinde aus diesem Menschenknäuel und sich rette mit Hab und Gut, mit den Mänteln und dem Proviant, und den Weg finde, der zu der Lava führt? Mit musterhafter Umsicht waltet aber hier oben der italienische Alpenclub, und bewunderungswürdig ist die Ordnung, die er herzustellen, der Gehorsam, den er seinen Befehlen zu erwirken versteht. Wo seine Beamten gebieten, da verstummt jeder andere, und auch der unbotmäßigste Maulthiertreiber fügt sich dem Befehl des mit der Binde des Alpenclubs versehenen Führers. Kaum eine Viertelstunde braucht es, und jeder von uns sitzt auf seinem Maulesel, die Fackeln werden angezündet, und unser Zug bewegt sich vorwärts, vorwärts durch die schreiende Menge — dem „neuen Feuer" zu.

Einen unserer Führer vom Jahre 1883 her fand ich hier wieder; aber er war ein anderer als damals. Er dachte nicht mehr daran, den alten Mongibello wegen seiner Ohnmacht zu bespötteln; „è terribile, è tremendo

il fuoco!“ sagte er, und als ich ihn mit dem Hinweis auf die weite Entfernung der Lava zu beruhigen suchte, da antwortete er mir mit bedenklichem Kopfschütteln: „Diesmal ist Nicolosi verloren — wenn die Heiligen uns nicht beistehen!“

Zur Stadt geht es nun hinaus, und wo die Straße sich erweitert und der Horizont sich vor uns öffnet, da sehen wir, als schössen sie hinter der nächsten Böschung hervor, die feurigen Garben zum Himmel hinaufprasseln. Bis zu jener Böschung aber, bis zu dem Höhenzuge, auf welchem im Jahre 1883 die Heiligen der Lava entgegengestellt wurden, müssen wir noch steigen, um den Krater selbst und die Lava zu sehen. Lang dehnt sich der Weg, zur Linken an den Monte-Rossi vorbei, rechts zu den kleinsten Eruptionskegeln von San-Nicola und Monte-Pagano führend. Eine wahre Völkerwanderung scheint sich in dieser Nacht über die Gefilde ergossen zu haben; es flutet hin, es flutet zurück; Tausende bewegen sich hier oben nach allen Richtungen hin; die rothen Fackeln schwärmen wie Leuchtkäfer durch die Felder, über unwegsame Lavapfade, auf die Monte-Rossi hinauf, nach dem kleinern Kegel zur Rechten. Wo zwei Wege sich kreuzen, hat man aus Bretern und Tüchern eine Bude errichtet; um ein flackerndes Feuer hocken, liegen und stehen hier die Menschen; frisches Wasser, Citronensaft, Wein wird verschenkt; alles schreit, alles lacht — und dort unten in der Kirche von Nicolosi weint und jammert alles und fleht zum Himmel um Errettung von dem entsetzlich drohenden Verderben!

Ein paar Schritte noch, und die Böschung ist erreicht, und vor unsern Augen liegt in seiner ganzen Ausdehnung, in seiner ganzen furchtbaren Pracht — das Ausbruchsfeld!

Nichts vermag dieses Schauspiel wiederzugeben; es über-

trifft alle Erwartungen, es spottet jeder Beschreibung. Ich hatte in frühern Jahren einem Ausbruch des Vesuvs beigewohnt; wie ganz anders aber gestaltete sich der Ausbruch des sicilischen Berges! Ein Kind, ein Spielzeug nur war der Vesuv im Vergleich zu diesem Riesen.

Wie eine Pyramide von flüssigem Golde ragt der neue Kegel in den schwarzen Nachthimmel hinauf, fast durchsichtig, möchte man glauben, mit blutrothen Adern durchwebt. Aus dem Krater steigt eine Feuersäule auf, die ungeheuere Felsmassen emporschleudert, bald gerade in die Höhe, bald sie in Garben rings umher streuend. Von Minute zu Minute hört man im Innern des Kegels ein ungeheueres Getöse, ein Heulen, Dröhnen, Zischen, als sollte der ganze Berg auseinanderbersten, und aus dem Krater schießt es goldenblitzend hervor, von riesigen glühenden Felsblöcken; sie fahren hinauf, als wären sie vom Blitze geschleudert, höher, immer höher; dann scheint es, als blieben sie oben unbeweglich hängen, und langsam schweben sie wieder herunter. Zuweilen ist es, als platze der Berg von oben bis unten, und knatternde Raketen schießen rings in die Luft. Nun quillt es über den Rand des Kegels, die rothe Lava überschäumt den Krater und schießt wie ein Strom von lauter Diamanten und Rubinen an den steilen Wänden herab; der ganze Berg scheint lebendig zu werden; es rinnt und rieselt und strömt und prasselt und schimmert und leuchtet. Auch dort unten, an seiner Flanke, klaffen die tiefen breiten Schlünde, aus denen die Lava in rothgoldenen Feuerwellen herausrollt; daneben und zu allen Seiten blitzt und kracht es aus den kleinern Kratern. Und dann — in weiter Ausdehnung das riesige, zwei Kilometer breite Lavafeld; schwarz, mit blutrothen Feueradern durchstreift, schiebt es sich langsam und ruhig — wie grausig ist diese

Ruhe! — vorwärts, ein vor Augen liegendes Bild der unerbittlichen, stetig ihren vorgezeichneten Weg verfolgenden Urkraft der Natur, die alles Menschenwerk vernichtet!

Nichts Unheimlicheres, nichts Grauenvolleres gibt es in der Welt als diese Lavawand, die haushoch mit einem leisen Knistern oder Rieseln wie von übereinander sich schiebendem Schiefer- oder Kohlengeröll vorrückt und alles Lebende ruhig erstickt und erdrückt. So langsam rückt sie von weitem heran, daß man wähnt, sie bewege sich nicht; nur ein Stein rollt zuweilen von oben herunter, wie aufblitzende Sterne öffnen sich feurige Löcher in der schwarzen Wand — doch kommt man nach einer Stunde zu derselben Stelle zurück, so ist sie bereits überflutet, die schwarze Wand ist vorgerückt, und so ruhig, still, langsam rückt sie weiter und immer weiter vor.

Bei Beginn des Ausbruchs floß die Lava gleichzeitig aus allen Spalten und Ritzen des Erdbodens hervor; allmählich aber bildeten sich besondere Auswurfskrater am Fuße des Eruptionskegels. Der Strom der völlig flüssigen Lava soll nach den Beobachtungen des Professors Silvestri anfangs 40—60 Meter in der Minute zurückgelegt haben, jedoch nur in der nächsten Nähe der Krater. Der schäumende Feuerstrom erkaltet rasch; Schlacken lagern sich nach allen Seiten hin ab; eine von rothen Adern durchzogene Kruste bildet sich, und nun macht der Lavastrom je nach der Beschaffenheit des Terrains, nach der Stärke des Ausbruchs und der Masse des nachgeschobenen Materials einen Weg von 40 bis nur 5 Meter in der Stunde. Von einem Fließen im buchstäblichen Sinne des Wortes ist schon am zweiten Tage nicht mehr die Rede; ein Uebereinanderrollen, ein langsames, ununterbrochenes Vorwärtsschieben ist es — aber vergeblich wäre es, diesen

sich vorwärtsschiebenden feurigen Massen einen Wall entgegenzustellen oder sie in einem Graben nach einer andern Richtung ableiten zu wollen: langsam staut sich die Lava vor dem Wall in die Höhe; langsam füllt sie den Graben aus; die Wogen erstarren in ihrem Laufe und schichten sich zu Trägern der folgenden auf; überstiegen wird der Wall, ausgefüllt wird der Graben, und über die so von ihr gebildete Fläche schiebt sich die Lava weiter. Nichts vermag den von der Lava Bedrohten vor seinem Schicksal zu retten; kämpfen kann der Mensch nicht dagegen; es bleibt ihm nichts übrig, als sich im Gefühle seiner Ohnmacht zur Erde zu werfen und den Himmel anzuflehen, daß er dem verheerenden Strome halt gebiete.

Wir waren in die Nähe der Lava gelangt. Die Luft glühte; hier und da entzündeten sich mit einem eigenthümlichen Pfeifen die von der Hitze ausgedorrten Ginsterbäume; ein leichtes, rasches Aufblitzen von hellen Flammen, und von dem Baumgerippe war nichts mehr da. Ein langer Zug von Weibern bewegte sich laut jammernd längs des Lavameeres hin; sie trugen ein Heiligenbild mit sich; sie knieten nieder und sangen mit thränenerstickten Stimmen dem betenden Priester nach; dann stellten sie das Bild an einen Baum, steckten mit Weihwasser besprengte Stäbe in die Erde, damit bis hierher und nicht weiter der feurige Strom heranrolle. Arme, arme Leute! Ueber Stäbe und Bilder rollte der Strom, und näher, und immer näher wälzte er sich gegen Nicolosi.

Andere Neugierige kamen am folgenden Tage hier herauf; sie wollten auf derselben Stelle rasten, wo wir gerastet hatten: die Stelle war schon längst überflutet! Und überflutet ward ein Hügel nach dem andern, über-

flutet die Serra Pizzata, der Monte-Nocilla, überflutet schon die Böschung der Altarelli; nur der Steinschuppen des Heiligen ragte noch heraus aus dem feurigen Meere. Und es kam der Tag, wo die ersten Häuser von Nicolosi kaum noch 300 Meter von der Lava entfernt waren.

Während zwölf langer Tage und Nächte schon hatten die Einwohner von Nicolosi zwischen Furcht und Hoffnung geschwebt; von Jubelrufen, wenn die Lava langsamer floß, von Jammergeschrei, wenn sie in rascherm Laufe nahe kam, hallte es wider in den Straßen und auf den Plätzen des unglücklichen Städtchens. Jetzt nun schlug die Stunde, wo Kirchen und Häuser, den vorsorglichen Befehlen der Obrigkeit zufolge, geräumt und dem Verderben überlassen werden sollten. Fast geleert war die Stadt freilich schon längst; hülfreich hatten die benachbarten Ortschaften die Einwohner aufgenommen; nicht nur den Wein, den einzigen Reichthum dieser armen Bevölkerung, auch die Mobilien, sogar die Thüren, die Fensterläden, die Breter, die Ziegel, alles, was irgend beweglich war, hatte man fortgeschafft. Ja es wird erzählt, daß die Bewohner Nicolosis in ihrer frommen, naiven Verehrung der Todten die Erlaubniß einholten, die Gebeine ihrer entschlafenen Aeltern und Kinder auszugraben und in einen benachbarten Friedhof zu betten. Kaum war noch etwas anderes zu retten als der Altar in der Kirche und die Bilder der Heiligen. Aber blieb auch nichts mehr übrig als die nackten Mauern und die Scholle Erde, worauf sie geboren wurden, wo sie gelebt, geliebt und gelitten hatten: an diesen nackten Mauern, an dieser Scholle Erde hing noch das Herz der Armen, und Jammergeschrei erfüllte die Luft, als am 31. Mai die Hornsignale ertönten, die den Beginn der Räumung verkündeten, als das Militär vorrückte und der Ort von

einem Cordon Carabinieri umgeben wurde, als man erkennen mußte, daß jetzt alles zu Ende war. Wer möchte es diesen Unglücklichen verargen, daß sie nahe daran waren, sich gegen die Befehle der Obrigkeit aufzulehnen! War es doch Aergeres als der Tod, was ihrer wartete, wenn sie auszogen aus ihrer Stadt: Armuth, Noth, Hunger, ihr eigenes und ihrer Kinder Verderben! Da, in der Stunde der höchsten Aufregung, erklangen — vielleicht zum letzten mal! — die Glocken von Nicolosi; vor der Kirche trat der ehrwürdige Erzbischof von Catania, umgeben von seinem Klerus, zu dem jammernden Volk; er hieß es beten und betete mit ihm; es war ein Bild, wie es kein Dichter zu erfinden, kein Maler wiederzugeben vermag! Ein ganzes Volk im Staube kniend, Thränen der Verzweiflung weinend, den starren Sinn beugend vor den besänftigenden Worten seines Seelenhirten — und dazwischen das furchtbare Heulen und Dröhnen des Feuerberges! .... Und von dem Altar hoben die Priester das Crucifix und die heiligen Gefäße, und aus der Kirche trugen sie den Schrein mit dem Schleier der heiligen Agata und die Bilder des Schutzpatrons von Nicolosi; und an die Spitze des Zuges stellte sich der Erzbischof, und langsam, unter Beten und Singen, bewegte sich das Volk zur Stadt hinaus nach Pedara zu, wo die Heiligen und die Menschen ein neues Unterkommen finden sollten.

Allein die Rettung war nahe. In derselben Nacht erlahmte die seit einigen Tagen schon nur noch stoßweise arbeitende Eruptionsgewalt; langsamer und immer langsamer floß die Lava, bis sie erstarrte und erlosch.

Nicolosi war gerettet, der Ausbruch beendet.

Am 2. Juni brach wieder weißer Rauch aus dem Hauptkrater, und ein Erdbeben zuckte rings um den Berg:

ein Zeichen, daß alles wieder ins alte Gleis gekommen war, daß der Aetna sich wieder vollständig beruhigt hatte.

Auf wie lange aber? Sechs Jahre ungefähr pflegt der Schlaf des Riesen zu dauern; nach sechs Jahren wird ein neuer Schlund sich aufthun, und wer kann sagen, nach welcher Richtung hin beim nächsten mal das Verderben sich ergießen werde?*)

Vor versunkenen Welten stehen wir wohl anderwärts in wehmüthig stillem Betrachten, ergriffen und gefesselt von den Bildern entschwundener Größe; doch aus dem Staub der Vergangenheit ragt noch unvergeßlich und unverlöscht die Geschichte der untergegangenen Städte, der Völker und Helden hervor; nicht völlig entschwunden sind die Menschen, welche so Mächtiges einst geschaffen, aus ihrer Grabesnacht leuchtet ihr Beispiel, leuchten ihre Lehren, leuchten ihre Thaten wie glänzende Sterne bis in die fernste Zukunft. Hier aber, auf dem Aetna, wie viel grausiger ist das Gefühl, das uns hier übermannt! Und bleiben wir auf halber Höhe, am Fuße der brodelnden Lava stehen, oder erklimmen wir die Spitze und senken den Blick hinab in den rauchenden Schlund des Hauptkraters: noch viel trostloser ist das Gefühl, das sich da langsam und nagend unsers Geistes bemächtigt, noch viel herber und von ätzenden Zweifeln begleitet; und je weiter sich um den in der Morgensonne erglänzenden Gipfel der Horizont über Länder und über Meere ausspannt, in

*) Professor Silvestri schätzt die Masse der diesmal ausgeworfenen Lava auf 66 Millionen Kubikmeter; 453 Hektaren Landes wurden überflutet, wovon ein Drittel mehr oder minder bebaute Gelände, meistentheils Saatboden, Ginster, Weidefelder und Reben. Der Schaden wird auf 782000 Francs berechnet. Kein Menschenleben fiel der Eruption zum Opfer.

desto düsterer Färbung umfängt dieses Gefühl unser Herz. Nicht ein Bild versunkener Welten liegt vor uns; unser Fuß berührt eben die Stelle, aus welcher die Vernichtung unserer eigenen Welt, die Vernichtung nicht nur der Jetztzeit, sondern der Vergangenheit und der Zukunft hervorbrechen wird. Dieser Berg ist das ewig arbeitende Werkzeug der alles Leben zerstörenden Urkräfte. Wie üppig auch unter der befruchtenden Wärme der Lava die Natur sich entfalten, wie erfolgreich die Thätigkeit der Menschen auf diesem Boden sein mag — ein Ruck, ein Spalt, und in Trümmern liegen die Städte, und aus der Erde Schos bricht ein flammender Strom, und über alles Bestehende, über die Menschen und über ihre Werke, über ihre Thaten und über ihr Denken, über ihr Streben und über ihre Geschichte flutet das ewige Feuer.

Der französische Denker und Dichter Ernest Renan schrieb auf die letzte Seite seines philosophischen Dramas „Le Prêtre de Nemi" die einer alttestamentlichen Weissagung des Jeremias entnommenen, der heutigen Zukunft angepaßten Worte:

„So spricht Jehova: Also mühen sich die Menschen ab für das Nichts, und die Völker arbeiten sich ab für das Feuer."

Dieses bedeutsamen prophetischen Ausspruchs mußte ich hier oben gedenken.

VI.

Im Schwefelgebiet.

1. In das Land hinein.

Es gibt wol kaum ein anderes Land in Europa, das auf den Fremden in demselben oder nur in ähnlichem Maße den Eindruck der Fruchtbarkeit und des üppigsten Bodenreichthums macht wie Sicilien. Der Eindruck ist um so tiefer, als die Cultur, mit Ausnahme einiger Küstengebiete, vernachlässigt ist und besonders im Innern noch weit hinter der Productionsfähigkeit des Bodens zurückbleibt.

Ergreifende und bezaubernde Ansichten gewährt eine Wanderung vom östlichen Ufer durch die eigentliche Schwefelregion nach der Südküste, von Catania über Castrogiovanni, das alte griechische Henna, nach Grotte, Racalmuto, Aragona und Girgenti. Die seit wenigen Jahren erst eröffnete Eisenbahn führt uns mit märchenhafter Schnelligkeit in Einem Tage durch die verschiedensten Gebiete und Culturen, und wie in einem Zauberspiegel wechselt von Stunde zu Stunde der Charakter des vorbeifliegenden Landes. Kommt man von Syrakus, so ist der Eindruck noch mächtiger und auffallender:

von der alten Griechenstadt bis in die nächste Nähe von Catania erstrecken sich die Gefilde voll unvergleichlicher, ruhiger und idyllischer Anmuth; ein weitgeöffnetes, vom Meer und von den entfernten Höhenzügen lieblich umrahmtes, leichtgewelltes Hügelland mit Wiesen, mit alten schattigen Oelbäumen, mit Quellen und Bächen, mit zerstreuten Höfen und Hütten — die richtige Scenerie für ein Theokritisches Idyll oder für Virgil's Schäferdichtungen. Schießt die glühende Mittagssonne ihre Pfeile zur Erde herab, legen sich die ermüdeten Hirten mit ihren Ziegen und Schafen unter dem Schatten der Oelbäume zur Ruhe, und klingt der langgezogene Ton einer Doppelflöte, wie sie das sicilische Volk von seinen griechischen Urvätern geerbt hat, von weitem zu unserm Ohr, so drängt sich die Erinnerung an die alten Zeiten der Hellenen und der Römer unwiderstehlich in unsere Seele. Am Fuße des Aetna verändert sich plötzlich das Bild. Hier beginnt der bis zur nordöstlichen Spitze Siciliens sich ausdehnende Orangen- und Citronengarten, eine Quelle unerschöpflichen Reichthums für dieses Land und dieses Volk; dichtgedrängt stehen die kostbaren Bäume; im Herbst erglühen die goldenen Früchte wie unzählige glänzende Sterne auf dem mattschimmernden Untergrund der dunkelgrünen Blätter, und ein berauschender Duft entströmt den Blüten und Früchten. Zu den Agrumen gesellen sich Reben und Oelbäume; dazwischen blüht der Cactus auf den schwarzen verwitterten Lavafeldern und bricht mit seinen kräftigen Wurzeln die ersten Furchen in das todte Gestein. Bis zum Pelorischen Vorgebirge, der brandenden Scylla gegenüber, zieht sich zwischen dem Meer und den Bergen hin dieser Garten von Citronen und Orangen, und noch üppiger blüht ihre Cultur auf der nördlichen Küste, wo die

Pelorischen Berge weiter vom Meere zurücktreten und den großen Agrumen- und Wein-Anpflanzungen von Spadafori, Milazzo, Barcellona Platz machen. Verlassen wir aber bei Catania die Küste und dringen durch das breite Thal des Simeto und des Dittaino in das Innere der Insel, nach Castrogiovanni, nach Caltanissetta, so stehen wir bewundernd vor einem neuen Wechsel des Bildes: Orangen und Citronen sind verschwunden; weite Flächen, Hügel an Hügel, Berg an Berg, dehnen sich nach allen Seiten aus, und bis in unabsehbare Ferne wogt der grüne Weizen. Die Kornkammer Roms wurde Sicilien in frühern Jahrhunderten genannt; hier kann man erkennen, daß es auch heute wieder diesen Namen beanspruchen könnte, wenn das Volk unternehmender, wenn diese fruchtbare Erde sorgfältiger bebaut wäre.

Zwischen den Kornfeldern sind Baumpflanzungen angelegt, aber nicht Agrumen, sondern Mandel- und Johannisbrotbäume, untermischt mit dem überall gepflegten Oelbaum. Die Bäume stehen in Reih' und Glied, und wie eine Baumschule sieht sich von der Eisenbahn eine solche Pflanzung an; sie verleiht der Gegend keinen Reiz, seltsam genug schauen vielmehr die scharfgeschnittenen, malerisch gezeichneten, mit alten Städten und Castellen gekrönten Berge hernieder zu den einförmigen Weizenfeldern und den noch einförmigern Plantagen der Mandelbäume. Das eine paßt nicht zum andern; wir empfinden störend den innern Widerspruch dieser unharmonischen Nebeneinanderstellung. Zwischen dem tiefblauen Himmel, den classischen Formen der Berggipfel und ihrer zarten, duftigen Färbung, woraus die volle Poesie des Südens uns anlächelt, und der nüchternen landwirthschaftlichen Prosa, welche in der geradlinigen Monotonie dieser Baumschulen liegt, fehlt das die schroffen Gegensätze versöhnende Binde-

glied; vergeblich suchen wir dasselbe in den spärlich durch die Thalsenkungen zerstreuten italienischen Pappeln oder in den schöngestalteten Caroubenbäumen, welche die Eintönigkeit der Feldcultur wol unterbrechen, aber doch nicht im Stande sind, das Bild zu abgeschlossener Ruhe und harmonischer Einheit zu vollenden.

Ein Reisegefährte, der Vertreter einer der bedeutendsten deutschen Firmen in Messina, der sich mir bei meinem Streifzug durch das südöstliche sicilische Gebiet beigesellt hatte und mir am Eisenbahnfenster mit unermüdlicher Liebenswürdigkeit die Honneurs des ihm längst genau bekannten Landes machte, gab mir über die volkswirthschaftliche Bedeutung und über den reichen Ertrag der verschiedenen Pflanzungen und Culturen willkommenen Bescheid. „Unserer Insel", sagte er, „ist es ergangen wie den Nachbarländern, wie Nordafrika und Griechenland. Einen fruchtbarern Boden gibt es nicht als diesen; er besitzt heute noch dieselbe Productionskraft, von welcher die alten Dichter und Geschichtschreiber mit Bewunderung sprechen. Die gewaltigen Stürme, die seit Jahrhunderten über Sicilien dahingebraust sind, haben aber die normale Entwickelung der Bodencultur verhindert und gestört; von den verschiedenen Völkern, welche nacheinander die Herrschaft über Sicilien besaßen, hat keins es verstanden, diesen reichen Schatz zu heben, ja die Quellen des sicilischen Reichthums drohten öfters unter der Miswirthschaft des einen oder der andern ganz zu versiegen. Von den Römern wurde das Land ausgesogen, von den Sarazenen wurde es verwüstet, ehe dieselben, in richtiger Erkenntniß ihrer Fehler, neue Pflanzungen anlegten und die Citronen, die Orangen, alles, was man mit dem gemeinsamen Namen der Agrumen bezeichnet, hier einbürgerten, wie die Karthager früher den Granat-

baum nach Sicilien versetzt hatten, wie man heute mit dem Gedanken umgeht, Thee- und Kaffeepflanzungen anzulegen. Unter den Römern war die Miswirthschaft bis zu solchem Grade gediehen, daß Sicilien, das früher Oel ausführte, seinen Bedarf aus den nordafrikanischen Küstenländern beziehen mußte; unter den Sarazenen hatte sich, aus naheliegenden Gründen, der Weinbau so sehr verringert, daß Sicilien, das heute den ganzen französischen Markt mit seinen starken rothen Weinen versieht, nicht Trauben genug für seinen eigenen Verbrauch producirte. Zur griechischen Zeit blühte hier der Ackerbau, die Vieh- und Pferdezucht; das Oel, der Weizen, der Wein von Sicilien waren weithin berühmt; Pindar besingt das schafereiche Eiland, das erste an fruchtbringendem Boden; die Rosse von Akragas galten in ganz Griechenland für die schönsten und besten, und so groß war der Ruhm dieser pferdezüchtenden Stadt, daß die reichen Akragantiner ihren gefallenen Rossen prachtvolle Grabstätten errichteten und bei den Olympischen Spielen den Pferden von Akragas fast niemals die ersten Preise fehlten. Was war aus all diesem damaligen Reichthum geworden? Rom verwandelte mittels der Aussaugung durch seine Proconsuln die Kornkammer in eine Einöde; die verlassenen Städte mußten durch Colonisten neu bevölkert werden; der Oelbaum drohte zu verschwinden, und von neuen Erzeugnissen des Bodens führten die Römer nur die unbedeutende Cultur von Pfirsichen, Aprikosen und Kirschen ein. So tief war Sicilien zu Ende des Römischen Reiches gesunken, daß das byzantinische Kaiserthum die Insel zu einem Verbannungsort für Majestätsverbrecher bestimmte. Später besaßen die Bischöfe von Rom, von Mailand, von Ravenna ausgedehnte Länderstrecken in Sicilien, die sie von Sklaven bebauen ließen

und deren Ertrag der Kirche zugeführt wurde; es war nur eine Erneuerung der römischen Ausbeutung. Unter der Herrschaft der Sarazenen und der denselben auf dem Fuße folgenden Normannenfürsten beginnt nach dem ersten Stadium der Verwüstung wieder eine Periode großartigen Aufblühens des Handels. Die Sarazenen verpflanzen außer den Agrumen auch Seide, Baumwolle, Zuckerrohr, Pistazien, Reis, Sumach, Melonen nach Sicilien; neue Oelplantagen werden angelegt, die Zucht des Oelbaums wird direct von der Obrigkeit begünstigt; heute noch heißen im Volksmund die Oelbäume der palermitaner Conca d'Oro Sarazenenbäume. Auch die Vieh- und Pferdezucht nimmt einen neuen Aufschwung; die Rosse, Maulesel und Esel, die Rinder und Schafe Siciliens gelangen zu weitverbreitetem Ruf; die Berge sind mit dichten, von mancherlei Wild bevölkerten Wäldern bedeckt. Stadt und Land erheben sich zu einer seltenen Blüte: Palermo zählt 300,000 Einwohner; 18 größere Städte, 320 Castelle und 900 Dörfer oder Städtchen sind auf der Insel vertheilt — von den 900 Dörfern blieben heute nur noch 352 übrig! Die Normannenfürsten treten in die Fußstapfen ihrer Vorgänger: der Reichthum der Insel und der Wohlstand der Bevölkerung bleiben während geraumer Zeit in beständigem Steigen; mit Staunen liest man in den Chroniken von der verschwenderischen Pracht, welche die Normannenkaiser bei festlichen Gelegenheiten zu entfalten vermochten. Allmählich aber übt das Feudalsystem auch hier seine verderbliche Wirkung aus: Grund und Boden war von den Eroberern in Kron-, Kirchen- und Lehngut getheilt worden; nicht anders als früher die Bischöfe und die römischen Proconsuln treten jetzt die Lehnsherren auf; das Land wird ausgebeutet, es verarmt und verwildert mit rasender Schnelligkeit. Dazu gesellt sich

die Inquisition, welche die Juden und die Muselmänner verfolgt und durch Vertreibung dieser rührigen und handelsgewandten Bevölkerung die dem Lande eröffneten Quellen des Wohlstandes wieder verschließt. Die Einwohnerzahl Siciliens sinkt; die Bodencultur erlahmt und erstarrt; alles Leben concentrirt sich in den großen Städten und deren nächster Umgebung, an den Küsten und in den Häfen im Norden und Osten; das Innere der Insel aber verödet mehr und mehr: die Wälder, welche die steilen Berge bedeckten und dem Lande Wasser zuführten, verschwinden allmählich, die Quellen versiegen; die Cultur der Agrumen, des Oelbaums, der Rebe zieht sich aus dem Innern fort nach den Küsten; nur noch spärlichen Feldbau findet man in den unwegsamen Berg- und Hügelgebieten, und magere Weiden, auf denen die Hirten ihre Ziegen grasen lassen. So war es, als die Feudalherrschaft auf Sicilien lastete — und heute noch hat sich das herrliche Land von dem Alpdrucke dieser Herrschaft nicht völlig befreit."

Mein Begleiter hielt einen Augenblick inne, und indem er mich lächelnd anschaute, sagte er: „Sie wundern sich wol, daß ein Kaufmann so gut Bescheid weiß in der Geschichte der Griechen, Römer, Sarazenen und Normannen? Wir beschäftigen uns aber in der deutschen Colonie nicht blos mit Seidenspinnerei und Oelexport, sondern auch mit der Vorgeschichte des Landes, das uns so gastfreundlich aufgenommen hat; wir lesen Holm's vorzügliches Werk über das alte Sicilien, und die sicilischen «Cultur- und Geschichtsbilder» von Otto Hartwig können Sie in der Bibliothek jedes deutschen Hauses in Palermo, Messina und Cátania finden." „Erst seit 1838", fuhr er fort, „seit der Lehnsverband aufgehoben worden ist, geht Sicilien wieder in die Höhe; Schweizer

und Deutsche haben in den großen Städten der Insel den Exporthandel mit Agrumen, mit Oel und Wein in die Hand genommen, und allmählich nehmen jetzt auch die Sicilianer selbst an dem anfangs von den Fremden allein innegehabten Handelsverkehr theil; wie viel ist aber noch nachzuholen, bis dieses fruchtbare Erdreich alles verwerthen wird, was es an Reichthum in seinem Schoße birgt! Betrachten Sie diese Berge: alles ist öde; kein Baum, kein Strauch wächst hier, wo in frühern Jahrhunderten üppige Wälder standen. Die metertiefen Humusschichten, die den Boden bedecken, liegen fast brach; der Bauer bedient sich, um sein Kornfeld zu ackern, des alten römischen Pflugs, der höchstens fünf bis zehn Centimeter tief in die Erde dringt: welche Fülle von erzeugender Kraft bleibt da unbenutzt! Noch keine zehn Jahre sind es her, als niemand daran dachte, auf den zahllosen Hügeln etwas anderes als Weizen zu bauen; heute endlich erkennt man nach und nach, daß dieses todte Kapital reichere Zinsen zu tragen im Stande ist. Schauen Sie dort zur Rechten jene Reihen von Mandelbäumen, die sich in langer Linie hügelauf hügelab ziehen: 40,000 Stück sind hier angepflanzt; sie liefern dem Besitzer einen jährlichen Ertrag von einer halben Million Franken. Infolge der Eröffnung der Eisenbahn von Messina nach Palermo dringt die Cultur immer weiter in das Innere des Landes ein. Ohne Eisenbahn hätten sich diese Gegenden niemals aus ihrer armseligen Lage herauszuarbeiten vermocht, da die Feldfrüchte nur vermittelst Esel und Maulthier aus dem unwegsamen Innern nach den Küstenstädten befördert werden konnten und die Transportkosten daher den möglichen Gewinn überstiegen. Wenn aber die Eisenbahn dem Lande alle die erhofften Dienste leisten soll, so ist unbedingt nothwendig, daß man ernstlich an die Bewal-

dung der Berge gehe; denn sind die Höhen kahl, so versiegen die Quellen, und dann können die Eisenbahnen wegen Wassermangel, wie wir es heute schon zur Genüge erfahren müssen, die in den Stationen sich anhäufenden Güter nicht in der bestimmten Zeit weiter befördern."

Der Zug hielt gerade an einer kleinern Station. In einem besonders eingehegten Raume lagen hier Hunderte und Tausende von hellgelben viereckig geschnittenen Würfeln; die an dem Schuppen, welcher den Raum überdacht, stehende Aufschrift: „Magazzino Zolfo", ließ keinen Zweifel über die Natur dieses Erzeugnisses der sicilischen Erde. „Hier können Sie die Richtigkeit meiner letzten Bemerkung mit eigenen Augen bestätigt sehen", sagte mein Begleiter; „seit Wochen häuft sich hier der Schwefel an, und von Girgenti bis Catania liegen auf jeder Station solche Massen; dieselben sind längst verkauft; die Käufer warten auf die angemeldeten Sendungen, sie schreiben Mahnbrief auf Mahnbrief — die Eisenbahn aber kann die erforderlichen Züge nicht stellen, weil nicht Wasser in genügender Menge vorhanden ist, um die Locomotive zu speisen."

Mein Auge haftete an dem Schwefel, der in langen regelmäßigen Schichten und Reihen hier aufgespeichert lag. Es war das erste mal, daß ich dieses Erdproduct in solcher Massenhaftigkeit und sozusagen in seinem Naturzustande erblickte, und unwillkürlich mußte ich bei mir über die ängstliche Scheu lächeln, die man in den nördlichen Ländern bei dem Gedanken an Schwefel, an Schwefelminen oder Schwefelquellen empfindet. Der Schwefel hängt noch mit den mittelalterlichen Vorstellungen von der Hölle zusammen. Seine Erwähnung erweckt daher in unserm Geiste das Bild des qualmenden Schlundes mit den grinsenden Teufelsfratzen, wie er in

vergilbten Bilderbibeln dargestellt und auf alten Fresken in Kirchen und Klostergängen gemalt ist. Der Höllengeschmack kann von dem Schwefel immer noch nicht abgelöst werden, und ein gewisses Gruseln überfällt sogar noch viele unter uns, wenn der Arzt ihnen ein Schwefelbad oder eine geschwefelte Arznei verordnen will.

Kommt bei uns im Norden die Rede auf Sicilien, so steht sofort wenigstens einem in der Gesellschaft das einen Gegensatz bezeichnende geflügelte Wort von dem „Land der Apfelsinen und des Schwefels" zu Gebote: von dem Lande, in welchem die süßesten und saftigsten Früchte reifen, wo aber auch die giftigen Schwefelmassen unter dem dampfenden Aetna lagern. Mit dem Aetna bringt der Volksglaube den Schwefel in natürliche Verbindung; aus dem Vulkan, denkt man sich, breche der Schwefel hervor, oder er sei bei alten Erderschütterungen und Eruptionen ausgestoßen worden, nun ringsumher lagernd und alle von der vulkanischen Sprengkraft erzeugten Ritzen und Risse bis tief in die Erde hinab erfüllend. Nicht der mythologische Riese, den die Sage unter dem Aetna zanken und brüllen läßt, sagt schon, den alten Aberglauben berichtigend, Dante („Paradiso", VIII, 67—70), sondern der emporstrebende Schwefel macht den Aetna dampfen:

E la bella Trinacria, che caliga
Tra Pachino e Peloro, sopra il golfo
Che riceve da Euro maggior briga,
Non per Tifeo, ma per nascente zolfo.

Trinakria — bedeckt von schwarzer Hülle
Zwischen Pachino und Pelor, am Schlund
Des Meers, das schäumt bei Euro's Wuthgebrülle,
Durch Typheus nicht, nein, durch den Schwefelgrund.

Und so tief eingewurzelt ist in uns allen das Vorurtheil eines innern engen Zusammenhangs der vulkanischen Kraft und der Schwefellager in Sicilien, daß wir denjenigen, die uns hier im Lande selbst eines andern belehren wollen, gewöhnlich keinen Glauben schenken. Der Ausfluß dieses höllisch-vulkanischen Sudes lag nun hier in der Eisenbahnumzäunung, friedlich und harmlos, fast lieblich anzusehen in seinem hellgelb schimmernden Gewande; Steine waren es nicht, auch keine Krystalle, wie wir irrthümlich anzunehmen pflegen, sondern viereckige Kuchen aus einer feinen gelben Masse, die aussahen, als wären sie entweder wie Backsteine im Feuer gehärtet und gebrannt, oder aus einer allmählich geronnenen und verdichteten Flüssigkeit in die feste Form gepreßt. Ich sollte im Verlauf meiner Reise und bei näherer Beschauung der Schwefelminen in Grotte erfahren, daß meine letztere Vermuthung die richtige war: die tief unten in den Minen gebrochenen Schwefelsteine und Krystalle werden nämlich an Ort und Stelle geschmolzen; der heiße flüssige Brei fließt dann vermittelst geeigneter Vorrichtungen aus der dampfenden Glut heraus in besonders zu diesem Zweck angefertigte viereckige hölzerne Gefäße. Nachdem die Masse erkaltet ist und sich verdichtet hat, werden die wie gelbe Backsteine aussehenden Würfel herausgenommen und auf den Rücken von Eseln zur Eisenbahn gebracht, um von da ihre weitere Reise nach den nordischen Gegenden anzutreten. Mein dienstfertiger Reisegefährte erklärte mir dies alles und noch manches andere, während unser Zug uns immer weiter in das Innere der Insel führte.

Das Meer war unsern Blicken längst entschwunden; steile Bergkegel erhoben sich, wirr durcheinandergeworfen, von allen Seiten. Ein langer von einer zackigen

Mauer umgebener Felsenrücken, mit alten Thürmen, alten Kirchen und alten Häusern, schien uns den Weg zu versperren; wie die athenische Akropolis, nur ohne Parthenon und Propyläen, lag er der Bahn schräg über, in ganz ähnlicher Felsenformation wie die Akropolis, mit ebenso steilen Wänden und, was mehr als alles zu der Täuschung beitrug, unter demselben blauen wolkenlosen Himmel, angestrahlt und vergoldet von derselben flimmernden, lebensfreudigen Sonne des Südens.

---

2. Henna. Die alte Götterwelt.

Der Zug hielt. An dem Stationsgebäude las ich: Castrogiovanni — und bedeutsam leuchtete es auf in meinem Geiste. Castrogiovanni! Nicht ohne Grund also waren beim Anblick dieser alten Felsenburg die Erinnerungen an griechische Vorzeit, an Athen und an die Akropolis in mir erwacht. Denn ich befand mich hier auf dem classischen Boden einer der ältesten Griechenstädte Siciliens, auf der Stätte, wo das alte Henna stand, „der Nabel der Trinakrischen Insel", wie die Griechen diese fast im Mittelpunkte Siciliens liegende Stadt genannt haben. Nicht Castrogiovanni selbst zwar, wohl aber der in geringer Entfernung von der Stadt liegende kleine See von Pergusa galt für den Mittelpunkt des cyklopischen Eilands, ein lieblich von Hügeln umrahmtes Binnengewässer, an dessen Ufer der griechischen Mythe nach der Beherrscher der Unterwelt die fliehende Persephone ereilte; aus einem Schlunde, dessen Spuren man heute

noch am Rande des Sees erkennen will, brach der liebestrunkene finstere König mit seinem unheimlichen Gespann hervor und entführte die vergeblich nach Hülfe rufende Göttin.

Dieser Mittelpunkt der Insel ist zugleich der Mittelpunkt der alten Sagenwelt, welche so seltsam verschlungen, so unentwirrbar, aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt, wie eine formen- und farbenreiche Mythenmosaik vor dem Eingang in die eigentlich geschichtliche Periode Siciliens liegt. Alle Religionen der alten Mittelmeervölker haben sich hier abgelagert, aber eigenthümlich genug! nicht sowol die großen und ersten Gottheiten der verschiedenen Stämme waren es, die hier bleibende Spuren hinterließen, als vielmehr Halb- und Viertelgötter, wie Dädalos und die Mütter aus der kretischen, Herakles aus der altgriechischen, und weiter auch aus der phönizischen, die Kyklopen aus der Homerischen Zeit. Von größern Gottheiten, denen noch in Sicilien ein förmlicher Cultus geweiht wurde, ist nur Demeter zu nennen; diese aber genoß, wie es sich aus der Natur des getreidereichen Landes erklärt, der höchsten und eifrigsten Verehrung. Daß Demeter schon in grauer Vorzeit die weitaus bedeutendste Gottheit Siciliens gewesen ist, das ersehen wir auch aus den Münzen und Statuetten, die in der Umgebung von Henna, Akragas, Syrakus, Akrai, Leontini gefunden werden. Holm bemerkt in seiner „Geschichte Siciliens im Alterthum“ (I, 178): „Schon in älterer Zeit, wie auch gewiß später, ist der Cult der Athene in Sicilien von dem der Demeter und Persephone an Bedeutung übertroffen worden, der in Hellas von den Sicilien colonisirenden Städten hauptsächlich nur in Megara blühte, und der durch den Anschluß an den althergebrachten Gottesdienst der Siculer und durch die Fruchtbarkeit des

Landes von besonderer Wichtigkeit wurde." Er constatirt ferner, daß wir den Demetercultus vor allem in Syrakus finden, „wo Münzen den Namen Kore tragen . . . in Catania, in Akrai, in Leontini, wo in älterer Zeit das Gerstenkorn, später ein Demeterkopf auf Münzen erscheint, in Akras, das Zeus der Kore als Morgengabe schenkt", und er fügt hinzu: „Allmählich galt ganz Sicilien als dieser Gottheit heilig, und ihre Verehrung, die in der Römerzeit besonders in Henna gipfelte, dem Nabel Siciliens, der Stadt, die jedenfalls schon alten Demetercult gehabt hat, zeigt sich auch darin, daß nicht selten gerade in diesem Lande Demeterbilder, besonders aus Terracotta gearbeitet, gefunden werden."

Aus dem altgriechischen Henna, einer der ersten syrakusanischen Colonien im innern Lande, ist durch eine seltsame Sprach- und Lautumwandlung Castrogiovanni geworden; denn dieser so echt italienisch klingende Name ist die Corrumpirung einer sarazenischen Corrumpirung des griechischen Wortes Henna. „Kasr' Janni" nannten die Araber in ihrer Mundart die Griechenstadt; als sie dann von den Normannen besiegt wurden, als die altitalienische Sprache an dem Hofe des Kaisers Friedrich in Palermo erblühte, da war es dem mit Wortbildungen leichtfertig spielenden Volksgeist nicht schwer, die unverständlichen sarazenischen Laute in das den Italienern einen anschaulichen Sinn bietende „Castro Giovanni" umzuwandeln. Von der alten Herrlichkeit dieser Stadt blieb wenig, fast nichts übrig: einige Thürme, zerborstene Ringmauern; von dem großen Demetertempel ist alles, bis auf die letzte Spur, verschwunden; nur aus der Geschichte kennen wir noch die Bedeutung des Festungsbaus, der so stark und unüberwindlich war, daß nur durch Verrath oder durch Hunger die Karthager wie die

Römer, die Sarazenen wie die Normannen den Platz zu bezwingen vermochten, und daß auf dieser Akropolis zwei volle Jahre hindurch die aufrührerischen Sklaven sich gegen die römische Streitmacht behaupteten. An die alten Zeiten erinnern heute noch die Münzen und Terracottabilder und die römischen Schleuderkugeln, die zuweilen aus dem angehäuften Schutt hervorgegraben werden, sowie auch die Anklänge griechischer Sprache, die sich in dem sicilischen Dialekt dieses Volksstammes noch erhalten haben.

Goethe, auf dessen so sachlich und zuweilen so befremdend kühl gehaltene „Italienische Reise“ man doch immer gern wieder zurückgreift, kam vor bald einem Jahrhundert unter strömendem Regen in diesem merkwürdigen Felsenneſt an, und so unfreundlich war der Himmel, daß der Dichter ein feierliches Gelübde that, „nie wieder nach einem mythologischen Namen sein Wegeziel zu richten“. Der Regen spielte ihm damals einen recht schlimmen Streich; hätte die warme, alles belebende Sonne dieses wundersame, so titanenhaft von schroffem Felsengrat auf die Hügel und Thäler herniederschauende Sicanernest beleuchtet, so würde gewiß auch Goethe sich dem Eindruck hingegeben haben, den jeder empfangen muß, wenn er diese Felswand erklimmt und von oben, von dem auf den Grundsteinen des Demetertempels erbauten sechsthürmigen Normannencastell sein Auge schweifen läßt über das großartige, vom Aetna und vom Meere begrenzte Berg- und Hügelpanorama. Mühselig ist die Wanderung; von der kleinen, äußerst primitiven Bahnhofsanlage aus zieht sich der Weg in ununterbrochener starker Steigung zu der 800 Meter über dem Meeresspiegel nistenden Feste hinauf. Dort oben liegt das Städtchen, nicht sauberer und auch nicht unsauberer als alle

andern sicilischen Städtchen, ein graues Durcheinander von halb orientalischen Häusern, schreienden schmuzigen Weibern und Kindern, kapuzenbehaupteten, fremdartig anmuthenden Männern, von Eseln, Schweinen, Hühnern und knurrenden Hunden. Und hier erhob sich in der alten Sicanerzeit das weithin verehrte Heiligthum der Schutzgöttin Siciliens, der Demeter-Kore. Auf der äußersten Felsspitze, wo jetzt die Trümmer des großen Normannencastells umherliegen, stand der Tempel. Nichts blieb davon übrig. Bis hierher drangen die Griechen von Syrakus mit ihrer kriegerischen Colonisirung; hier schlugen Karthager, Römer, Sarazenen, Normannen blutige Schlachten; hier hatten die empörten Sklaven ein befestigtes Lager errichtet und stritten zwei Jahre lang gegen die sie bestürmenden Römerlegionen; hier wütheten nach grauenvollem Siege die sarazenischen Krieger; sie zerstörten die alte Stadt und die alten Tempel, führten die Bevölkerung in Gefangenschaft fort bis ins ferne Asien und setzten, wie in den andern von ihnen bezwungenen Städten, neue, aus Afrika herübergewanderte Volksstämme an die Stelle der durch griechisches und römisches Blut schon so mannichfach gemischten Ureinwohner. Es ist dieselbe Erscheinung, die sich überall in Sicilien dem Beobachter aufdrängt, die Vergänglichkeit aller irdischen Macht ihm eindringlich vor Augen stellend: eine Erscheinung, welche die Seele mit unaussprechlicher Trauer erfüllt. Sicilien ist das Land der weltgeschichtlichen Tragik.

Hier oben auf den Mauerresten der Hohenstaufischen Burg eröffnet sich nun ein Bild, wie man es formenreicher und eigenartiger wol nirgends zu Gesicht bekommt. Nicht mit Unrecht hat ein Reisender von dem Innern Siciliens gesagt, es sei einem während eines gewaltigen Sturms plötzlich zu Stein erstarrten Meere zu vergleichen;

denn wie empörte, wild durcheinandergeworfene Wogen wälzen und drängen und schieben sich Berge an Berge, als müßte von allen Seiten her und nach allen Seiten hin zugleich die tief unten verborgene Gewalt getobt haben, unter deren Druck diese Felsen- und Bergwellen sich übereinanderthürmten, sich überstürzten, in jähen Säulen emporschossen oder in Blasenfom sich wölbten, um im Nu zu hartem Stein zu gerinnen und den nur einem flüssigen Element eigenen Charakter in merkwürdigster Umgestaltung oder Vertauschung auf das feste Land zu übertragen. Ein ruhiges Bild inmitten dieser ungeheuerlichen Unruhe der Natur gewährt einzig der Aetna, der nach Nordosten hin sich rechts über die niedrigern Gebirge emporstreckt, und dessen regelmäßige Pyramide einen wohlthuenden Contrast liefert zu den mannichfachen, zum Theil so wunderlichen Berg- und Felsformationen, die sich im Innern der Insel wie im Aufruhr aller Elemente übereinanderhäufen.

In der alten Geschichte Siciliens, in den von Diodor aus den sicilischen Göttersagen und aus dem leider verlorenen Geschichtswerke des Timäos entnommenen Ueberlieferungen wird viel von einer Gegend erzählt, wo herrliche Seen umgeben von dichten Eichenhainen lagen, wo Quellen von vorzüglichem süßen Wasser sprudelten, wo dem Boden der Wälder so reiche Vegetation entsproßte, daß die jagenden Hunde vor Blumenduft die Witterung des Wildes verloren, wo in spätern Jahrhunderten noch eine außerordentliche Fruchtbarkeit herrschte und, wie Diodor berichtet, ein karthagisches Herr, dem die Lebensmittel ausgegangen waren, sich vollauf ernähren konnte; denn, sagt der für sein Heimatland schwärmende Sicilianer, das Gebirge war eine unversiegbare Speisekammer für viele Tausende (Buch IV, §. 84). Diese Gegend liegt

vor uns. Umsonst aber sucht das Auge die Quellen und Wälder mit dem alles überwuchernden Veilchenflor: vergeblich sieht man sich um nach den Hainen, in denen Daphnis von Nymphen erzogen wurde. Noch gründlicher als sonstwo auf der jetzt baumarmen Insel hat hier die wälderstürmende Hand der Menschen gehaust, und wer vom Geschick dazu verurtheilt ist, im brennendheißen Sommer oder in den Herbstmonaten diese Gegend zu bereisen, der glaubt sich in eine Wüste versetzt: so öde und dürr starrt ihn die nackte Erde an.

Das Land, über das unser Blick von hier oben in unstetem Fluge hinschweift, fast ängstlich suchend, wo es wol in ruhiger Betrachtung weilen könne, ist die Heimat der ältesten sicilischen Mythenbildung. Hier, in Hennas nächster Umgebung, befanden sich in grauer Vorzeit alle in Sicilien verehrten Heiligthümer, von dem uns so räthselhaft erscheinenden Cultus der kretischen „Mütter" und der sicilischen Paliken bis zu der von den Griechen schon halb assimilirten, ebenfalls aber ursicilischen Feier der Demeter-Kore und Proserpina, bis zu den Nymphen und Halbgöttern des Olymps. Ueberall ringsum treffen wir auf die Stätten der altsicilischen Urgeschichte: dort hinter Calascibetta, unweit von dem berüchtigten Räubernest Leonforte, liegt Gangi, das alte Engyon, wo der Tempel der „Mütter" stand, jener unheimlich seltsamen Gottheiten, die, in unvordenklichen Jahrhunderten aus Kreta nach Sicilien übertragen, noch zu Cicero's Zeit verehrt und von dem Tempelplünderer Verres beraubt wurden; sie sind es, die Goethe im zweiten Theil des „Faust" in so drastischer und ergreifender Weise verwerthet hat, als er sich die Aufgabe stellte, das classische Alterthum und das gothische Mittelalter, Heidenthum und Christenthum in phantastischer Wechselwirkung miteinander

zu verschmelzen; in diesen schwankenden, nebelhaften Urgestalten der „Mütter" fand er das Bindeglied, durch welches die griechische Helena mittels einer gothischen Teufelsbeschwörung in Faust's Arme geführt wird. Neben Leonforte liegt Agira (Agyrium), die Vaterstadt Diodor's, an welche sich die ältesten Sagen des sicilischen Herakles knüpfen, jenes so formenreichen, so weit verehrten, so weit gereisten und so thatenlustigen Gottes oder Halbgottes, oder Helden oder Königs, den uns das Alterthum von einem Ende des Mittelmeerbeckens bis zum andern und noch weit darüber hinaus in so mannichfaltiger Gestaltung und Bedeutung überliefert hat, der uns in Sicilien selbst bald in griechischem, bald in semitischem Gewande erscheint, und der, nebst Bacchus und Demeter, die gewaltigste, umfassendste, am weitesten verzweigte und am fremdartigsten zusammengesetzte mythologische Personification der zum lebendigen, sagenreichen Helden versinnbildlichten Naturkraft ist. Nicht weit von Agira finden wir Troina und Centuripe, gleichfalls alte Siculerstädte, hoch auf den Bergen erbaut, jetzt ein Haufen von grauen, in der Sonne weiß schimmernden Steinen. Weiter, den Kreis vom Mittelpunkt der Insel aus allmählich schließend, stoßen wir auf den Bergsee Pergusa, auf die lange, kahle Kette der Heräischen Berge, wo Daphnis weilte und Aristäus verehrt wurde, auf Caltagirone, auf Mineo, auf Palagonia, wohin die Siculer ihre älteste Localgöttermythe verlegten, die Mythe und den Cult der zwei Paliken, von denen wir nur so weniges wissen, obgleich ihnen bei Favarotta ein heute noch sichtbarer vulkanischer See geweiht war, sie an dessen Ufer ein weitberühmtes Heiligthum besaßen, und ihr Name bei den alten Siculern als ein ganz besonders verehrungswürdiger gegolten haben muß, da der sicilische Hermann oder Ver-

cingetorix, Duketios, für die Stadt, die er hier gründete und in welcher er die siculischen Völker gegen die griechische Herrschaft zu vereinigen suchte, keinen geeignetern Namen fand als den Namen dieser beiden Localgötter: Palica.

An den Aetna knüpfen sich die Cyklopensagen, die Odysseischen Märchen, und der Phantasie bleibt es unbenommen, noch hinter dem Aetna, auf den von der Schneepyramide des Feuerberges verdeckten Pelorischen Bergen bei Messina den riesigen Orion wieder erstehen zu lassen, der mit seiner ehernen Keule die Insel vom Festlande trennt und die fabelhaften Thiere der Vorwelt über Höhen und Thäler verfolgt, oder auch noch an dem südwestlichen Horizont, bei Girgenti, bei Selinunt, bei Eryx die ägyptischen, phönizischen und karthagischen Götter und Helden: den Menschenopfer fordernden Baal, den Hadranos, den stierköpfigen eisernen Götzen von Akragas, den Kronion, den Minos, den Dädalos, und wie alle die halb fabelhaften, halb historischen Gestalten heißen, die uns auf der Schwelle der Geschichte, aber noch in so nebelhaften Umrissen erscheinen, und die allesammt auf dieser Insel ihr märchenbekränztes Wesen trieben, — bis zu der von allen Völkern ohne Unterschied verehrten und in echt menschlich bezeichnender Weise von Römern wie von Griechen, von den Karthagern wie von dem siculischen Urstamm als Herrin des Himmels und der Erde angebeteten Aphrodite, der herrlichen Göttin der Schönheit und der Liebe, deren Tempel hoch oben auf dem Vorgebirge von Eryx stand, und deren Altar allein noch stehen blieb, als schon Segesta und Selinunt und Akragas und sogar das große Syrakus in Schutt und Trümmer versunken waren. Ein buntes, aus den entgegengesetztesten Weltgegenden zusammengeführtes, aus den

widersprechendsten Elementen zusammengesetztes Göttergewimmel, wie es sich wol an keinem andern Orte der Erde wiederfinden mag!

In wem von uns, wenn er sich zum ersten mal einem solchen Bilde gegenüber befindet, stiege nicht der Wunsch auf, Ordnung zu bringen in diesen Wirrwarr, sich einen Pfad zu suchen durch dieses Urgestrüpp, mit secirender Hand die verschiedenartigen Elemente voneinander zu scheiden, zu trennen, sie zu zerlegen, und das Einzelne wieder an seine richtige Stelle zu setzen? Viele haben es schon versucht, und jeder von uns versucht es aufs neue; aber vergeblich ist die Arbeit, und das Klügste bleibt eben, daß wir uns darauf beschränken, in der kühlen, bescheidenen Art der Alterthumsforschung die umherliegenden Ueberreste zu sammeln, sie so gut es geht zu klassificiren und dann in unsern Museen aufzustellen.

Der Zug, der uns aus dem verworrenen Bilde deutlich entgegentritt, ist die Thatsache, daß Sicilien von den ältesten Zeiten an die Stätte war, wo alle Völker des Mittelmeerbeckens sich nacheinander ansiedelten, und wohin jedes seine eigene Götterlehre neben derjenigen der eingeborenen Stämme verpflanzte. Näheres über diese Urstämme wie über das Wesen ihrer Religion ist nicht mehr festzustellen. Zu den ältesten Mythen scheint die von den Paliken zu gehören; ihr Heiligthum bei Caltagirone war noch in spätern geschichtlichen Zeiten für die Sicaner, die directen Abkömmlinge eines ältern Bewohnerstammes, das weitaus bedeutendste; wer den jetzt leider bis auf die letzten Spuren verschwundenen großen Palikentempel betrat, stand unter dem Schutze der Himmlischen; er war eine Freistätte wie die Kirchen im Mittelalter; von dieser Schwelle aus durften entlaufene Sklaven

mit ihren Herren wie Ebenbürtige verhandeln; ein Eid, der bei den Paliken geleistet wurde, galt als der heiligste von allen, etwa wie bei den Griechen ein Eid oder Gelübde beim Styx; die ältern Geschichtschreiber erwähnen, es gebe kein Beispiel vom Bruch eines bei den Paliken geschworenen Eides. Auch Göttergerichte wurden an den Ufern des unheimlich brodelnden Sees gehalten. Was wir von der damaligen Götterverehrung wissen, deutet auf eine noch sehr unentwickelte Cultur; während dem Demetercult ein allgemeiner, sinniger Gedanke zu Grunde liegt, die Verehrung der Göttin oder der übernatürlichen Macht, welcher die Einführung des Getreidebaues und damit innig zusammenhängend der Beginn einer neuen, segensreichen Aera des Menschenlebens zu verdanken ist, führt uns der Palikencult in eine Zeit zurück, wo man den Begriff der Gottheit an eine stark auf die Phantasie wirkende, weil dem Verstande unbegreifliche, locale Erscheinung knüpfte. Aus den zwei siedenden oder sprudelnden Geisern, die sich aus der Mitte eines mit einer Schwefeldecke überzogenen Sees erhoben, hatte man ein göttliches Brüderpaar gemacht, dessen geheimnißvolle Macht verehrt wurde, wie etwa jetzt noch im Innern Afrikas die Neger einen Vulkan oder einen Wasserfall verehren mögen. Der Palikencultus ragt in die alte sicilische Geschichte herein wie ein letztes Ueberbleibsel aus einer vorhistorischen Periode, in welcher wir uns diese Inselbewohner als ein kaum bis zur Schwelle der Civilisation gelangtes Naturvolk denken müssen.

Spätern Ursprungs ist der Demetercultus, mit dem auch die Dionysos- und Heraklesmythen verknüpft sind. Durch die kretischen Einwanderungen wurde wol die aus Kreta stammende Mythe von den „Müttern“ nach Sicilien gebracht, und inwiefern diese wieder mit dem Demetercult

verwandt sein mag, das ist eine Frage, die zwar aufgeworfen, aber nur annähernd sicher beantwortet werden kann. Beide Mythen, die der Mütter wie die der Demeter, scheinen aus dem Osten eingeführt worden zu sein: die erstere durch die Kreter, denen wir in der sicilischen Minos- und Dädalossage begegnen; die zweite durch ägyptisch-griechische Einwanderung oder Uebertragung. Mit Aegypten stand ja Sicilien schon in Verkehr, lange bevor die eigentliche griechische Colonisation, die naturgemäß ägyptische Elemente mit sich trug, auf der Insel Fuß faßte; dies ist neuerdings durch die Aegyptologen festgestellt worden.*) Von Aegypten aber stammt der Demetercult, und schon Diodor (I, 23) bringt den ägyptischen Demetercult in auffallender Weise mit einer Mütter- oder Mutterreligion in Verbindung, wenn er schreibt: „... Die Erde aber, welche die Aegypter gleichsam wie ein Gefäß ansahen, aus dem alles hervorwachse, hatten sie «Mutter» genannt, und ganz ähnlich gaben ihr ja auch die Hellenen den Namen Demeter, welches Wort sich im Verlauf der Zeit ein wenig verändert hat, denn vor alters hat es gelautet «Ge Meter» (Erdmutter), und dafür legt auch Orpheus Zeugniß ab in den Worten:

Erde, du Mutter von allem, die Reichthum verleihet, Demeter!"

Wie dem nun auch sein mag, ältern Ursprungs als die Zeus-Götter waren diese beiden Gottheiten jedenfalls, ältern Ursprungs auch der phönizische Hadranos, welchem im Aetnagebiet, bei dem heutigen Aderno, ein Tempel

---

*) Vgl. „Allgemeine Zeitung", 1882, Nr. 155, Beilage: „Die Libyer im Alterthum", von Ludwig Stern.

geweiht war, und in dem wir einen Gott des Feuers, einen vorgriechischen Hephästos erkennen müssen. Auf das Alter dieser Gottheit deutet auch der Umstand, daß in verschiedenen Sagen Hadranos zu den Paliken in Beziehung gesetzt wird; die beiden Brüder sollen denselben zum Vater und die Nymphe oder Göttin Etna zur Mutter gehabt haben. In späterer Zeit tritt dann die specifisch griechische Mythologie an die Stelle dieser verschiedenen Religionen, indem sie sich mit denselben vermischt oder sie völlig in sich aufnimmt.

Alle diese Stätten der alten Mythologie in Sicilien sind heute öde, leer, verwüstet, verlassen und vergessen. Das Volk hat keinen Sinn mehr für seine frühern Götter; das Bindeglied, das die Jetztzeit an die Vergangenheit knüpfen könnte, ist längst zerrissen. In dem Gedächtniß einer nur ganz geringen Anzahl von mehr oder minder Gebildeten lebt noch eine dämmernde Erinnerung an dieses oder jenes Heiligthum, an den oder jenen Localmythus. Die Fremden mit ihrer durch Baedeker's Reisehandbücher großgezogenen Wißbegier führen diesen Erinnerungen alljährlich neue Nahrung zu, unterhalten sie durch ihre Reisen und Forschungen und machen den auf sein Heimatland stolzen Sicilianer besser mit demselben bekannt. Eines trüben Eindrucks vermag wol keiner sich zu erwehren, der dieses besondere, um das alte Henna liegende Gebiet der vergangenen Götter durchwandert; es ist fast derselbe Eindruck, der den Wanderer in den Ruinen von Syrakus und vor dem riesigen Trümmerhaufen von Selinunt überwältigt, wenn auch nicht ganz so betrübend, da man dort an wirkliche Schicksale der Menschen, hier nur an fabelhafte Götterlose denkt: es ist das Gefühl melancholischer Trauer um die Vergänglichkeit alles Irdischen. Und zu dem Irdischen gehören

hier die vor Jahrtausenden als überirdisch verehrten Gottheiten!

Auch die veränderte Natur trägt dazu bei, eine melancholische Stimmung in uns zu erzeugen. Melancholie, meint man, passe so wenig zu dem blauen Himmel, zu der strahlenden Sonne des Südens. Aber wer länger unter der heiß herniederstrahlenden Sonne und unter dem beständig eintönigen Blau des südlichen Himmels gelebt hat, der weiß sehr wohl, daß auch hier, wie unter den nordischen Nebeln, die Melancholie eine Stätte findet — freilich nicht die nordische grübelnde, selbstquälerische Schwermuth, sondern nur eine still trauernde, durch olympische Ruhe und althellenische Ergebung in das unvermeidliche Schicksal gemilderte Betrachtung. Baumlos sind die langen Bergzüge, auf denen die verschwundenen Götter und Helden gewandelt; versiegt sind die Bäche und Seen, an deren Ufern sich die zerstörten Tempel erhoben; leere Steingerippe sind die auf den Höhen gelegenen alten Sicanerstädte, und von der Felsenburg der einst so mächtigen Henna schweift der Blick über ein weites mit weißen Leichensteinen besäetes Todtenfeld. Die Pietät für die Todten ist wie die Erinnerung an sie geschwunden, keine sorgsame Hand pflegt die einst blumengeschmückten, cypressenbeschatteten Gräber der alten Götter.

---

3. Farmleben.

Noch lange haftete mein Blick, während unser Zug auf der zwischen Bergen und Hügeln sich hinschlängelnden Bahn uns weiter führte, an der langsam am Hori-

zont verschwindenden Akropolis der Griechenstadt. Als er sich dann wieder den öden Flächen und kahlen Höhen zuwandte, sann ich darüber nach, wie es kommen konnte, daß ein Land in solcher Weise hinsiechte, daß die frühere Ueppigkeit und strotzende Fruchtbarkeit des Bodens sich in eine dürre nackte Wüste verwandelte. „Wer die Wälder abhaut“, erwiderte mein Reisegefährte auf eine in diesem Sinne von mir gemachte Bemerkung, „der gräbt das Grab des Landes! So ist Griechenland verarmt, so Kleinasien, Palästina, Spanien, so auch Sicilien!“ — „Gibt es denn keine Gesetze in Italien, welche die noch bestehenden Wälder schützen und die Wiederaufforstung der abgeholzten Ländereien anordnen?“ — Er lächelte und antwortete: „Gesetze gibt es freilich, und die italienischen Forstgesetze sind ausgezeichnet; nur gibt es noch zu viele Menschen, die nicht danach handeln!“

„Schauen Sie sich um“, fuhr er fort, „wir treten jetzt in das eigentliche Schwefelgebiet ein; dort auf den mit spärlichem Gras bekleideten Hügeln sehen Sie weißschimmernde runde Erhöhungen, wie aus dem Berge hervorgetriebene Blasen, von denen ein leichter Rauch aufsteigt, und in ihrer Nähe tiefe ausgemauerte Oeffnungen, schwarzen in dem nackten Fels gähnenden Schlünden ähnlich. Jene Erhöhungen sind die Calcaroni, in welchen das Schwefelgestein gesammelt und gebrannt wird; die Oeffnungen sind die Eingänge zu den Schwefelminen.“ Ich schaute hin. Die Berge waren übersäet von den weißen Blasen und manche Stellen wie ein Sieb von den Mineneingängen durchlöchert. Ein blauer feiner Dunst schwebte über den brennenden Calcaroni, und leise zitterte die Luft über den unter der Oberfläche glühenden Schwefelmassen.

Am Abend desselben Tages kamen wir in Grotte an,

21*

einem Hauptort für die Schwefelgewinnung und zugleich einem der verrufensten Räubernester. Von Grotte und von dem nahegelegenen, ebenso schlecht beleumundeten Racalmuto kamen vor einigen Jahren noch die Brigantenbanden, welche die Umgegend von Girgenti unsicher machten. Heute scheint es mit dem Brigantaggio, vorderhand wenigstens, aus zu sein; ich sage vorderhand, denn obgleich schon lange nichts mehr von einem Ueberfall und der Pfändung eines in die Berge geschleppten und in einer Höhle versteckt gehaltenen reichen Gutsbesitzers verlautet hat, so kann man doch nicht mit absoluter Gewißheit das vollständige Verschwinden des Räuberwesens in diesen unwirthbaren Gegenden und bei diesem verwilderten Menschenschlage behaupten. Sieht man sich, und besonders des Abends im Zwielicht der Stern= und Mondbeleuchtung, die in den engen, krummen, schwarzen Straßen von Grotte umherstehenden Kapuzengestalten der Einwohner an, mit den beduinenhaft über dem Kopfe zusammengespitzten blauen Burnussen, mit den über ihren Rücken hängenden Flinten und ihrer ganzen unheimlich stillen, den Fremden mit lauerndem Auge betrachtenden Haltung, so überkommt einen die Besorgniß, daß man sich in einer Banditengesellschaft befinden möchte. Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht sitzen und stehen diese düstern Gestalten auf dem Markte umher; da werden, nach altgriechischer Sitte, die Geschäfte abgeschlossen, die Knechte und Arbeiter angeworben, die politischen Ereignisse besprechen. Zuweilen geht es hier sehr lebhaft und lärmend zu; zuweilen aber genügt die südliche Zeichensprache, das für den Fremden unverständliche, kaum von ihm bemerkte rasche Bewegen einer Hand, eines Fingers, des Augenlides, um eine Unterhaltung zwischen zwei Eingeborenen zu beginnen und im Nu mit gegen=

seitigem Verständniß zu endigen. Einige Honoratioren in europäischer Kleidung sitzen vor dem Café, plaudern, essen Eis, mischen sich von weitem, hinüber- und herüberrufend, in das Gespräch. Dicht vermummte Weiber huschen vorbei; keiner kümmert sich um sie: warum sollte man sich auch um sie kümmern? Die Mädchen sind zu Hause, hinter verschlossenen Thüren oder auf dem Balkon, von wo sie sich vermittelst ihrer Gestensprache mit einem in dem Schatten eines Thürpfostens stehenden Liebhaber verstohlen unterhalten; das auf der Straße sichtbare Weib ist von entsetzlicher Häßlichkeit, der richtige Typus der orientalischen Hexe, dürr, runzelig, mit spitzer Nase und spitzem Kinn, mit rothgeränderten Triefaugen und schielendem Blick; verworrene schmuzige Haare flattern unter dem Kopftuche hervor; die langen, knorrigen Finger krümmen sich wie stets zum Stehlen bereit: ein widerwärtig abstoßender Anblick! Die Männer hingegen sind schöne, kräftige, entschlossen, aber auch finster dreinschauende Gestalten von afrikanischem Typus: ein Gemisch von Verwegenheit und List, ein katzenartiges Wesen, das an die punische Habgier, grausame Gewaltthätigkeit und hinterlistige Treulosigkeit gemahnt. Und dennoch, im gewöhnlichen Leben, wenn nicht gerade eine Leidenschaft in ihren leicht erregbaren Herzen tobt, sollen diese Menschen von einer Gutmüthigkeit und von einer Harmlosigkeit sein, die niemand beim ersten Anblick unter den düstern Kapuzen vermuthen würde; dienstfertig, liebenswürdig, zu allem bereit — wohlverstanden aber zu allem, auch zu einem raschen Griff in die Tasche eines Fremden, auch zu der gaunerhaftesten Uebervortheilung des arglos ihren Betheuerungen vertrauenden Forestiere; im Grunde ein verkommenes Geschlecht von Abkömmlingen der städteverwüstenden Söldlinge Karthagos.

Mitten unter diesem Volke lebt eine kleine deutsche Colonie; ich darf dieselbe wol hier erwähnen, da sie in Baedeker's Reisehandbuch durch Sicilien bei Besprechung der Schwefelminen von Grotte angeführt wird und es keinen Sicilien bereisenden Deutschen gibt, der sich nicht auf des unfehlbaren Baedeker Empfehlung hin nach Grotte wendet, wo „Hr. Bergdirector Höfer deutschen Reisenden gern Gelegenheit zu einem Besuche der in der Nähe des Ortes befindlichen Gruben und Anlagen bietet". Einige der wichtigsten und reichhaltigsten Schwefelminen gehörten bis vor wenigen Jahren der deutschen Firma Jäger in Messina, und Grotte ist der Sitz dieses von dem Ingenieur Höfer geleiteten Bergbaues. Die kleine deutsche Colonie, die sich um den kräftigen und treuherzigen Director und um dessen liebenswürdige, rüstig und wohlgemuth ihre Kinder erziehende und den bedeutenden Haushalt führende Frau gruppirt, lebt hier etwa wie Europäer im Gebiet des amerikanischen Far-West; es ist ein wahres Farmleben, dem man sich hier anzubequemen hat, ein Farmleben mit seinen Entbehrungen, seiner Einsamkeit, seinen Gefahren, aber auch andererseits mit seinem eigenthümlichen Reiz, seiner Ungebundenheit, seiner die Thatkraft und Entschlossenheit eines Mannes so befriedigenden Frische und Lebendigkeit. In dem schönsten Hause von ganz Grotte wohnt die deutsche Directorfamilie; das Haus ist auch für die dortigen Begriffe ein Palazzo, da es aus Stein gebaut, zwei Stockwerke hoch und mit einem, wenn ich nicht irre, gewölbten Portone ausgestattet ist. Bequeme hohe Zimmer finden sich da, breite luftige Fenster — und über alles eine anmuthige; liebevolle Gastfreundschaft und ein biederes, offenes, in diesem Landstrich ganz besonders die Herzen erquickendes Begegnen. Der Palazzo hat aber auch seine Schattenseiten

— was ja, wie der gern in deutschen Wortspielen sich ergehende Director Höfer einst sagte, in diesem ewig von der Sonne verbrannten Lande eine wahre Wohlthat sei. Der Eingang führt nämlich durch den Stall, und ist man glücklich zum ersten Stock hinaufgeklommen, so geht der Weg zu den für die Freunde eingerichteten Zimmern zunächst durch einen Taubenschlag, in welchem Hühner, Welschhähne, Pfauen und natürlich auch viele Tauben hocken, dann durch die Küche und durch eine Vorstube, bis man endlich in die Wohnräume gelangt. Von Tapeten an den Wänden ist keine Rede — was ja auch wieder, wie des Directors fröhlicher Humor uns erklärt, eine Wohlthat ist, da die Tapeten nur dazu dienen, dem Ungeziefer ein sicheres Versteck zu gewähren. Farmartig gestaltet sich unter diesen Umständen die ganze Lebensweise: man muß sich begnügen mit dem, was den Eingeborenen auch zu Gebote steht, im Sommer weder Fleisch noch Fisch essen, höchstens Tauben und Hühner, zu deren Genuß aber nach mehrern Wochen selbst die kundige Kochkunst der Frau Directorin nicht mehr den Appetit zu reizen vermag, als Vegetarianer mit Eiern, Milch und Maccaroni fürliebnehmen, schweren, duftenden Muscatwein dazu trinken, schlechten italienischen Taback rauchen und sich daran gewöhnen, sich als einen auf eine unbekannte Insel verschlagenen Schiffbrüchigen oder als einen mit der Ausrodung eines Urwalds beschäftigten, von der Civilisation abgeschnittenen Europäer anzusehen.

Wie richtige Colonisten ausgerüstet, zu Pferde, mit Flinten und Revolvern bewaffnet und von proviant-tragenden Mauleseln begleitet, zogen wir am folgenden Tage bei Sonnenaufgang aus unserm Raubstädtchen zu den Schwefelminen hinauf. Ueberall auf den Bergen und Hügeln sah man theils noch brennende, theils schon er-

loschene Calcaroni, überall Eingangsöffnungen von alten und neuern Minen. Nicht ohne Grund heißt das Städtchen Le Grotte, denn keinen Fels gibt es hier, keine Erderhöhung, worin sich nicht eine Höhle befindet. Vor vielen Jahrhunderten schon müssen die Urbewohner, die Siculer und Sicaner, diese Höhlen ausgebrochen haben. Waren sie höhlenbewohnende Troglodyten? Waren sie schwefelsuchende Bergarbeiter? Waren es Volksstämme, die wie die Sarazenen für ihre Todten geräumige Grabstätten in den Fels brachen? Wer kann das jetzt noch entscheiden? Zahlreiche Knochen von Menschen und Thieren liegen auf dem Boden umher zerstreut: die Karthager hatten hier ihr Lager errichtet, als sie Akragas bedrohten; später hausten die Sarazenen auf diesen Steinöden, und eine muselmanische Stadt soll etwa zwei Stunden von Grotte, wo jetzt die deutschen Minen sind, gestanden haben. Die Knochen und Höhlen mögen von jenen Zeiten herstammen; sie mögen auch ältern Ursprungs sein. Jedenfalls haben die Briganten den Hauptsitz ihrer Thätigkeit sehr klug gewählt, indem sie ihn auf dieses durchlöcherte Land verlegten; denn wen sie in einer dieser Höhlen verborgen halten, den finden die kundigsten Carabinieri nicht auf, dem bleibt nichts übrig, als das verlangte Lösegeld zu zahlen und froh zu sein, wenn er mit heiler Haut in sein Haus zurückkehrt.

Von Grotte führt der Weg über die Eisenbahn den hohen, kahlen Bergzügen zu, die sich gegen das Innere der Insel in gewaltigen Massen aufthürmen. Aus einer gewissen Entfernung gesehen, vermischt sich das Städtchen und seine grauen Mauern mit dem Grau der weithin lagernden Gesteine; wie ein Haufen übereinandergeworfener Felsen hängt es an dem Abhange des Hügels; spärliches Grün blickt aus den Ritzen hervor; kein Rauch erhebt

sich; wie eine todte Masse ruht die Stadt. Bergab, bergauf führt der Weg; der fette Lehmboden ist von der Hitze zu einem harten Cement zusammengedorrt, aus welchem in der Mitte eine Reihe halbbehauener Steine hervorragt; sie dient dazu, im Winter, wenn der Weg sich in einen Morast verwandelt, dem Reiter und seinem Pferde — denn von Fußgängern kann während [illegible] Regenzeit keine Rede sein — die Richtung anzuz[illegible] Auf den immer steiler ansteigenden Abhängen wächst dür[illegible]nes Gras; von Zeit zu Zeit erblickt man ein Kor[illegible] Der auf einem stattlichen Schimmel neben mir [illegible]bende Minendirector erzählt uns, daß er in diesen [illegible]lern Schlangen und Eidechsen gesehen habe, die durch ihre Größe an die tropische Urwelt erinnern. In lebhaftem, fröhlichem Geplauder rückten wir den Schwefelbergen immer näher. Plötzlich stockt der Zug; die vordern Reiter nehmen das Gewehr von der Schulter und legen es quer über den Sattel; ihre Blicke richten sich unverwandt auf einen in der Höhe neben einem Minenloch stehenden Felsblock. Zwei Gestalten huschen um den Fels und verschwinden in der Höhle. „Was gibt's? Briganten?" erschallt es von allen Seiten, und schon bereiten wir uns zum ernstlichen Kampfe. Zwei Minenarbeiter, die uns begleiten, klettern schnell den Berg hinauf; man sieht sie mit den unheimlichen Gesellen einige Worte wechseln, dann setzen sie in langen Sprüngen wieder den Abhang herunter. „Es ist nichts", rufen sie unserm Führer zu, „Latitanten von Racalmuto!" Und die Flinten wurden wieder auf die Schulter genommen, und als ob nichts geschehen wäre, trabte man weiter. „Was wollten die Arbeiter sagen?" fragte ich meinen Nachbar, „was versteht man unter Latitanten? und weshalb brauchen die dort oben sich in Höhlen zu verstecken?" In dem be-

nachbarten Städtchen Racalmuto, wurde mir erklärt, seien vor kurzem Unruhen ausgebrochen; man habe auf die Carabinieri geschossen, und mehrere junge Männer, auf welche die Polizei fahnde, seien verschwunden; die zwei Gesellen, deren wir ansichtig geworden, gehörten dazu; sie seien Latitanten geworden, d. h. Leute, die sich verstecken, die aber niemand etwas zu Leide thun. „Nun", meinte ich, „wird es aber mit dem Verstecken aus sein, da man sie entdeckt hat?" — „Wo denken Sie hin?" wurde mir geantwortet, „keiner wird den Schlupfwinkel der beiden an die Polizei verrathen; sie sind so sicher dort oben wie ein Kind in der Mutter Schos, und wäre ihr Aufenthaltsort auch der ganzen Bevölkerung bekannt, die Verwaltung, die Polizei und die Carabinieri würden ihn doch nicht erfahren. Man bringt ihnen Essen und Trinken in ihre Höhle, Freunde und Angehörige gehen des Nachts zu ihnen, doch hütet man sich wohl, dabei gesehen zu werden. Wehe aber dem, durch dessen Verrath die Flüchtlinge der Polizei in die Hände fielen! Der wäre bald verschwunden, oder man fände ihn mit zerschlagenem Schädel hinter einer Mauer liegen, und wüßte auch das ganze Dorf, wer der Mörder und wie und wann die That geschehen ist, das ganze Dorf würde vor Gericht erklären, kein Sterbenswörtchen von dieser Sache zu wissen." — „Das sind ja corsicanische Zustände!" rief ich aus. — „Corsica und Sicilien sind Schwestern", erwiderte mein Nachbar; „dieselben Sitten herrschen auf beiden Inseln, und hier in Sicilien sind die Gebräuche noch mittelalterlicher als dort. Das untere Volk, wenigstens in diesen unwirthlichen, noch kaum civilisirten Regionen des Südens, sieht heute noch wie vor einem Jahrhundert in der Verwaltung und Regierung den Feind, gegen welchen ein jeder durch Selbsthülfe sich zu schützen

das Recht und fast die Pflicht hat. Das sind die Folgen des alten Carbonarismus."

Ich hatte einige Mühe, jene beiden Mordgesellen mit dem Wesen des Carbonarismus in Verbindung zu bringen, und machte eine dahin zielende Bemerkung, worauf mir unser Minendirector in jovialer Weise zurief: „Sie vergaßen, Ihre europäischen Ansichten und Begriffe an der Schwelle Siciliens mit dem unnöthigen Reisegepäck abzulegen. Hier vermischt sich die Politik und das Parteiwesen mit dem gesammten Leben; wo steht die Schranke, hinter welcher das politische Verbrechen anfängt, vor welcher das gemeine Verbrechen aufhört? Diese Leute wissen nicht zu unterscheiden, und sie haben überhaupt von Recht und Ehre und Pflicht und Gewalt und vom Erlaubten und Unerlaubten so seltsame Begriffe, daß wir Nordeuropäer uns sagen müssen, hier treten wir schon in den Orient oder in Nordafrika ein, oder auch, wir werden zurückversetzt in ein früheres Jahrhundert, und wir müssen uns in die Anschauungen des Mittelalters, der Feudalzeit und des Faustrechts hineindenken." Er beugte sich zu mir herüber und fügte mit eigenthümlich energischem Ausdruck hinzu: „Ich könnte Ihnen hier jemand nennen, dem einige Arbeiter eines Abends nachstellten und der mit Steinwürfen und Flintenschüssen angefallen wurde. Er sprang vom Pferde, warf sich auf die Angreifer und schlug dem ersten, den er traf, den Schädel ein. Die andern entflohen. Der Todte wurde während der Nacht von unbekannten Freunden geholt und verschwand. Die Polizei hat sich niemals um die Sache gekümmert. Der aber, von dem ich Ihnen erzähle, ist heute der geachtetste und gefürchtetste Mann weit und breit; keiner getraut sich, ihm ein Härchen zu krümmen. Hätte er aber damals die Polizei oder gar das Gericht zu Hülfe

gerufen: man hätte vielleicht etliche Leute zur Zwangsarbeit auf den Liparischen Inseln verurtheilt — Ihr Freund aber wäre längst nicht mehr unter den Lebenden!"

---

4. Maffia und Brigantaggio.

Was wunder, daß sich das Gespräch auf jenes für jeden Fremden so seltsam anziehende und doch wieder so unheimlich gruselige Gebiet wandte, das Brigantaggio, Camorra und Maffia zum Gegenstand hat. Gibt es einen andern Ort in ganz Sicilien, der so wie diese höhlendurchfurchte Einsamkeit in der Nähe des banditenberüchtigten Grotte geeignet wäre, unsere Gedanken auf dieses Gebiet zu lenken?

Was ich über Maffia und Räuberwesen von meinen Reisegefährten erfuhr, was ich auch später noch von anderer Seite hinzulernte, das will ich hier in zusammenhängender Folge mittheilen, um den nordischen Lesern zu einem richtigen Einblick in diese Zustände zu verhelfen, welche so verschieden sind von den unserigen, und die man doch kennen muß, wenn man Sicilien und das sicilische Volk und Leben überhaupt verstehen will. Von der Maffia muß zuerst die Rede sein, denn erst aus ihr hat sich, bis zu einem gewissen Grade, das Brigantenthum entwickelt.

Es gibt wol kaum einen Nordländer, der sich nicht bei seiner ersten Reise in die süditalienischen Länder sofort nach seiner Ankunft mit einer gewissen ängstlichen Neugierde erkundigte, was denn eigentlich die vielgenannte und in so unheimlich düsterer Färbung schillernde Maffia

sei. Mit der Maffia geht es dem Fremden etwa wie es Goethe's Faust mit dem von Mephistopheles nur zaudernd genannten „höhern Geheimniß", den „in Einsamkeit thronenden Müttern", ergeht, „von denen sprechen ist Verlegenheit". Wie Faust überfällt ihn ein Schauder, Maffia — „es klingt so wunderlich!" und „es trifft ihn immer wie ein Schlag!" und doch fragt er: „Was ist das Wort, das ich nicht hören mag?"

Und nicht mit Unrecht wahrlich, denn unheimlich ist die Sache, der dieses Wort den Namen gibt — unheimlich und zugleich für den süditalienischen Culturzustand so äußerst bezeichnend, daß allein wer mit dem Wesen der Maffia vertraut ist, den Schlüssel für die ganze geistige Entwickelung dieses Volkes besitzt. Will man den allgemeinen Sinn des Wortes Maffia in kürzester Definirung zusammenfassen, so kann man sagen: Maffia bedeutet eine geheime Gesellschaft, die auf irgendeinem öffentlichen oder privaten Gebiete eine unrechtmäßige Gewalt an sich gerissen, die einen unrechtmäßigen, auf usurpirter Macht beruhenden Einfluß zu Gunsten und zum materiellen Vortheil ihrer Anhänger mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln ausübt. Die Maffia ist, im kleinen wie im großen, ein Staat im Staate, das Hereindrängen einer unberechtigten, ungesetzlichen, willkürlichen Macht in geordnete, gesetzlich und rechtlich geregelte Verhältnisse und das Niederdrücken der letztern durch die erstere. Eine solche allgemeine Definition ist nothwendig, da sich die Maffia auf alle möglichen Gebiete erstreckt, unzählige Formen annimmt und in alle Verhältnisse eingreift; einseitig und unvollkommen wäre die Vorstellung, die man sich von ihr machte, wollte man sie nur in dem einen oder in dem andern Gewande betrachten und beurtheilen, und unterließe man, alle die vereinzelten Züge

zu einem Gesammtbilde zusammenzustellen. Nichts hat tiefere, festere Wurzeln in dem Herzen des sicilischen Volkes geschlagen als der Hang eines jeden, auch des Kleinsten, eine unbefugte Gewalt auszuüben. Das Wort prepotenza, das sich kaum völlig zutreffend und den Sinn erschöpfend in eine andere Sprache übersetzen läßt, drückt den Begriff aus, welcher dem Unwesen der Maffia zu Grunde liegt, den Begriff der Machtusurpation. Letztere äußert und bethätigt sich, den Sitten, Gewohnheiten und auch den historischen Nothwendigkeiten dieses Landes und Volkes gemäß, in einem unterirdischen, geheimnißvollen, durch die Waffen der Einschüchterung, des Terrorismus sich Gehorsam verschaffenden Verschwörerapparat; denn Verschwörer sind die Maffiosen, Verschwörer gegen die Gesetze, gegen die Gesellschaft, gegen die öffentliche Gewalt, gegen die bestehende Rechtsordnung. Aus der nämlichen Quelle stammen die Maffia und der Carbonarismus, die Camorra, die nichts weiter ist als die Maffia der untern Volksklassen, und jede andere geheime Gesellschaft, die unter irgendwelchem Namen bestanden hat oder noch besteht.

Die Art und Weise, in welcher die Maffia heutzutage sich kundgibt, ist eine sehr verschiedene. Unter den Bourbonen stand die Maffia der größern Städte in enger Verbindung mit den Briganten, und mit Recht konnte man damals das Brigantenthum eine bewaffnete Maffia nennen; heute ist das Brigantenthum, wenn auch nicht vollständig ausgerottet, doch auf ein Minimum reducirt, das an und für sich schon die früher möglich gewesene Vermischung der Maffia mit den Briganten ausschließt. Kämen andere Zeiten und träte, was aber höchst unwahrscheinlich ist, das Brigantaggio wieder in seiner frühern Macht auf, so würde die Verbindung mit der Maffia sofort

wiederhergestellt sein. Wie die Dinge jetzt liegen, wird man das klarste Bild von dem Wesen und dem Treiben der Maffia erhalten, wenn man sich die Sache in concreter Form etwa wie folgt vorstellt. Eine Anzahl von Leuten, sei es in einer großen Stadt, sei es in einem Dorfe, oder nur in einer Familie, in einem Geschäfte, in einer Gesellschaft, fühlt das Bedürfniß, den tonangebenden Einfluß auszuüben und dabei — was die Hauptsache ist — ohne daß sie selbst arbeitet, Geld zu verdienen. Sie thun sich zusammen und bilden stillschweigend eine Verbindung zur gegenseitigen Unterstützung; derjenige unter ihnen, der es versteht, den andern durch Schlauheit, oder durch körperliche Kraft, oder durch Geldmittel, oder auch durch Prahlerei und Einschüchterung zu imponiren, ist der natürliche Anführer und Gebieter. Nun wird folgendermaßen operirt. Die Mitglieder der Verbindung werfen sich als officiöse Unterhändler bei jedwedem größern oder kleinern Geschäfte auf, von dem sie Kenntniß erlangen; und da im Süden die Geschäfte auf der Straße oder in den Cafés eingeleitet, besprochen und geschlossen zu werden pflegen, so ist nichts leichter als das. Man erfährt z. B., daß ein Haus oder eine Villa zu verkaufen sei; man begibt sich zu dem Verkäufer und bietet ihm die Hülfe der Maffia an; man verspricht ihm deren Unterstützung unter der Bedingung, daß er an keinen andern als an den von der Maffia Zugeführten verkaufe; natürlich wird auch eine Tantième für die freundliche Vermittelung ausgemacht. Dann sucht man auf der Straße, in den Cafés, in den Häusern, in welchen man verkehrt, einen Käufer ausfindig zu machen; dieser muß seinerseits eine Tantième bewilligen, und das Geschäft wird abgeschlossen. Tritt aber ein Dritter auf, der glaubt, ohne die Einmischung der Maffia das betreffende Haus kaufen

zu können, so ist all seine Mühe umsonst; der Verkäufer ist gebunden, und wehe demselben, wenn er die der Maffia gegebene Zusage nicht einhält! Der Dritte mag einen noch so hohen Preis für das Haus bieten: zwischen ihm und dem Verkäufer steht die Maffia; will oder kann er sich mit dieser nicht verständigen, so muß er auf das Geschäft verzichten; keine Macht des Himmels oder der Erde vermag den ehernen Ring zu durchbrechen, den die Maffia um diesen Handel geschweißt hat. So geht es nun weiter und weiter. Die Macht der Maffia wächst mit jedem durch ihre Vermittelung abgeschlossenen Geschäft; ihr Einfluß beherrscht den Markt. Verschwört sie sich gegen jemand, der ihr zu schaden versucht hat, so ist der Unglückliche verloren: keine seiner Unternehmungen gelingt, überall findet er ungeahnte und unüberwindliche Schwierigkeiten; will er nicht untergehen, so muß er die beleidigten Götter durch ein reiches Opfer versöhnen. Von dem gebrachten Opfer spricht am andern Tage die ganze Stadt, und dieser neue Sieg befestigt wieder den Einfluß der Maffia. Vor noch gar nicht langer Zeit war die Maffia auf diese Weise mit den Briganten Hand in Hand gegangen. Die Räuber entführten einen reichen Grundbesitzer, hielten ihn gefangen in einer entlegenen Grube und forderten ein Lösegeld für ihn; alsbald erklärte sich die Maffia bereit, zwischen der Familie des Geraubten und den Banditen die Vermittelung zu übernehmen, d. h. letztere zu veranlassen, ihre Forderung etwas niedriger zu stellen. Von beiden Seiten nahm sie ihre Procente, und der vielleicht mit ihrem Mitwissen Gepfändete mußte schließlich noch der würdigen Gesellschaft seinen verbindlichsten Dank aussprechen, ja er fühlte sich verpflichtet, aus Furcht, in einem ähnlichen Falle künftig ihrer Hülfe entbehren zu müssen, seinerseits

ihr nach Kräften behülflich zu sein. Wenn heute noch die Maffia eine so große Gewalt ausübt, so liegt der Grund hauptsächlich darin, daß bei der Bevölkerung die Angst, welche sie derselben in der frühern Brigantenzeit einzuflößen wußte, noch unvermindert fortbesteht.

Dieses System der Ausbeutung durch das Dazwischentreten Unberufener und durch ihren rücksichtslosen Terrorismus denke man sich nun auf alle Gebiete des öffentlichen und des nichtöffentlichen Lebens ausgedehnt, und man hat die Maffia wie sie leibt und lebt. Wohlgemerkt aber, auf alle Gebiete muß man sich das System ausgedehnt und bis zu den äußersten Consequenzen gehend muß man sich den Terrorismus denken. Denn vor nichts, vor keiner Gewalt, vor keinem Gesetz, vor keiner wenn auch noch so hoch stehenden Persönlichkeit, und ebenso vor keinem Mittel, selbst nicht vor Mord am hellen lichten Tage, schreckt die Maffia zurück. Und so mächtig ist ihr Einfluß auf die vor ihr und schon vor ihrem Namen zitternde Bevölkerung, daß, wenn ein Mord geschieht, als dessen Anstifter die Maffia bezeichnet wird, kein Kläger, kein Zeuge sich findet unter den durch die Angst vor der Maffia zum heimlichen Bündniß mit derselben getriebenen Verwandten und Freunden des Ermordeten und daher die Gerichte dem Verbrecher gegenüber machtlos sind. Die Vendetta nehmen die Verwandten und Freunde wol selbst in die Hand; Dolch und Messer werden zu Hülfe genommen, nicht aber das Gericht, nicht der Carabiniero, nicht der Polizeigardist.

Nicht nur für ihre eigene Rechnung, auch als Werkzeug anderer arbeitet die Maffia. Einer verlassenen und nach Rache an dem Ungetreuen dürstenden Geliebten, einem Beleidigten, einem Eifersüchtigen leiht die Maffia

willig ihren Arm. Von unbekannter Hand wird ein Mann schwer verwundet; der Thäter entflieht; niemand hat ihn gesehen, niemand hat ihn verfolgt; der Verwundete schweigt — es war die Maffia! Im Grunde seines Herzens mag der Getroffene wol ahnen, warum er getroffen wurde, aber er schweigt und behält sich, wenn der Dolchstoß nicht tödlich war, vor, bei erster Gelegenheit seinerseits an dem vermutheten Anstifter Rache zu nehmen. Vendetta ist auch in Sicilien noch ein bedeutender Factor; nicht in Corsica allein beherrscht sie alle gesellschaftlichen Verhältnisse, besonders in den mittlern und untern Volksschichten und nicht mit gänzlichem Ausschluß der höhern Stände.

Auch auf vielen andern Gebieten ist die Macht der Maffia zu spüren. Die Verwaltung sieht sich oft in ihren Maßnahmen durch die Maffia gehemmt. Es wird z. B. eine Submission öffentlicher Arbeiten ausgeschrieben; man erwartet die Offerten; aber die Offerten bleiben aus. Warum? Niemand will den Grund kennen; jeder aber vermuthet ihn. Es hat sich eben aus irgendwelcher Ursache eine Maffia gebildet, welche diese Arbeiten so lange zu verhindern sucht, als sie es ihrem Interesse angemessen findet. Es geschah sogar, daß die Maffia in die Organisation des Heeres eingriff; so soll einmal die Maffia einer kleinern Stadt den Soldaten ihres Bezirks aufs strengste verboten haben, sich zu Corporalen oder gar zu Sergeanten ernennen zu lassen, weil sie keine andere Macht, kein Ansehen neben sich dulden wollte; und wirklich setzte es ihr Einfluß durch, daß während mehrerer Jahre keiner wagte, aus der Reihe der Gemeinen herauszutreten und zum Unteroffizier zu avanciren. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die Maffia, besonders in den größern Städten, auch bei den Wahlen im geheimen ihren Einfluß geltend zu

machen versteht; doch dieses Feld ihrer Wirksamkeit entzieht sich unserer Betrachtung.

Dagegen möchte ich zum Schluß auf ein anderes Gebiet ihrer Operationen hinweisen: auf die in kleinerm Maßstabe und in engern Verhältnissen wirkende Maffia, vor der niemand, der längere Zeit im Süden lebt, in seinem eigenen Hause sich zu schützen vermag. So tief eingewurzelt ist nämlich in diesem Volke der Hang zum geheimen Intriguiren, zu unbefugter Einmischung und zur Prepotenza, daß wo ein neues Hauswesen eingerichtet wird, sofort auch eine Maffia sich gleich der Atmosphäre um die Mauern und vor die Thüren lagert, indem die Diener, die Wasserträger, die Gartenarbeiter, die Kleinhändler und Handwerker der Nachbarschaft, Schuhmacher, Schneider, Tapezierer, sich gegenseitig ihre Hülfe und Unterstützung zusichern und das Haus nun mit Beschlag belegen. Der eine führt den andern ein; und ist der erste über die Schwelle getreten, so folgt die ganze Schar der andern nach. Sie wehren jedem den Eintritt, der nicht zu ihrer Maffia gehört und greifen dabei zu den frechsten und gewaltsamsten Mitteln; sie vertreiben die „Fremden", die „Eindringlinge" durch Wort und That; ja sie entblöden sich nicht, die mit Land und Leuten noch unbekannte Herrschaft aufs schmählichste hinters Licht zu führen. Schickt dieselbe z. B. nach einem Barbier oder Tapezierer oder Schuster, der ihr empfohlen worden ist, so kommt statt des Empfohlenen ein ganz anderer, den man auch im guten Glauben, er sei der richtige, ins Haus einläßt; wenn sich aber dann später der Empfohlene meldet, so entbrennt ein Kampf, der unter Umständen tragisch enden kann, doch fast immer wenigstens höchst komisch beginnt.

Es ist wol nicht anzunehmen, daß die Sitten, aus

denen die Maffia hervorging, sich in der nächsten Zeit ändern werden. Diese Sitten haben sich bei den südlichen Völkern, namentlich den Sicilianern fest eingebürgert; sie sind ihnen zur zweiten Natur geworden als eine nothwendige Folge jahrhundertelanger Unterdrückung. Unter der wechselnden Fremdherrschaft hatte sich der Hang des Volkes entwickelt, der jeweilig bestehenden Regierung eine andere, eine geheime Macht entgegenzustellen, welche alle officiellen Maßregeln lahm legte und mit allgemeiner stillschweigender Connivenz der Bevölkerung das Land beherrschte. Wie ein Stück Mittelalter ragt aber jedenfalls das Institut der Maffia in die Jetztzeit herein, und unheimlich berührt dasselbe den Fremden, der jedes Eingreifen geheimer Gesellschaften in das Räderwerk des Staats als einen Eingriff in dessen Hoheitsrechte zu betrachten gewohnt ist.

Mit der Maffia steht das Brigantenthum in enger Verbindung, wenigstens das frühere, historische Brigantenthum. Man muß nämlich von vornherein den Unterschied betonen, der zwischen dem historischen, heute verschwundenen Brigantaggio und dem in Sicilien wie in allen andern Ländern, nur eben in Sicilien mit besonderer südländischer Färbung, vorkommenden gewöhnlichen Diebs- und Räuberwesen besteht. Solches Raub- und Mordgesindel gibt es und gab es zu jeder Zeit, in Sicilien wie anderswo auch; das alte Brigantaggio war aber etwas wesentlich anderes: mit Schinderhannes darf man die ehemaligen Briganten nicht durchaus und sämmtlich auf eine Linie stellen. Ich will mich damit gewiß nicht zum Vertheidiger oder als Bewunderer der sicilischen Briganten aufwerfen; aber man muß, will man auch ihnen vollständig gerecht werden, von vornherein den ganz besondern Charakter hervorheben, der dieses Räuber-

wesen beherrschte und nothwendig bedingte. Das alte sicilische Brigantenthum hatte etwas Altgriechisches, zugleich etwas Mittelalterliches an sich; es knüpfte an die tapfern Burgritter an, die ja zuweilen auch recht schlimme Wegelagerer gewesen sind, und an die alten Heroen Theseus und Hercules, welche auszogen, um das Land von Menschen fressenden Ungeheuern und von mordgierigen Räubern zu befreien, die aber ihrerseits auch gar gewaltthätig und räuberisch auftraten. Dieses Stück Alterthum und Mittelalter hatte sich in die Neuzeit herüberverlegt; die alten Briganten konnte man, bis zu einem gewissen Grade, mit den Rittern des Faustrechts vergleichen. In der Gegenwart jedoch haben wir es mit dem gewöhnlichen, hier nur sicilisch gefärbten Raub- und Diebsgesindel zu thun.

Das sicilische Brigantenthum ist das natürliche Product der ganzen historischen Entwickelung des altsiculischen Volks. So weit wir in die Geschichte der Insel hinaufzubringen vermögen, finden wir die Ureinwohner, die Sicaner und Siculer, von fremden Eroberern unterdrückt; bis in den Anfang dieses Jahrhunderts lebte das sicilische Volk in dem Zustande der Unterjochung und der Rechtlosigkeit. In der That wurde unter allen Fremdherrschaften fast ohne Ausnahme das Land als eine ergiebige, lediglich zur Ausbeutung bestimmte Domäne betrachtet. Nicht Verres allein legte sich hier auf das systematische Plündern; auch dessen später aus andern Ländern hier eingedrungene Nachfolger verwalteten Sicilien in der altrömischen Weise. Bis zum Ende des 8. Jahrhunderts bezog z. B. der Bischof von Rom allein eine Million Francs von seinen sicilischen Besitzthümern; die Kirchen von Ravenna und Mailand besaßen hier unermeßliche Latifundien; Gregor I. ver-

theidigte das Sklavenwesen in Sicilien, und noch viele Jahrzehnte nach ihm bestand, wie sich ein berühmter Kenner der dortigen Geschichte, O. Hartwig*) ausdrückt, der größte Theil des Reichthums der Nachfolger Christi in Sklaven. Die sarazenische Eroberung trug gewiß nicht dazu bei, das Volk aus diesem Zustande zu erheben, da sich zu der Willkür des Eroberers der alles Nichtmohammedanische vertilgende Glaubenshaß gesellte. Als die Normannenfürsten Sicilien von den Sarazenen befreiten, führten sie die Feudalherrschaft ein; das Land wurde zwischen Krone, Kirche und Adel vertheilt; das Volk kam aus der Sklaverei in die Leibeigenschaft, und bis in die jüngste Periode, theilweise bis zum Jahre 1838 hat sich dieser Zustand, wenn auch mit anderm Namen und unter veränderten äußerlichen Verhältnissen, erhalten. Die Folge davon war, daß in volkswirthschaftlicher Hinsicht das Land verarmte, Handel, Ackerbau und Wohlstand sich allein in den größern Städten und deren Umgebung concentrirten, das Innere aber mehr und mehr verödete; und daß in politischer und socialer Hinsicht das Volk sich in das Bewußtsein hineinlebte, es sei ein blindes, rechtloses Werkzeug in der Hand des Eroberers, der jedesmalige Herrscher sei sein geschworener Feind. Darum hielt man nun alles für erlaubt, was gegen diesen Tyrannen gerichtet war und darauf abzielte, die Unterjochten zu befreien oder wenigstens gegen dessen Willkür in Schutz zu nehmen, oder Rache zu üben an denjenigen, welche es mit dem Tyrannen hielten und in Gemeinschaft mit demselben das Volk unterdrückten. „Keiner von uns darf erwarten, daß ihm die Regierung zu seinem Rechte ver-

*) „Cultur- und Geschichtsbilder von Sicilien", I, 84.

helfe; unser Recht müssen wir selber auf eigene Gefahr hin wahren": dies war der Gedanke, der in dem ganzen Lande vorwaltete.

So geschah es, daß einer oder der andere, wenn er sich in seinem Recht gekränkt glaubte, zur Selbsthülfe griff, daß gegen solche Beamte oder reiche Grundbesitzer, deren Bedrückung man besonders schwer empfand, Gewaltthaten vollführt wurden, und wie in Corsica der mit der Obrigkeit in persönlichen Conflict Gekommene in das undurchdringliche Dickicht der Mâquis, so flüchtete der Sicilianer in das unwegsame Innere der Insel, wo er von den gleichgesinnten, seiner That Bewunderung zollenden Landleuten aufgenommen und in einer verborgenen Höhle monatelang ernährt und unterhalten wurde. Einen solchen Flüchtling nannte man einen „Briganten" oder Latitanten; er war geachtet wie der serbische Haiduk, wie der corsicanische Mâquisbewohner. Was der einzelne unternommen, das unternahmen dann mehrere, die sich in demselben Gedanken einer gemeinsamen Rache zusammenfanden, und so bildeten sie eine „Bande". Die politischen Parteien bedienten sich ihrer als willkommener und willfähriger Werkzeuge. Zu den Elementen, die in den Städten seit etwa einem Jahrhundert an der Erhebung des Volks arbeiteten, fühlten sich die persönlich mit der Regierung oder den bestehenden Verhältnissen Zerfallenen hingezogen, und jenen wieder konnte nichts erwünschter sein, als so thatenlustige und muthige Kampfgenossen zu gewinnen. Andererseits gesellten sich freilich zu diesen Briganten auch schlechte Elemente, wie sie sich in allen Ländern und unter allen politischen und socialen Verhältnissen finden: gemeine Strolche und Diebe, entlaufene oder freigelassene Sträflinge; es entstand eine buntgemischte Gesellschaft, die bald die eine, bald die andere Seite

herauskehrte, bald als wild-politische, die Revolution vorbereitende oder derselben in die Hände arbeitende bewaffnete „Partei“, bald als eine zu einem besondern Zweck der persönlichen Rache vereinigte „Maffia“, bald als eine wirkliche „Räuberbande“ auftrat. Aus dieser bunten Zusammensetzung erklären sich auch die widersprechenden Urtheile, die über das sicilische Banditenthum gefällt worden sind. Je nachdem ein Schriftsteller oder ein Zeitungscorrespondent dieses oder jenes Moment besonders ins Auge gefaßt hatte oder von demselben näher berührt worden war, schilderte er den Briganten in der einen oder in der andern Färbung. Heute war er ein romantischer Held, welcher die Unschuld beschützte und sich, ein südlicher Karl Moor, zum Kampfe für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erhob, oder, wie ihn die Operntextschreiber vorführten, ein nobler moderner Cavalier, ein Raubritter — und morgen war er ein blut- und geldgieriger Verbrecher, der dem Reisenden hinter einem Felsblock auflauerte, ihn in eine Höhle schleppte, ihn auspfändete und schließlich erwürgte, der Abschaum der Menschheit und die Schande Siciliens.

Mit der Herrschaft der Bourbonen hörte auch die Herrschaft der Briganten auf. Eine Herrschaft darf man das damalige Brigantenthum wohl nennen, denn so weit war es gekommen, daß die Provinzialverwaltungen selbst sich mit den Briganten ins Einvernehmen zu setzen gezwungen waren, um wenigstens noch einen Schatten von Sicherheit der Person und des Eigenthums zu erhalten. Die Bevölkerung stand nämlich überall mit den Räubern im geheimen Bündniß und gewährte ihnen bereitwilligst Schutz und Unterstützung. Ueberfiel die Bande einen Postwagen, so setzten sich die Passagiere desselben nicht zur Wehre; sie ließen geschehen, was geschehen sollte,

und suchten sich noch mit den Räubern auf guten Fuß zu stellen. Die Briganten waren mächtiger als die Regierung, und mit dem Mächtigen darf man es nicht verderben, sagt die sicilische Weisheit. Wollte damals ein Kaufmann, der nicht durch besondere Umstände sich die Feindschaft der Briganten zugezogen, auf den sie es also nicht förmlich abgesehen hatten, seine Waaren oder sein Geld sicher von einem Ende Siciliens bis zum andern führen, so brauchte er nur durch Vermittelung der Provinzialverwaltung die Banditen von seinem Vorhaben zu benachrichtigen; es wurde eine an dieselben zu zahlende Summe vereinbart, und erfolgte die Zahlung pünktlich, so war niemand sicherer als dieser vorsichtige Reisende; die ihn begleitenden Dragoner waren von den Räubern beschützt, und niemand wagte es, ihnen ein Haar zu krümmen. War aber ein Grundbesitzer oder ein Beamter mit einem Mitgliede dieser Bande oder mit einem Schützling derselben in Streit gerathen, hatte er sich an jemand vergriffen, der mit dieser Maffia in Verbindung stand, dann konnte ihn nichts vor seinem Schicksal schützen: auf Schritt und Tritt wurde er bewacht, verfolgt, bis er bei passender Gelegenheit den Räubern in die Hände fiel. Diese schleppten ihn fort, versteckten ihn in einem Landhause oder einer Höhle, und nun ging es an das systematische Pfänden des Unglücklichen. Nicht immer war es blos Habgier, was die Räuber bei einem solchen Handstreich leitete: meistens lief daneben noch ein anderes, tiefer liegendes Motiv mit unter. Es handelte sich darum, Vergeltung zu üben, der Regierung oder dem Grundbesitzer eine nach der Meinung der Briganten unrechtmäßig erhobene Summe Geldes wieder abzunehmen, sie wegen des begangenen Unrechts zu strafen und ihnen wie ihren Anhängern Furcht einzujagen — zugleich aber allerdings

auch, die Kasse der Banditen zu füllen, denn Geld brauchten sie immer, um Pulver, Flinten, Pferde zu kaufen und ihre Helfershelfer in guter Stimmung zu erhalten.

Bis in die ersten Jahre der neuen durch den Sturz des bourbonischen Thrones eröffneten Aera erhielten sich noch diese Zustände, allmählich nur bessern weichend. Wie eine wundersame Mär ragten in die Geschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die „Thaten" des heute noch bei dem sicilischen Landvolk populären Banditenhauptmanns Leone herein, welcher so lange Jahre hindurch der italienischen Verwaltung trotzen und ihr in der abenteuerlichsten Weise die Stirn bieten konnte. Das altgewohnte Einverständniß der Bevölkerung mit den Briganten bestand damals noch; nur dadurch erklären sich die fast sagenhaften Vorgänge, die man sich von der Banditenherrschaft Leone's erzählt.

Eine Legende hat sich schon um die Geschichte Leone's gesponnen; aber der Legende braucht es gar nicht, um aus diesem Manne eine für uns Nordländer ganz unbegreifliche, für die Südländer aber ritterliche, heroische Persönlichkeit zu machen. Weiß man doch, daß Leone, als er schon monatelang für vogelfrei erklärt und in allen Winkeln von den Carabinieri gesucht worden war, eines schönen Tags nach Palermo kam, sich in das Theater begab, in der Nähe eines hohen Beamten Platz nahm, mit diesem ein interessantes Gespräch über Kunst, Literatur, Volkswirthschaft führte und sich beim Scheiden die Erlaubniß erbat, ihm am folgenden Tage einen Besuch abstatten zu dürfen, die auch mit großer Bereitwilligkeit ertheilt wurde. Am andern Morgen fand sich Leone in der Wohnung des Beamten ein, und da er seinen Theaternachbar nicht zu Hause traf, ließ er ihm seine Karte zurück, auf welcher stand: „Leone, Banditenhauptmann,

wird sich immer mit Vergnügen der Unterhaltung erinnern, die er gestern Abend im Theater mit Sr. Excellenz dem Herrn * * geführt hat.“ Als letzterm wenige Minuten nachher diese Karte eingehändigt wurde, war Leone natürlich nicht mehr im Hause. Sofort wurden die Thore Palermos geschlossen, Carabinieri nach allen Windrichtungen ausgeschickt — umsonst, Leone war verschwunden. Es dauerte noch Monate, ehe man seiner habhaft werden konnte; er wurde schließlich umzingelt und niedergeschossen. Bei dem Volk aber lebt Leone's Name noch als derjenige eines Ritters ohne Furcht und auch ohne Tadel, und es wäre wol nicht rathsam, von ihm als von einem Verbrecher oder Uebelthäter zu reden. Solche und ähnliche Vorfälle beweisen zur Genüge, daß zwischen den Banditen und der Bevölkerung damals ein intimes, weit hinauf reichendes Einvernehmen bestand; hätte die Bevölkerung der Regierung und den Carabinieri Hülfe geleistet, so wären solche Episoden unmöglich gewesen.

Heute liegen die Dinge wesentlich anders als damals. Das Bündniß der Bevölkerung mit deu Briganten ist gelockert; der weisen Verwaltung des savoyischen Königshauses ist es gelungen, das alte Brigantaggio auszurotten. Was noch geblieben, das ist das überall, in allen Ländern, in allen großen Städten eingenistete Diebs- und Raubwesen, hier nur eben in der eigenartigen sicilischen Färbung erscheinend. Die Gerichte heben von Zeit zu Zeit weitverzweigte Diebsbanden auf, die ganze Gegenden jahrelang in Schrecken gesetzt haben; Monstreprocesse werden in Girgenti, in Palermo geführt; es geschieht auch noch manchmal, daß in dem einsamen Innern ein reicher Gutsbesitzer oder Bankier in romanhafter Weise von einer bewaffneten Bande überfallen, in eine Höhle geschleppt und gepfändet wird. Ich erinnere an die

Pfändung des Directors der Sicilischen Bank in Palermo, des Herrn Notarbartalo, wol das markanteste Ereigniß dieser Art aus jüngster Zeit. Die Banditen hatten sich als Carabinieri und Bersaglieri verkleidet, hielten den Wagen des Directors an und führten letztern unter dem Vorwand, seinen Erlaubnißschein zum Tragen von Waffen dem commandirenden Offizier vorzulegen, abseits vom Wege; dann entpuppten sie sich als Briganten und schleppten den Gefangenen in die Berge. Bezeichnend aber für die heutigen Zustände ist der Umstand, daß in allen den neuern Fällen die Verwaltung gerade mit Beihülfe der Bevölkerung sich der Banditen bemächtigen, die Diebsbanden ausfindig machen und sprengen, und die Anführer den Gerichten überliefern konnte. Noch muß besonders bemerkt werden, daß in früherer wie auch in jüngster Zeit das eigentliche Brigantenthum sich nur gegen die Sicilianer selbst, niemals gegen die Fremden, gegen die Reisenden wandte; diese stehen außerhalb der Interessensphäre der Maffia und des Brigantaggio, und mit Recht konnte unser Professor Mommsen erklären, er fühle sich in Sicilien viel sicherer als nachts im berliner Thiergarten.

Jetzt, da die Bevölkerung, wenn auch noch nicht überall mit gleicher Bereitwilligkeit, anfängt, den Vertretern der Obrigkeit an die Hand zu gehen, hat wol die letzte Stunde des Brigantenthums geschlagen; die Furcht, die bis vor zwanzig Jahren noch allen Einheimischen ohne Ausnahme die Zunge gebunden hielt, ist gewichen, und da überdies der Nimbus, der infolge der staatlichen Verhältnisse früher die Briganten umgab, jetzt verblaßt ist, und ein Bandit nicht mehr als der Vertheidiger der verfolgten Unschuld angesehen wird, so scheint auch der Tag gekommen zu sein, wo es in Sicilien zwar noch Strolche und entlaufene Galerensträflinge gibt, wo aber das unheimlich

wirkende gewaltige Brigantaggio als erloschen und nur noch als in das Bereich der Geschichte und des Romans gehörig gelten kann.

---

5. In den Schwefelminen.

Wir waren bei den Minen angekommen. Der ganze Berg schien mit weißen Steinblasen übersäet, zwischen welchen hier und da der Eingang zu einer Grube als schwarzer Fleck sich abhob. Ein leichter Schwefelgeruch wurde merkbar; der Wind trieb den Rauch eines brennenden Calcarone unserer Richtung zu. Um die weißen Schwefelhügel und um die Minenöffnungen bewegten sich halbnackte Gestalten, Männer und Knaben. Schwer mit Gestein beladen, traten sie keuchend und von Schweiß triefend aus den Gruben und warfen die in der Tiefe gewonnenen Steine und Krystalle stöhnend zur Erde. Die Männer reihten den Schwefel in große Haufen und bereiteten die anzubrennenden Calcaroni. Glühend brannte die Sonne auf die blendend weißen Flächen, glühend, wie sie im Norden nur während der Hundstage zu brennen vermag, und doch befanden wir uns mitten im Winter.

„Wir müssen jetzt die Kleider wechseln", rief uns der Minendirector zu, indem er uns in einen kleinen Schuppen führte, der als Bureau, als Speisezimmer und nöthigenfalls auch als Schlafzimmer diente. Hier langte er uns einige an den Wänden hängende Arbeiterjacken herunter. „Ich will Ihnen unsern Minenbetrieb von A bis Z zeigen, und in den Gruben, in die wir zunächst hinunterkriechen werden, ist es heiß und ziemlich schmuzig." Die Toilette

der Herren war bald fertig; mit der Toilette der Damen, die uns begleiteten, ging es langsamer. Als die ganze Gesellschaft sich in ihrem neuen Anzug vor dem Hause wieder zusammenfand, war des Lachens kein Ende, so seltsam sahen wir insgesammt aus: die einen in Hemdärmeln und heraufgeschlagenen Beinkleidern, die andern in ihren Unterröcken, mit bunten Wämschen über den Schultern und bunten Tüchern über dem Kopf. Uhren, Ringe, überhaupt alles Gold- und Silbergeschmeide mußten wir in dem Schuppen zurücklassen, da der Schwefeldunst alles Metall bekanntlich schwärzt. So ausstaffirt traten wir in die Höhle ein, die uns in das Innere der Minen, viele hundert Meter tief unter die Oberfläche der Erde führen sollte.

Fast senkrecht zog sich der schwarze Stollen hinab; hohe Doppelstufen, mit einem kleinern Ansatz auf der linken Seite, um den heraufkletternden Knaben das Steigen zu erleichtern, führen in die finstere Tiefe. Ein jeder von uns trug sein kleines flackerndes Grubenlicht, und je zwischen zwei Fremden ging ein Arbeiter oder einer der Minenbeamten, um uns in jeder Hinsicht behülflich zu sein, den Damen den Fuß behutsam auf die richtige Stelle zu setzen, das Gewölbe oben und den unebenen Boden unten zu beleuchten, vor den überhängenden Felsvorsprüngen zu warnen und an steilern Stellen den Hintengehenden als Stütze zu dienen. Nach wenigen Schritten war uns das Tageslicht verschwunden, und nur noch das qualmende Oellicht unserer Lämpchen leuchtete rothflackernd durch das Felsengewölbe. Andere Lichter glühten wie rothe Sterne tief unten und bewegten sich langsam in die Höhe. Sie kamen uns näher und näher; es waren die Grubenlichter einiger Knaben, die mit schwerem Gestein beladen keuchend zum Ausgang der Mine heraufstiegen; wie Gnomen

aus den Feenmärchen sahen die armen Kinder aus, halbnackt, alle Muskeln angespannt, in Schweiß gebadet, die braunen Aermchen unter der auf ihrem Rücken ruhenden Last gekreuzt: eine schweigende Schar, die in ruhig gleichmäßigem Schritt an uns vorbeizog. Arme Kinder! Unseliges Ueberbleibsel der alten Sklavenarbeit! Wann wird der Tag kommen, wo auch hierin menschenwürdigere Zustände eingeführt, wo Maschinen diese für Kinder viel zu schwere Arbeit verrichten werden! „Ja", meinte der Director, „wann wird dies geschehen? Im übrigen Europa ist es schon schwer, eine Neuerung einzuführen; wie viel schwerer noch hier im Süden, wo alle bestehenden Interessen sich gegen einen sie vermeintlich schädigenden Fortschritt verschwören, wo die Aeltern dieser Kinder selbst die ersten sein würden, mit Messern und Steinwürfen über den Unglücklichen herzufallen, der es wagen wollte, dem Elend ihrer Kleinen abzuhelfen! Das Elend dieser Kinder", setzte er aphoristisch hinzu, „ist das Brot der Aeltern." Ein hartes und schweres Wort fürwahr!

Lange Zeit ging es so in den Berg hinunter. Endlich ruhte der Fuß auf ebenem Boden. Nach rechts und nach links öffnen sich Stollen; neben dem Wege läuft eine Röhre hin, die das unterirdische Wasser aus der Mine herausführt. Die Höhle erweiterte sich; dumpfe harte Schläge erschallten; wir waren an der Stelle, wo die Arbeiter das Gestein lösten. Unsere Führer hießen uns anhalten, und sein Lämpchen an den Mauern und an dem Gewölbe hin- und herbewegend, erklärte uns der Minendirector die Beschaffenheit des durchhöhlten Berges, zeigte uns die übereinanderliegenden Schichten von glänzendem Gips, schwarzem Tufftein und gelbschimmerndem vulkanischem Schwefel. Märchenhaft flimmerten die goldenen Krystalle an der Decke und warfen in hellem Wider-

schein das rothe Licht unserer Ampeln zurück. Matt und todt dagegen waren die noch nicht zu Krystall gewordenen Schwefelmauern, die uns umgaben, und von welchen die schweren Hacken der Arbeiter Stücke und Stückchen abschlugen. Bis auf die Hüften entblößt, strotzend von Muskelkraft, standen die Arbeiter da, gewaltige schöne Gestalten mit afrikanischem Typus. Es war leicht, unter diesen Männern zwei von Grund aus verschiedene Rassen zu erkennen, die eine, die an den Neger streifte, schwerfälliger, plumper, niedriger als die andere, die mit ihrem feinen Muskelbau, mit dem edelgeformten Kopf und Profil an die algierischen Araber und Kabylen erinnerte.

Wie Sklaven erschienen uns die erstern, aus Sklavenblut entsprossen, in stumpfer Gedankenlosigkeit arbeitend; wie Abkömmlinge eines ehemals gebietenden Geschlechts die letztern, vielleicht Urenkel eines erobernd eingedrungenen orientalischen Stammes, der sich in dem großen Akragas niederließ, als die griechische Bevölkerung vor den Puniern floh, in spätern Zeiten seinerseits einer neuen Umwälzung der sicilischen Staatengebilde erlag und mit den alten Sklavenstämmen zu gemeinsamer harter Dienstbarkeit verurtheilt wurde.

Mehrere Stunden lang führte uns der Director in seinen Minen herum, in die entlegensten Schachte, wo mit Pulver und Dynamit neue Gänge in den harten Fels gesprengt wurden, treppenab und wieder treppenauf, durch ein Labyrinth von Stollen und Höhlengewinden, und jetzt erst vermochten wir zu begreifen, was er uns am Morgen gesagt hatte, daß wer von Briganten in eine solche Grube geschleppt worden, niemals durch die Carabinieri daraus befreit werden kann. Und von solchen Gruben, belehrte er uns, sind diese Berge nach allen Richtungen hin durchlöchert; zuweilen stößt man tief unten

auf längst verlassene und vergessene Stollen; uraltes Gemäuer kommt zum Vorschein von Bergwerken, deren Ausgang nicht mehr zu finden ist, von denen kein Mensch in der Umgegend etwas gehört hat.

Aber der Reichthum an Schwefel, der trotz aller frühern Ausbeutung jetzt noch in diesen Bergen lagert, ist unermeßlich; mit jedem Jahre steigt die Schwefelgewinnung, und es ist nicht abzusehen, daß sie sich wieder vermindern sollte. Unserm Director standen Zahlen und officiell controlirte Daten zu Gebote. „Der Schwefelexport des südlichen Siciliens, der sich in Catania, Girgenti, Licata und Terranova concentrirt", belehrte er uns, „betrug im Jahre 1853 102093400 Kilogramm und ist auf 285103490 Kilogramm im Jahre 1880 gestiegen." „Und", fügte er hinzu, „dieser Export zeigt uns nur die Hälfte der wirklichen Production; denn, das werde ich Ihnen oben bei den Calcaroni des nähern erklären, das Verfahren, durch welches wir den aus dem Gestein gebrochenen Schwefel erst zum Handelsartikel bereiten, ist noch so primitiv, daß etwa die Hälfte des aus der Mine geförderten Schwefels dazu verwandt wird, die andere Hälfte zu schmelzen, und somit 50 Procent der Förderung verloren gehen."

Wir folgten ihm zum Ausgange, um uns das Brennen des Schwefels von nahem anzusehen. Mühsam war die Auffahrt auf den hohen Stufen, und mit einem Freudenruf begrüßten wir insgesammt das Hereinbrechen des hellen Tageslichtes in unsere unterirdische Finsterniß; wie heiß die Sonne auch brannte, wie in ein kühles Bad tauchten wir, aus der Höhlenhitze heraustretend, in die leuchtende Luft der Oberwelt.

Mehrere Calcaroni waren in der Herstellung; andere brannten eben; einige waren schon geleert, und so konnten

wir die ganze Manipulation von Anfang bis zu Ende überschauen. Sind die aus den Minen zu Tage geförderten Schwefelsteine bis zu einer genügenden Höhe aufgespeichert, so wird an dem Abhange des Berges ein weiter runder Trichter gegraben oder ausgehauen und an dem untern Ende, wo er sich zuspitzt, mit einer festen Mauer umgeben; durch diese Mauer wird eine kleine Thür gebrochen und eine mit einem Hahn versehene Eisenröhre bis an die tiefste Stelle des innern Trichters geführt. Sobald das Mauerwerk fest ist, wird der Trichter mit Schwefelsteinen gefüllt, und erhebt sich in hoher Rundung der Schwefelmeiler. Alsdann legt man durch die unten befindliche Thür Feuer an und läßt den Meiler sich selbst verzehren. Nach wenigen Stunden raucht er; der Schwefel hat sich entzündet, und nun brennt er tage- und wochenlang weiter. Unten aber, in der Tiefe des Trichters, sammelt sich der von der Hitze flüssig gewordene Schwefel und rinnt dann langsam durch die Röhre in die bereit gehaltenen Gefäße. Es sind dies viereckige hölzerne Behälter von bestimmtem Umfange und einem bestimmten Raumgehalt. In diesen Gefäßen erstarrt der Sud, und nach einigen Tagen ist er zu festen würfelförmigen Stücken gehärtet.

Die also gewonnenen Schwefelwürfel werden auf Eseln nach der Eisenbahn geschafft, welche sie nach Porte Empedocle bei Girgenti oder nach Catania befördert; dort lagern die Vorräthe, bis die Dampfer sie nach allen Himmelsgegenden ausführen. „Gegenwärtig“, sagte der Minendirector, „erleidet die Schwefelausfuhr freilich eine schwere Stockung; die Production übersteigt bei weitem die Nachfrage; die Concurrenz der amerikanischen Pyriten lähmt den Handel. Aber“, so schloß er, „es werden auch wieder bessere Zeiten kommen.“

Mit gespannter Aufmerksamkeit waren wir seinen belehrenden Erklärungen gefolgt, und nun konnten wir auch begreifen, wie gerechtfertigt die Klage ist, die er über die primitive Methode des Schwefelbrennens geäußert hatte.

„Wer ein neues Verfahren erfände", rief er im Eifer seiner Amtsthätigkeit aus, „wer es zu Stande brächte, die Selbstverzehrung so großer Schwefelmassen zu vermeiden, der würde bald der reichste Mann in ganz Sicilien sein!"

Auf einer nahe gelegenen Anhöhe, im Schutze einer hohen Felswand, welche die Schwefeldämpfe von uns abhielt, hatten unsere liebenswürdigen Freunde ein ländliches Frühstück bereiten lassen. Die Gesellschaft lagerte sich auf dem Bergabhang, im Angesicht des großartigsten Panoramas: ein Rundblick auf die Gebirgszüge Siciliens, wie ihn schöner, vollkommener, ausgedehnter, majestätischer kaum noch ein anderer Punkt darbieten dürfte. Ungeheuere, durch ihre Nacktheit noch gigantischer erscheinende Felsenwände, tief eingeschnittene Thäler, hohe in den Himmel strebende Kuppen und Kegel, alle andern überragend der Pizzo di Camarata, furchtbar steil, von Blitzen zerklüftet: alles wild durcheinandergeworfen wie riesige Meereswogen, die plötzlich zu Stein erstarrt wären und in ihrer Wellengestalt sich alle mit einem Schlage krystallisirt hätten. Weit und breit kein Baum, kein Strauch; in blauer Ferne ein paar graue Steinhaufen; Städte und Städtchen sind es, deren Namen man uns nannte: Aragona mit einem fürstlichen Schloß, in welchem ein Principe Abbate mit weiser Weltklugheit die alten Gebräuche der Feudalherrschaft zum besten der Bevölkerung weiter erhält; Caldare, wo die Eisenbahn nach Girgenti und nach Palermo sich abzweigt. Dort unten, am südlichen Horizont, erhebt sich ein seltsam zerschnittener Bergrücken wie eine Mauer, in welche Menschenhände eine regelmäßige

Bresche gelegt hätten; Häuser scheinen an dem Abhange zu stehen; durch die Bresche schimmert es, als blickte das Meer zu uns herüber.

„Dort liegt Girgenti“, rief mir der Minendirector zu, „das alte Akragas, mit seinen wunderbaren Tempeln und seiner vergessenen Vergangenheit! Und jene Bresche, durch welche das afrikanische Meer hindurchschaut, rührt, wie die Sage berichtet, von Empedokles her, welcher der von Sumpffiebern heimgesuchten Stadt den reinigenden Nordwind zuführen wollte, und um zu diesem Ziele zu gelangen, vor der Abtragung eines Berges nicht zurückschreckte. Wackere Männer fürwahr, diese alten griechischen Sicilianer!“

„Wackere Männer“, erwiderte ich, ihm auf die Schulter klopfend, „gibt es auch unter den jungen Deutschen in Sicilien, welche die Berge durchbohren, den Schwefel gewinnen. . . .“

„Und“, fügte er schnell hinzu, „durch Erfindung eines neuen Brennverfahrens vielleicht wie Empedokles einen heilsamen Nordwind in das alte Sumpfland hereinführen werden.“

„Das wolle Gott!“ antwortete ich.

Als wir am folgenden Tage Abschied von dem gastfreundlichen Hause in Grotte nahmen, um nach Girgenti zu seinen alten Tempeln zu fahren, schüttelte uns unser braver, in diese Einöde verschlagener Landsmann kräftig die Hand. Der Zug war schon im Abfahren, als er, wieder an seine Schwefelexperimente denkend, mir noch nachrief: „Den Empedokles vergesse ich aber nicht!“

VII.

An der Südküste.

1. Nach Girgenti.

Bei Caldare, wenige Meilen von der sicilischen Südküste, vereinigen sich die beiden Eisenbahnlinien, die, einerseits von Palermo, andererseits von Catania kommend, in Girgenti, dem alten Akragas, münden. Girgenti ist gegenüber dem afrikanischen Continent der einzige bedeutendere Hafen Siciliens. In dieser traurig zusammengeschrumpften ehemaligen hellenischen Großstadt, der gefürchteten Nebenbuhlerin von Syrakus, der Heimat des als Staatsmann wie als Philosoph in origineller Größe hervorragenden Empedokles, steht der Handel noch etwas mehr in Blüte als in den andern Griechenstädten des Südens, in den verlassenen Häfen von Terranova, Licata, Sciacca, die auf den Stätten der alten Städte Gela, Eknomos und Selinunt stehen. Einige Hafenbauten, ein Molo, zu dessen Errichtung man die Säulen und Quadern der zerstörten Tempel benutzte, verleihen Girgenti eine größere, allerdings nur relative Bedeutung, welcher es der Ort auch zu verdanken hat, daß er durch die Eisenbahn in directere Verbindung mit dem Norden

und dem Osten der Insel gesetzt wurde. Vieles bleibt freilich für den Verkehr noch zu wünschen übrig; allein der Fortschritt ist immerhin gegen die vormaligen Zustände ein ganz gewaltiger, und ohne zu murren erträgt der Reisende, der noch des frühern Eselreitens eingedenk ist, die Langeweile des mehrstündigen Aufenthalts in Caldare von der Abfahrt des cataneſischen bis zur Ankunft des palermitanischen Zuges. Sind endlich die Reisenden von beiden Richtungen glücklich vor dem primitiven Stationsgebäude von Caldare vereinigt, so wird, aber langsam und wie unter dem Drucke des südlichen far niente, an ihre gemeinschaftliche Weiterbeförderung nach Girgenti und Portempedocle gedacht, doch zwischen dem Denken und der Ausführung verstreicht natürlich auch wieder ein Viertelstündchen oder zwei. Die südliche Natur bringt es mit sich, daß die Beamten sich ebenso wenig wie die andern Menschen anstrengen und beeilen; es ist zu warm hier, der Sirocco lähmt zu sehr die Nerven und die Willenskraft, als daß man die im Norden gewohnten Anforderungen an die Südländer stellen dürfte.

Es war tiefe Nacht, als unser Zug in Caldare anhielt und wir vor dem Stationsgebäude ausstiegen. Ein feiner Märzregen rieselte langsam vom Himmel. Man mußte sich in die Lage zu finden wissen und in dem Holzschuppen Obdach suchen, der die Räume des Wartesaals, der Restauration, der Küche und des Wohnzimmers des Restaurateurs in nicht gerade harmonischer Weise unter seinem Dach vereinigt. Farmartig oder an gewisse Einrichtungen erinnernd, wie man sie in den halb europäischen, halb orientalischen Gebieten von Bulgarien, Rumelien und Rumänien antrifft, sah dieser Schuppen mit seinen weiten, von gelblichem Licht erhellten, im Winde wackelnden Fenstern aus. Auf den holperigen, bedenklich gähnenden und

klaffenden Dielen des ersten Raums, der wol der eigentliche Wartesaal sein mochte, lagen Koffer, Reisetaschen, zusammengeschnürte Plaids zwischen knurrenden Hunden herum; in jeder Ecke lehnten ein paar Flinten. Daneben hockten im fahlen, von der Hängelampe herunterleuchtenden Petroleumlichte seltsam und abenteuerlich aussehende kapuzenbedeckte Gestalten; unter dem tief herabhängenden blauen Burnus blickten stechende Augen hervor. Die Inhaber dieser Kapuzen, Hunde und Flinten mochten wol ehrliche Bürger aus irgendeinem sicilischen Städtchen sein, die von Geschäftsreisen nach Girgenti zurückkehrten; eine Bande von Briganten hätte aber sicherlich keinen unheimlichern Eindruck gemacht. Ein großer Tisch, der gerade so viel Platz an den Wänden herum übrigließ, als nöthig war, um Stühle zu stellen, erfüllte das hintere Zimmer, das durch weite in die Wand gebrochene Oeffnungen mit dem finstern innern Raum, wo ein großes Feuer auf einem Herde prasselte, verbunden war. Das abwechselnde helle Auflodern und rasche Zusammensinken der Flamme warf in tollen Sprüngen zitternde Lichtwellen und tiefschwarze Schatten an die Decke und die Wände. Wir setzten uns, die andern Reisenden, die dort schon Platz genommen hatten, mit dem gewöhnlichen „Buon giorno, Signori!" begrüßend, an den Tisch und riefen nach dem Cameriere. Es war eine Cameriera, die erschien, eine hohe stattliche Figur, wettergebräunt, mit unordentlich flatterndem Haar, scharfgebogener Nase, raschleuchtenden Augen, mit jenen tiefen Furchen an den Nasenwinkeln, die auf einen wilden Kampf ums Dasein und auch auf ein wildes Kämpfen um wilde Genüsse schließen lassen: eine Gestalt, die zu den Kapuzenmännern der Vorhalle paßte wie ein Deckel zu seinem Kruge, und der ein jeder ohne weiteres alle Eigenschaften einer roman-

tischen Brigantenbraut zuerkannt hätte. Nicht gering aber war unser Erstaunen, als wir aus dem Munde eines schon vor uns hier angekommenen Reisenden die leicht mit österreichischem oder bairischem Dialekt gefärbten deutschen Worte an die braune Tochter des Südens richten hörten: „Josephine, bringen's mir doch wieder vom selben Wein wie's andere mal!" Und noch größer ward unsere Verwunderung, als die in solcher Weise Angerufene in fließendem Deutsch antwortete, und als wir, an der Unterhaltung theilnehmend, entdeckten, daß in diesem entlegenen Winkel Siciliens eine ganze Anzahl von Landsleuten sich zusammengefunden hatte, Reisende und Touristen sowie schon seit Jahren hier angesessene Deutsche. „Kein Tag vergeht", rief uns fröhlich lachend die Josephine zu, „ohne daß ich Landsleute bei uns einkehren sehe. Seit die Eisenbahn von Palermo nach Catania eröffnet ist, scheint Deutschland Gefallen an Sicilien zu finden." Sie selber war post tot discrimina rerum und nach Odysseischen Irrfahrten im Orient und an den Gestaden des Mittelmeers hierher verschlagen worden und führte mit ihrem Manne, einem braven, aber unter seiner Banditenkapuze verdächtig dreinschauenden Sicilianer, diese kleine Wirthschaft, in welcher sich die deutsche und die italienische Küche in oft wunderbarem Gemisch die Schwesterhand reichten.

Das Gespräch kam natürlich wieder auf die Briganten. Befanden wir uns doch mitten in dem berüchtigtsten Räuberrevier, zwischen Racalmuto, Grotte und Girgenti, und hatte man noch in jüngster Zeit durch die Zeitungen erfahren, daß in dieser Gegend ein reicher Gutsbesitzer von einer Bande weggeschleppt und ausgepfändet worden war. Die Josephine lachte hellauf, als wir sie befragten, ob sie denn keine Furcht habe, und ob man überhaupt hier sicher herumreisen könne. „Euch und mir", meinte sie, „thun

diese Leute nichts; vor zwanzig Jahren sah es wol anders aus; heute aber seid ihr hier eben so sicher wie zu Hause. Strolche gibt es freilich in Sicilien wie überall, und im berliner Thiergarten wird man auch zuweilen angefallen und ausgeplündert. Hier nehmen die Räubereien nur einen eigenen Verlauf: die Briganten wählen sich einen im Lande als reich bekannten Herrn aus, überfallen ihn, schleppen ihn in eine Höhle — und Höhlen gibt es ja, gottlob! die Menge in diesen Bergen — und pressen ihm ein Lösegeld ab. Unbekannten, Fremden, armen Leuten aber widerfährt nichts, es sei denn daß der eine oder der andere sich hier persönliche Feinde auf den Hals geladen habe: was ja bei diesem heißblütigen, und besonders wo die Frauen und die Eifersucht ins Spiel kommen, leicht zu Gewaltthätigkeiten gereizten Volke öfter vorkommt als sonstwo." „Ja, ja", setzte sie, schelmisch mit dem Finger warnend, hinzu, „das Kapitel der Mädchen ist hierzulande gefährlich, und auch dem friedlichsten dieser Kapuzenmänner, vor deren Flinte und finsterm Blick ihr euch im gewöhnlichen Leben ganz unnützerweise entsetzt, muß man in Dingen der Liebe und der Eifersucht das Schlimmste zutrauen. Aber eines jeden Sache ist es, sich vorzusehen; solche Gefahren braucht man ja nicht herbeizuziehen." — „Wie kommt es aber", fragte ich, „daß die Reisenden hier bis an die Zähne bewaffnet sind?" — „Es ist eben die Sitte", antwortete mein Nachbar, ein deutscher Minenbesitzer; „ein Ueberbleibsel aus den frühern Zeiten, wo das Faustrecht noch allein galt, und der Sicilianer darauf angewiesen war, sich selber zu schützen gegen Briganten und zuweilen gegen die eigene Regierung. Tempi passati! Aber die alten Gewohnheiten verschwinden nicht so schnell wie deren Ursachen; Waffen bei sich tragen gilt heute noch als Beweis, daß der Mann etwas auf

sich hält. Diese Leute tragen Flinten wie die Beduinen in Nordafrika, mit denen sie übrigens durch alte Familienbande verbrüdert sind; und wir, die Fremden, die seit Jahrzehnten hier Ansässigen, wir tragen Waffen wie die Einheimischen — zum Trutz noch mehr als zum Schutz", fügte er lächelnd hinzu. Er lüftete seinen Ueberzieher und ließ uns einen feinen um die Hüfte befestigten Revolver bewundern, auf welchen das tanzende Feuer rothe Blitze zeichnete. Und als die Gäste sich erhoben, um in den langsam vorfahrenden Zug zu steigen, war kein einziger, der nicht einen Carabiner aus der Ecke hervorholte und der nicht, Josephinen durch das Fenster seines Coupés einen freundlichen Abschied zunickend, die blinkende Waffe mit einem Ausdruck trotzigen Selbstbewußtseins fest zwischen die Knie klemmte, als lebten wir noch in den alten Zeiten, von denen unsere Reisegefährten soeben erzählt hatten.

Bergunter ging es durch die finstere Nacht dem Küstenlande zu, und kaum eine Viertelstunde brauchte der Zug, um zu der Station Girgenti, dem griechischen Akragas, zu gelangen. Droben auf einer steilen Anhöhe liegt die Stadt; wie rothe Sterne blickten ein paar erleuchtete Fenster durch die dichte Finsterniß aus dem vor uns sich erhebenden Felsengemäuer; die Wolken hatten sich verzogen, und unten am Horizont kam die bleiche Helle des emporsteigenden Mondes zum Vorschein. Auf holperigem Wege, durch lehmige Untiefen fuhr unser Wagen langsam den Berg hinauf. Eine weite Lücke klaffte dort oben in der seltsam zerschnittenen Felsenwand; der Nordwind pfiff durch die Oeffnung. „Empedokles führt uns nach Akragas", sagte mein Reisebegleiter, indem er auf jene hohle Gasse zeigte, zu der sich der Weg hinaufschlängelte; „dies ist die Oeffnung, welche der akragantinische Staats-

mann und Philosoph in den Berg brechen ließ, damit der heil- und gesundheitbringende Nordwind über das gegenüber liegende Sumpfgebiet hinstreichen und die fieberschwangern Dünste vertreiben konnte."*) Akragas, so belehrte er mich, sei in den ersten Zeiten seiner Größe oft und viel von Seuchen, von schleichenden Fiebern heimgesucht worden, wie dies heute noch in vielen von Sumpfniederungen umgebenen Städten Siciliens der Fall ist; in Syrakus z. B. dürfe man sich während der Sommermonate nicht in das Thal des Kyane wagen; auf einer langen Strecke der Eisenbahnlinie von Catania nach Castrogiovanni und Caltanissetta sei es gefährlich, auch im Winter und auch mitten am Tage während der warmen Mittagsstunden bei offenem Fenster zu schlafen; die berüchtigte Malaria überfalle den Unvorsichtigen, der den Warnungen der Eingeborenen nicht Folge leistet, und gar viele schon seien ein Opfer ihres Leichtsinns geworden. Das einzige Mittel gegen diese Sumpfdünste sei der kühle Nordwind, der sie dem Meere zutreibe; und dies erkennend, habe Empedokles, der nicht nur ein bedeutender Staatsmann und Philosoph, sondern auch ein hervorragender Naturforscher und prakticirender Arzt gewesen, zum Heil der Stadt Girgenti, deren Demokratie er durch den Einfluß seiner gewaltigen Erscheinung beherrschte, diese Oeffnung in die von Norden her wie ein hoher Wall dieselbe umlagernde Felsenkette gebrochen; der Nordwind, oder wie man hierzulande sagt, die Tramontana, sei durch diese Gasse über die tiefer liegenden Stadttheile,

*) Die bekannte, von Timäus, Suidas und Plutarch erzählte Geschichte von einer Absperrung des verheerenden Sirocco durch eine Mauer, oder gar durch Eselshäute, gehört lediglich in das Gebiet der Märchen und ist ein topographischer Unsinn.

über die Tempel, die Sümpfe und den Hafen gestürmt und habe Dünste und Fieber hinausgetrieben auf das weite Meer.

Wir waren oben angelangt, und mit gewaltigem Brausen zwängte sich der Nordwind durch die Empedokleische Gasse. Die Bäume, die vor einigen Jahren hier vor dem Präfecturgebäude angepflanzt wurden, legten mit ihren heftig zusammengeschüttelten Aesten Zeugniß ab von der wohlberechneten Wirkung dieses Gebirgseinschnitts. Von hier ging es nun durch lange dunkle und winkelige Straßen, an hohen, mit vorspringenden Balkonen versehenen Häusern vorbei, über unebene Plätze und Plätzchen, bergauf und wieder bergab bis zu dem Albergo, in dem wir Unterkunft zu finden gedachten. Ein verschlafener Cameriere, das flackernde Licht mit der Hand gegen den Wind schützend, empfing uns unter der kleinen Thür und führte uns durch lange Gänge und in der Dunkelheit unermeßlich scheinende gewölbte Räume, dann eine schmale Treppe hinunter, als ginge es in den Keller. In den Keller ging es aber nicht, sondern, wie sonderbar dies auch klingen mag, zum ersten Stock hinab. Aehnliches sah ich schon in einem am Meeresstrand liegenden Hotel in Neapel, wo der Eingang von der Straße aus in gleichem Niveau liegt mit dem obersten Stockwerke des an einen steilen Abhang gelehnten Hauses und man aus diesem dritten Stock statt hinauf-, hinuntergeführt wird in den zweiten, dann wieder hinunter in den ersten und noch tiefer ins Erdgeschoß. Als der schlaftrunkene Cameriere die Fenster und Läden unserer Zimmer öffnete, überschauten wir einen breiten Bergabhang, vom silbernen Schimmer des Mondlichts umflossen, mit wallenden Bäumen und Gebüschen bedeckt, von tiefen Thalsenkungen durchschnitten, dazwischen hochanstrebende Viaducte und

weißblinkende Villen; in der Ferne spielte ein mattröthlicher Schein auf weißen, aus dem Dunkel der Olivenbäume sich emporhebenden Säulenhallen, und durch die offenen Stellen der alten Tempelfronten glitzerte das ins Endlose sich verlierende afrikanische Meer: es waren die Gefilde des alten Akragas, die sich vor unsern Blicken ausbreiteten.

---

2. Das alte Akragas.

Wie ein zweites Syrakus erscheint uns in ihrer jetzigen Oede die vormals so mächtige Griechenstadt — in anderm Colorit aber und in minder gewaltiger Tragik; denn in so reiner historischer Größe wie Syrakus steht Akragas nicht vor unserm Geiste, nicht unverschuldet wie die östliche Schwesterstadt ist das sicilische Sybaris seinem schweren Schicksal erlegen. Mit tiefer Wehmuth, und ohne daß ein Miston sich störend in das sympathische Bedauern einmischt, das wir der unglückseligen syrakusanischen Großstadt widmen, lassen wir unsern Blick über ihre wüsten Ruinenfelder schweifen, die vor Jahrhunderten Achradina, Tyche, Neapolis, Epipolä hießen, wo das Olympeion sich erhob, wo die stolzen Burgen des Gelon, des Hieron und des Dionys ihre Zinnen zum Himmel streckten; tief ergriffen bleiben wir stehen vor dem schauerlichen Verhängniß, das die alten Götter auf dieses größte der mittelländischen Staatswesen herniedersenkten, und vergeblich suchen wir den Sinn dieses entsetzlichen Untergangs und die verborgene Schuld, die einen so harten Urtheilsspruch rechtfertigen mag. In Akragas aber ver=

stehen wir die warnende Mahnung des Weltgerichts, und mit wie gewaltiger Ruinenpracht auch die akragantinischen Tempel das Bild dieser Städtezerstörung umrahmen und abschließen, die innige Sympathie, die uns zu dem unglücklichen Syrakus hinzieht, hier empfinden wir sie nicht; das Gefühl des tragischen Mitleids, das uns dort ergreift, hier bleibt es uns fern; denn nicht unverdient war der tiefe Sturz dieser verweichlichten, üppigen, nur der Wollust fröhnenden Griechenstadt, deren Bürger, die männlichen Tugenden ihrer Vorfahren vergessend, in der letzten verzweifelten Stunde nicht einmal den Muth in sich fanden, für ihre Laren, ihre Kinder und Greise mit dem Schwert in der Hand kämpfend zu sterben, sondern weinend und wehklagend in hellen Haufen, und ohne des Flehens der zurückbleibenden Kranken und Altersschwachen zu achten, zu den Thoren hinausflohen und ohne Widerstand dem wilden Sieger Tempel und Altäre preisgaben. Auch die Namen der akragantinischen Tyrannen haben einen viel schlimmern Klang als die der syrakusaner Herrscher. Wohl werfen die alten Ueberlieferungen unheimlich grelle Schlaglichter auf Dionys und seine abenteuerlichen Gewaltthätigkeiten; aber vergebens sucht man in der ganzen Geschichte des Alterthums nach einem Namen, der so entsetzlich klingt wie der des akragantinischen Tyrannen Phalaris, und ein so tiefschwarzer, düsterer, unseliger Schatten hat sich niemals über eine Stadt gebreitet wie derjenige, der für alle Zeiten das Heiligthum bedeckt, wo Phalaris seine gefangenen Feinde in den Rumpf eines aus Erz gegossenen glühenden Stieres sperrte und sich an dem Heulen der langsam zu Tode Gemarterten ergötzte. Der Moloch-Cultus des afrikanischen Continents war durch Akragas nach Europa gebracht worden, die punische Grausamkeit feierte in Akragas ihren ersten Triumph.

Eine so unauslöschliche Schmach ruht auf dieser Stadt, daß selbst Namen wie die des weisen, gerechten und staatsklugen Theron und des gewaltigen, obgleich für unsere Begriffe phantastisch aufgeputzten Philosophen und Staatsmanns Empedokles den bösen Leumund, der sich an Akragas und an Phalaris heftete, nicht zu besiegen vermochten. Von Phalaris wird in den Schulen gelehrt; Theron aber wird kaum genannt, höchstens noch von den Specialhistorikern; Hermokrates, der doch auch kein unbedeutender Staatsmann war, ist so gut wie unbekannt, und von dem großen Empedokles hat sich gerade nur das erhalten, was ihm seine Gegner, um ihn vor dem Volke lächerlich zu machen, andichteten, nämlich das alberne Märchen von seinem Sprung in den Aetna und den von dem Vulkan wieder ausgeworfenen eisernen Sandalen des nach göttlicher Verehrung trachtenden Philosophen.

So bringt es das Verhängniß mit sich, daß auch das wahrhaft Bedeutende unter dem auf einem ganzen Staatswesen lastenden Fluche leidet. So schwebt uns Empedokles, dem man, wäre er in Athen oder in Syrakus geboren, sicher nicht genug des Lobes und der Bewunderung spenden könnte, immer nur in der zweifelhaften Beleuchtung eines halb verrückten genialischen Charlatans vor, und Ferdinand Gregorovius hat in seinen berühmten „Wanderjahren in Italien" der herrschenden Meinung den rechten Ausdruck gegeben, indem er den Namen des griechischen Philosophen in derselben Zeile und in demselben Gedankengang mit dem Namen eines Cagliostro zusammenstellt, den berüchtigten Industrieritter des Halsbandprocesses mit dem Denker, den Dante, in gerechter Würdigung seines Werthes, in der Unterwelt zwischen Thales und Zeno, in gleicher Reihe mit Sokrates, Plato,

Anaxagoras, Seneca und mit dem Meister alles Denkens, Aristoteles, begrüßt.*)

Der einzelne wird in der Weltgeschichte von dem Gesammtgeschick seines Volkes mitbetroffen: auf Theron und Empedokles wirft Akragas, die Stadt des Phalaris und der üppigen Feigheit, ihren dunkeln Schatten. Während Syrakus, von einem großen politischen Gedanken beseelt, die einheitliche Gliederung des hellenischen Städtebundes gegen den Erbfeind, die Punier, anstrebt, tritt uns in Akragas das richtige Bild des griechischen Parteiwesens vor Augen, jener kleinliche, neidisch auf die Nachbarn hinschielende, eifersüchtelnde Geist der hellenischen Colonien, welcher seinen Stolz dareinsetzte, in kritischen Momenten eine selbstsüchtige Neutralität zu bewahren, hoffend, aus der Schwächung der beiden Gegner Gewinn für das eigene Staatswesen zu ziehen, gerade dadurch aber den

---

*) Dante, „Inferno" IV, 131.

Vidi il Maestro di color che sanno,
  Seder tra filosofica famiglia
Tutti l'ammiran, tutti onor gli fanno.
  Quivi vid' io e Socrate e Platone,
Che innanzi agli altri più presso gli stanno,
  Democrito, che'l mondo a caso pone,
Diogenes, Anassagora e Tale,
  Empedocles, Eraclito e Zenone. . . .

Dann, höher blickend, sah im hellen Schein
Ich auch den Meister derer, welche wissen,
Der von den Seinen schien umringt zu sein,
Sie all ihn hoch zu ehren sehr beflissen;
Den Plato ihm zunächst und Sokrates,
Die dort den Sitz vor andern an sich rissen,
Den Anaxagoras, Diogenes,
Den Demokrit, deß Welt der Zufall machte,
Den Zeno, Heraklit, Empedokles.

schmählichen Untergang desselben beschleunigend. Auf die Geschichte dieser Stadt während der entscheidenden Kämpfe zwischen Athen, Karthago und Sicilien läßt sich das in seinem Ausdruck wie in seinem Gedanken so gewaltige Urtheil anwenden, das Dante gegen diejenigen aussprach, „die sich weder gegen den Himmel empörten, noch Gott ihre Treue bewahrten, sondern allein für sich blieben" (che non furon rebelli, né fur fedeli a Dio, ma per sè foro), und von denen Virgil zu seinem Schutzbefohlenen sagt:

Fama di loro il mondo esser non lassa;
Misericordia e Giustizia gli sdegna:
Non ragioniam di lor, ma guarda e passa!

Sie kamen lautlos aus der Welt herüber,
Von Mitleid und Gerechtigkeit verschmäht.
Doch still von ihnen! Schau und geh vorüber!
Dante, „Inferno" III, 49.

Ja wahrlich! Schauen und vorübergehen — Besseres verdient die ruhmlose Geschichte von Akragas nicht.

Gegründet wurde Akragas im Jahre 582 v. Chr. durch eine griechische Colonie von dem benachbarten Gela, und zwar 108 Jahre nach Gründung dieser letztern Stadt, die so bedeutenden Einfluß auf die hellenische Colonisation Siciliens hatte, durch deren Herrscher, den Tyrann Gelon, auch die Grundsteine zu der künftigen Großstadt Syrakus gelegt wurden. Eine altsicilische Stadt soll schon früher auf der Stelle des nachmaligen Akragas gestanden haben; von jener vorhellenischen Zeit ist aber kaum eine dunkle Kunde zu uns gedrungen, erst mit der griechischen Colonisation wurde Akragas, wie Sicilien überhaupt, in den Rahmen der Geschichtschreibung eingefügt.

Ein hervorstechendes Moment in der Geschichte von Akragas ist die frühzeitige, gewaltsame Einführung der

Tyrannis; es war der mit Recht berüchtigte Phalaris, welcher sich zum Herrn des jungen Staatswesens aufwarf und mit Hülfe seiner Arbeiterscharen die unumschränkte Herrschaft an sich riß. Wir treffen hier auf Zustände, die lebhaft an analoge im orientalischen Alterthum und im christlichen Mittelalter erinnern. Die Baumeister und ihre Tausende von Arbeitern treten als eine Macht im Staate auf, als eine fest zusammengeschlossene und streng organisirte Verbindung. Wie die „Maurer“ des Salomonischen Tempels, wie später die „Maurer“ der großen gothischen Münster, so finden wir auch in Akragas die zahlreichen an den öffentlichen Bauten beschäftigten Bauleute als ein ihrem Meister willig gehorchendes Heer, das einen Staat im Staate bildet. Als nun Phalaris, der erste akragantinische Bauführer, den Vorsatz gefaßt hatte, sich zum Tyrannen der Stadt zu erheben, ward es ihm leicht, durch Bewaffnung seiner Arbeiterregimenter diesen Plan zur Ausführung zu bringen. Er vollführte einen Staatsstreich im vollen Sinne des Wortes; kaum seit neun Jahren war die Stadt gegründet, als er seine Arbeiter auf die wehrlose Bürgerschaft losließ, ein entsetzliches Blutbad unter derselben anrichtete und sich zum Tyrannen von Akragas erklärte.

Die Tyrannis des Phalaris war zugleich eine Tyrannei nach dem Begriff, den man jetzt mit dem Worte verbindet, der sich aber mit dem altgriechischen bekanntlich nicht deckt. Seine Grausamkeit ist, wenn auch nicht allein, doch vorzugsweise durch den von ihm in Anwendung gebrachten Marterapparat, den ehernen Stier, sprichwörtlich geworden. Erfunden und verfertigt war der Apparat von einem Athener. Mittels einer zwischen den Schultern des in Erz gegossenen Stiers befindlichen Klappe wurden Menschen oder Thiere in den hohlen Bauch desselben hinab-

gelassen; ein Feuer wurde darunter angezündet, und die unglücklichen Eingesperrten mußten lebendig verkohlen. Mit raffinirter Grausamkeit war in dem Kopfe des Stiers eine akustische Vorrichtung angebracht, durch welche die Schmerzensschreie der Gemarterten wie Stiergebrüll herausdrangen. Nachdem Phalaris dem Athener seinen Apparat abgekauft hatte, erprobte er dessen Brauchbarkeit zuerst an dem Verfertiger selbst, indem er ihn vor seinen Augen verbrennen ließ. Der eherne Stier des Phalaris ragt wie ein gespensterhaftes Sinnbild der ersten sicilischen Tyrannis aus der Geschichte von Akragas hervor und wirft seine düstern Schatten bis auf die spätesten Annalen dieser Stadt. In dem Bauche dieses Stiers wurde Phalaris selber verbrannt, als er von Telemachos gestürzt worden; diesen Stier nahmen die Karthager nach Eroberung der Stadt als bezeichnende Siegesbeute mit an die afrikanische Küste; dieser Stier wurde durch Scipio nach der Bezwingung von Karthago aus der punischen Feste entführt und nach Akragas zurückgebracht. Wie und wo er ein Ende genommen, wissen wir nicht; das schreckliche Gebilde steht aber auf der Schwelle der akragantinischen Geschichte wie eine greifbare Drohung der Ausbreitung des semitischen Molochdienstes über Europa.

Gelehrte Alterthumsforscher mögen entscheiden, was von der Geschichte des ehernen Stiers der eigenen Grausamkeit des Phalaris, was dem Cultus der phönizischen in Sicilien damals nicht unbekannten Götzen zuzuschreiben sei. Jedenfalls scheint die Annahme nicht unberechtigt, daß der Stier von Akragas mit dem phönizischen und punischen Molochdienst in engem Zusammenhang stand. Phalaris soll Kinder und Fremde in dem glühenden Stier geopfert haben, und anderweit weiß man ja, daß der Molochgötze mit einem Stierkopf versehen war, und daß

in den seinem Cultus fröhnenden Ländern Kinder und Fremde für die dem Gott angenehmsten Opfer gehalten wurden. Auch in Karthago standen mehrere solche Moloch-bilder, als die Römer diese Stadt zerstörten, und es kann daher wol sein, daß der Stier, welchen Scipio nach Akragas brachte, nicht der Stier des Phalaris war. Man hat schon viel über den Gegenstand geschrieben; ohne mir ein Urtheil darüber anzumaßen, beschränke ich mich auf die Wiedergabe der Eindrücke, die beim Anblick des vom bleichen Mondlicht übergossenen Ruinenfeldes der alten hellenischen Stadt dem Reisenden sich aufdrängten.

Diese an die historischen Thatsachen anknüpfenden Eindrücke sind, sowol was die Stadt selbst als was ihren Tyrannen Phalaris betrifft, zunächst die ungünstigsten; indeß weben sich doch auch wieder mildernde Momente mit ein, die uns zu der schüchternen Frage veranlassen: ob wol die Geschichte in allen Punkten wahr berichten mag, oder ob nicht vielleicht hier, wie in so manchen andern Fällen, Voreingenommenheit, eingewurzelter Partei-haß, ja systematische Verleumdung ihren Griffel geführt haben. Freilich müßte man in dem Falle von Akragas und Phalaris eine ungewöhnlich sicher angelegte und durch die Ereignisse ungemein begünstigte Verleumdung annehmen. Immerhin dürfen wir gewisse Thatsachen, die von Phalaris wie von der Bevölkerung Akragas' berichtet werden, nicht mit Stillschweigen übergehen.

Von Phalaris wird ein Zug von Hochherzigkeit und Großmuth erzählt, der mit seiner Grausamkeit sich kaum vereinbaren läßt — der Vorfall mag den Stoff zu der Schiller'schen „Bürgschaft" geliefert haben — ein Zug, der auf einen ganz andern Menschen deutet als auf den Phalaris, den wir aus der Geschichte des ehernen Stiers kennen. Eine Verschwörung war entdeckt und einer

der Verschworenen eingekerkert worden; da er sich weigerte, seine Genossen zu verrathen, sollte er hingerichtet werden; sein Freund eilte zu dem Tyrannen, klagte sich selber als den Urheber der Verschwörung an und flehte nur um das Leben seines Freundes; Phalaris begnadigte aber beide. Wir mögen es hier nur mit einer augenblicklichen Anwandlung von Großmuth zu thun haben, die man ja auch dem Herzlosesten einmal zutrauen kann. Doch wirft dieser Zug jedenfalls ein Streiflicht auf den Charakter des Tyrannen, das die tiefen, denselben so entsetzlich verdunkelnden Schatten in nicht zu unterschätzendem Maße erhellt. Als Staatsmann entfaltete Phalaris bedeutende Eigenschaften; es gelang ihm, sich durch Gewalt und List einen großen Theil der Insel botmäßig zu machen; im Westen dehnte sich die Machtsphäre des akragantinischen Staatswesens bis nach Leontinoi, zwischen Syrakus und Catania, im Norden bis vor die Thore von Himera aus. Daß nicht auch Himera in dieselbe einbezogen wurde, verdankten die Himeräer dem Dichter Stesichoros; dieser erzählte ihnen die Fabel von dem Pferde, das, um den Hirsch zu bewältigen, dem Menschen erlaubte, seinen Rücken zu besteigen, auf diese Weise den Hirsch zwar einholte, aber nun dem Menschen unterthan wurde, und verhinderte dadurch, daß sie dem Phalaris erlaubten, eine Leibgarde in ihre Stadt zu legen.

Nach Phalaris' Sturze und der Regierung einer Reihe unbedeutender Nachfolger gelangte Theron zur Alleinherrschaft und zwar in ähnlicher Art wie der Begründer der Tyrannis, nämlich mit Hülfe der an den städtischen Bauten beschäftigten Arbeiter. In schroffem Gegensatz zu Phalaris zeichnet sich Theron durch Milde und hohen Gerechtigkeitssinn aus. Mit dem trefflichen syrakusanischen Tyrannen Gelon befreundet und doppelt verschwägert,

bringt er die Staatsmaximen, die Gelon in Syrakus eingeführt, auch in Akragas zur Geltung, und bietet auch sonst alles auf, um die Erinnerung an die blutigen Tage seines Vorgängers Phalaris zu verwischen. Die große griechisch-sicilische Politik, die in Syrakus zuerst zum Ausdruck kam und in der Bekämpfung des karthagischen Erbfeindes gipfelte, scheint sich unter Theron auch in Akragas einbürgern zu sollen. Infolge des feindlichen Verhaltens zwischen den beiden Tyrannen von Himera und Region, Terillos und Anaxilos, einerseits, und den Fürstenhäusern von Akragas und Syrakus andererseits, bricht der erste Krieg gegen Karthago aus. Die beiden nordischen Hellenenstädte Himera und Region rufen die Punier gegen ihre Stammesgenossen zu Hülfe. Bei Himera, das seinen Tyrannen unterdessen verjagt und sich mit Syrakus verbündet hat, kommt es im Jahre 480 zur entscheidenden Schlacht zwischen den südsicilischen Griechen und dem gewaltigen, gegen 300000 Krieger zählenden Heere Hamilkar's. Der syrakusanische Feldherr erficht den Sieg, und wie Spreu zerstiebt die ganze karthagische Kriegsmacht.

Eine große Anzahl Gefangener war den Akragantinern als Kriegsbeute zugefallen; sie wurden zwischen dem Staat und den einzelnen Bürgern vertheilt, und die Geschichte erzählt, daß bis zu 500 davon einem einzigen Herrn überliefert wurden. Diese Arbeitskräfte verstand Theron zum Wohl und zum Ruhm seiner Vaterstadt auszunutzen; er ließ umfassende Bauten ausführen, unterirdische Wasserleitungen anlegen, Steinbrüche graben, aus welchen das kostbare Baumaterial zu Tage gefördert wurde, Paläste, Festen und herrliche Tempel errichten. Von den akragantinischen Steinbrüchen wird heute weniger gesprochen als von den syrakusanischen Latomien; mit Unrecht aber, denn eben so großartig sind jene als diese, mit dem einzigen

Unterschiede nur, daß die syrakusanischen Steinbrüche infolge von gewaltigen Erdbeben einstürzten und jetzt offen, in reiche Pflanzenpracht gekleidet, vor uns liegen, während in Akragas das festere Gestein und vielleicht auch die vorsichtigere Art der Aushöhlung die „Phäaken", wie die dortigen Steinbrüche nach dem Baumeister Phäax genannt wurden, vor dem Einsturz bewahrten. Auf diesen weitverzweigten Höhlen ist das heutige Girgenti erbaut; tief in den Berg hinein dehnen sich die durch schmale Gänge miteinander verbundenen Latomien aus, bis zur Sohle der Senkung reichend, die zu den Stadtmauern und der dieselben krönenden Tempelreihe führt. Durch die dort mündenden, jetzt aber durch zusammengehäuftes Geröll verstopften Oeffnungen förderten die punischen Sklaven die Bausteine ans Tageslicht, aus welchen unter Theron's Leitung die Tempel errichtet wurden, deren Ruinen uns heute noch mit Bewunderung erfüllen. Von jenen Tagen des Sieges und des Siegesrausches datirt die Größe von Akragas; von ihnen aber datirt wol auch der Anfang jener Verweichlichung der Sitten, welche zu schnell erworbener Reichthum im Gefolge zu haben pflegt, und die in der spätern Geschichte dieser Stadt in so scharfen Zügen und in so crasser Färbung zu Tage tritt. Schon unter Theron wäre Akragas beinahe, der gemeinsamen Pflichten der griechisch-sicilischen Staaten uneingedenk, mit der Schwesterstadt Syrakus in Kampf gerathen, und wieder kam von Norden her, von Himera, der Anstoß zu einem Bruderkriege. Bezeichnend aber für die damaligen Sitten, bezeichnend auch für den Einfluß, welchen Dichter und Philosophen auf die Tyrannen ausübten, ist der Umstand, daß der Frieden durch die Vermittelung des mit beiden Fürsten befreundeten Dichters Simonides wiederhergestellt wurde. Und nicht Simonides allein, in noch viel höherer

Bedeutung schlingt der herrlichste Lyriker Griechenlands, Pindar, um Theron's Namen und Erinnerung den Kranz jenes reinen und glänzenden Ruhmes, den nur Dichter den Königen und Helden verleihen, und der im Alterthum als der erhabenste Preis eines thatenreichen Lebens galt; wenn aus der halbvergessenen Geschichte von Akragas der Name Theron's uns in hellerm Glanze entgegenstrahlt, so verdankt er dies vornehmlich den Olympischen Oden des hellenischen Dichterfürsten. Theron hatte mit seinen Rossen und Wagen in den Festspielen Griechenlands gesiegt, und in schwungvoller Rede preist ihn Pindar:

Des Gastrechts Hort, ihn, Akragas' Stütze,
Aus hochgefeiertem Geschlecht die Blume, hebend die Stadt,
Die, duldend vielfaches Unheil,
Sich am Strome hin die heil'ge Wohnung gründete
Und das Auge ward Sikelias.

Der Dichter weissagt ihm, er werde nach seinem Tode, weil „Tugend sich bei ihm mit Reichthum verband", von den unsterblichen Göttern unter allen andern Seelen ausgezeichnet werden, und er endigt seinen Lobgesang, indem er ausruft:

Laut sprech' ich es beschwörend aus, spreche trugfreien Sinns,
Daß Jahrhunderte hindurch keine der Städte je gezeugt einen Mann, so
Hülfreich gesinnt den Fremden, so freigebig spendender Hand
Als Theron!*)

Bei diesen Worten denkt man unwillkürlich an Phalaris zurück, der wol auch Großes für das „rossereiche Akragas" gethan hat, der aber nicht hülfreich den Fremden gesinnt war, nicht als „des Gastrechts Hort" gepriesen werden konnte, da er die Fremden vielmehr seinem ehernen

*) Pindar's zweite Olympische Ode.

Götzen zum Opfer weihte. Wie ein Hymnus auf den Fortschritt und den Sieg eines humanern Sinnes über die alte phönizische Barbarei, die mit dem glühenden Stiergötzen so gräßlich aus der Vergangenheit herüberdräut, klingt die Lobrede Pindar's auf des Tyrannen Theron Milde, Hülfsbereitschaft und Menschlichkeit.

Mit dem im Jahre 473 erfolgten Tode Theron's verschwindet der einzige Mann in der akragantinischen Geschichte, der neben Empedokles die ungetrübte Verehrung der Nachwelt sich erwarb und dieser Verehrung auch würdig war. Mit seinem Sohne Thrasydäos brechen die Zeiten des Phalaris wieder über Akragas herein. Schon als Gouverneur von Himera hatte Thrasydäos die Bürgerschaft dieser Stadt durch seine Grausamkeit gegen sich eingenommen und einen offenen Aufstand gegen seines Vaters Tyrannis erregt. In Akragas trieb er es nicht anders, und als er durch einen Krieg gegen Syrakus die erhitzten Gemüther von den innern Angelegenheiten abzulenken dachte, erlitt er unter den Mauern seiner Stadt eine schmähliche Niederlage, welche die Empörung von Akragas und Himera, die schleunige Flucht des Tyrannen nach Megara und seine dortige Gefangennahme und Hinrichtung zur Folge hatte.

Nicht den Tyrannen allein, das ganze System der Tyrannis beseitigte damals das der Ueppigkeit und Verweichlichung noch nicht völlig erlegene akragantiner Volk. Eine demokratische Verfassung wird eingeführt. Doch nicht lange währt es, so steht das junge, nur dem Namen nach demokratische Staatswesen unter dem alles bewältigenden Einfluß eines Mannes, dem freilich eine seltene, dem griechischen und sicilischen Genius in besonderer Weise schmeichelnde, durch allerlei auffällige und effectvolle Aeußerlichkeiten wirkende geistige Gewalt zu Gebote stand:

des Empedokles. Von Empedokles, dem sagenhaften, wie von einem olympischen Mythenschimmer umflossenen Philosophen und Staatsmann, möchte ich sagen: keiner vermag ihn völlig zu verstehen, der nicht mit Sicilien, mit Geist, Sitten und Anschauungsweise der Bewohner innig vertraut ist. In dem Rahmen jedes andern Landes dürfte Empedokles mit seinem Hierophantenwesen eine unbegreifliche, an die Grenzen des demiurgischen Wahnsinns streifende Erscheinung sein. Wer aber den sicilischen Charakter kennt, der wird in seinem Bilde das Ideal eines Dichters, Denkers und Staatsmanns erkennen, wie es den schon mit Siculismus durchsetzten Hellenen unter diesem glühenden Himmel, in dieser vulkanischen Natur vorschweben mußte. Etwas von einem ägyptischen Zauberer hängt diesem seltsamen Manne an, etwas von einem Seher; wie ein Gott schwebt er mit goldener Lorberkrone und purpurwallendem Gewande durch die Welt, und keinen Augenblick wird ihm vor seiner Gottähnlichkeit bange. Er glaubt an seinen Genius, an seine Mission, und er versteht es, auch andern diesen Glauben beizubringen. Ein Nimbus umgibt sein Haupt. Die Bevölkerungen verehren in ihm den kundigen Arzt, den klugen und findigen Staatsmann, den erhabenen Dichter, den der Gottheit nahestehenden Philosophen. Sein Leben ist märchendurchflochten, und sein Tod wird zur Legende. Aus Aegypten, aus den Priesterschulen der Pyramiden, hat er die Kenntniß des Weltalls, des Himmels und der Erde mitgebracht. Das Theatralische und Abenteuerliche, das all seinem Thun und Denken und Reden anklebt, das sich auch in seinen bergedurchstechenden wirthschaftlichen Unternehmungen wiederfindet, erscheint wie das diesem orientalisirenden Sicilianer auf den Leib zugeschnittene Gewand. In ihm wird der Philosoph durch den Mystagogen nicht verdun-

kelt, sondern ergänzt, und natürlich findet das Volk seinen sagenhaften Tod, sein Entrücken aus der Gesellschaft der Lebenden, nachdem er einen Todten erweckt und mit seinen Freunden und Schülern den Göttern ein Dankopfer gebracht hat. Aus dem Kreise seiner Zuhörer war Empedokles hinausgetreten in die sternhelle Nacht; man hörte eine Stimme, die seinen Namen rief; ein Glanz wie von Fackeln und Lichtern blitzte durch die Nacht: Empedokles aber wurde nicht wieder gesehen, und seine Schüler traten zu dem Volk und erzählten, der Meister sei von den Göttern in den Himmel entrückt, sei selber Gott geworden. Später erst wurde, wahrscheinlich von seinen Feinden und Neidern, die Mär von seinem Tod im Aetna verbreitet, und um seiner Göttlichkeit entgegenzutreten, wurde hinzugefügt: der feuerspeiende Berg habe eine seiner ehernen Sandalen auf den Rand des Kraters herausgeschleudert. Für das griechisch-sicilische Volk blieb Empedokles, was er bei seinem Leben gewesen, ein Prophet, und daß der Sohn von Akragas in seinem eigenen Lande als Prophet verehrt wurde, ist der beste Beweis dafür, daß sein ganzes Wesen dem Charakter und der Anschauungsweise dieses Volkes vollständig angepaßt, daß es die Offenbarung des innersten, volksthümlichen Genius seines Landes war.

Von den Schriften des Empedokles sind nur Fragmente auf uns gekommen. Die Alten haben ihn mit Homer und Hesiod, mit Aeschylos und Pindar verglichen; und Lucrez setzte ihm in seinem Lehrgedicht „De rerum natura" ein unvergängliches Denkmal.*)

---

*) T. Lucretii De rerum natura. Liber primus. V, 717—731.

Liest man in seinen Fragmenten (in Holm's „Geschichte Siciliens im Alterthum" in metrischer Uebertragung mitgetheilt") die Lehren über das Wesen der Welt, über die Seelenwanderung, über Gott, so begreift man die Verehrung, welche ihm die hervorragendsten Geister des Alterthums zollten. Es weht durch diese mit Pindarischem Schwung gedichteten Verse ein erhabener, reiner Hauch; mit starkem Flügelschlag schwebt der Gedanke bis zu den verborgensten Geheimnissen der Schöpfung, des Werdens, Lebens, Sterbens und Wiedererwachens. Von Gott singt er, den mythologischen Vorstellungen der antiken Welt kühn entgegentretend:

Nicht ragt jenem ein menschliches Haupt stolz über die Glieder,
Nicht läuft Doppelgezweig ihm hinab vom menschlichen Rumpfe;
Nein, ganz ist er ein Geist, ein reiner und heiliger Wille,
Rasch durchwaltend die Welt im raschen Flug der Gedanken.

Unter dem alles durchwaltenden, alles ordnenden und leitenden Gott stehen, so denkt sich Empedokles „menschenähnliche Gottheiten", die nichts anderes sind als die Seelen derjenigen, die sich in dem langen Kampfe der aufeinanderfolgenden und sich ablösenden Lebensläufe und Wanderungen erprobt haben; diese werden auf der Erde und im letzten Stadium ihrer Läuterung:

Zu Propheten, zu heiligen Sängern,
Auch zu Aerzten, zu Führern des Volks bei den sterblichen Menschen;
Künftig erstehen sie wieder als angebetete Götter,
Sitzend am Tisch mit den andern Unsterblichen, selig genießend
Göttlicher Freuden, befreit von der Sterblichen Noth und Bedrängniß.

Aehnlich und dieselben philosophischen Ideen bekundend, hatte schon Pindar von dem weisen, dem guten, dem milddenkenden Theron gesungen:

Doch wer beherzt, unten dreimal
Weilend, dreimal auf der Erde sich das Herz rein von Frevel hielt,
Der wandelte den Pfad des Zeus zu Kronos' hoher Feste, wo lindathmend rings
Um der Seligen Gefild
Des Meeres Lüfte wehen, wo duftig Goldblumen hin
Am Strand leuchten von den Höhn glänzender Bäume, dort der Quelle Flut entsprießen,
Mit deren Kranzgewinde sie sich Arm umflechten und Haupt.

In die theogonischen und religionsphilosophischen Anschauungen jenes Zeitalters und jenes Landes lassen uns die Empedokleischen und Pindarischen Verse einen tiefen Einblick thun.

Empedokles, der Dichter und Prophet, der in der Stadt des Phalaris und des Molochdienstes die Lehren des Monotheismus und der Geistigkeit Gottes, der Seelenwanderung und der allmählichen Läuterung des Menschen bis zu seinem Eintritt in eine mit den spätern christlichen Begriffen nahe verwandte Halle der Seligen verkündigt, erhebt sich in unsern Augen zu einer seltenen Größe und Reinheit; geschwunden ist der theatralische Flitter, mit dem er sich im Geschmack des Zeitgeistes und des ihm innewohnenden sicilisch-griechischen Genius drapirt haben soll. Die Versuche, diesen bedeutenden Mann wegen belangloser Aeußerlichkeiten als einen Charlatan erscheinen zu lassen, oder ihn gar auf eine Linie mit Cagliostro zu stellen, weisen wir entschieden ab. Seine Gestalt schwebt gewaltig und immer gewaltiger über die ganze damalige sicilische Welt empor, und nicht wunder nimmt es uns, daß nach seinem Tode seine Schüler ihn als unter die Göttlichen aufgenommen verehrten, und daß Lucrez von ihm sagt, man müsse sich fragen, ob er von menschlichem Geschlecht abstammte.

Auf Akragas wirft Empedokles einen Glanz, der dieser Stadt wahrlich vonnöthen ist, wenn man den Ruhm eines Staates in andern Dingen sucht als in Reichthum, Luxus und üppigem Leben seiner Bürger.

Unter Theron hatten die Akragantiner den Bau ihrer Tempel begonnen, die in ununterbrochener majestätischer Reihe die lange dem Meere gegenüberliegende Ringmauer krönten. Einen Anblick sondergleichen mußte damals die Stadt dem in den Hafen Einfahrenden bieten, einen Anblick, den keine andere Stadt, weder in Sicilien noch in Griechenland, zu bieten vermochte. Hinter dem leichtgewellten Ufer, wo sich die zwei kleinen Akragas umrahmenden Flüsse vereinigen, dämmte eine hochanstrebende Felsenmauer das Stadtgebiet ab; auf der zinnengekrönten Mauer standen die Tempel, als ob den Göttern die Hut dieser Stadt besonders empfohlen werden sollte; ein anderer Tempel ragte weiter oben über die rechtsseitige Mauer, und auf der Akropolis, das umfassende Bild bedeutsam abschließend, standen die Burg der Tyrannen und die Tempel des Zeus und der Athene. Die Stadt selbst mit ihren unzähligen Häusern und Palästen füllte den breiten hügeligen Landstrich aus, der zwischen dem Wall und der Akropolis sich öffnet und erst sanft, dann immer steiler ansteigt: es ist das Terrain, auf dem ich jetzt durch das Fenster meines Hotelzimmers ausgedehnte Olivenwälder, Weingärten und grüne, mit vereinzelten weißen Häuschen besetzte Felder überschaue. Eine prächtige Stadt muß Akragas gewesen sein, und unermeßlich der Reichthum, der hier aufgespeichert war.

Aus den durch die alten Schriftsteller uns überlieferten Anekdoten können wir uns ein lebendiges Bild von den damaligen Zuständen zusammenstellen. So erfahren wir, daß ein Akragantiner, Exänetos, der in

den Olympischen Spielen als Sieger gekrönt worden war, beim Einzug in seine Heimatstadt sich von 300 Wagen, jeder mit zwei weißen Rossen bespannt, begleiten ließ; daß ein anderer Bürger, Gellias, um die Hochzeit seiner Tochter würdig zu feiern, einen Brautzug von 800 Wagen veranstaltete, die ganze Bevölkerung, die damals gegen 300000 und mit den Sklaven und den Bewohnern der umliegenden Dorfschaften 800000 Seelen zählte, reich bewirthete und schließlich eine allgemeine Illumination der Stadt auf seine Kosten anordnete: große Holzstöße wurden auf den Altären, auf den Zinnen der Häuser und auf den freien Plätzen angehäuft, die alle auf ein von der Akropolis gegebenes Zeichen in demselben Augenblick emporflammten. Eine Kassandra hätte wol in diesen Flammen ein unheilvolles Omen erblickt und die Feuersbrunst vorherverkündet, welche die Karthager wenige Jahrzehnte später in Akragas ansteckten. Für die heute noch in dem sicilischen Volke herrschende Vorliebe für Illumination und Feuerwerk ist diese Anekdote bezeichnend. Die Regeln der Gastfreundschaft, welche bei den Griechen bekanntlich als eine der vornehmsten geselligen Tugenden geschätzt wurde, beobachteten die Akragantiner, wie auch aus dem oben mitgetheilten Pindar'schen Lobe des Theron hervorgeht, in wahrhaft fürstlicher Weise. Von Gellias wird ferner erzählt, er habe an jedem Thore der Stadt einen Diener aufgestellt, eigens zu dem Zweck, um alle ankommenden Fremden in sein Haus einzuführen; er beherbergte und bewirthete an einem Tage 500 Reiter, welche in die Stadt eingezogen waren. In seinen in den Fels gehauenen Kellern lagerten 300 Fässer mit einem Gehalt von 300000 Amphoren; in die Fässer wurde der Wein aus einer ungeheuern, 1000 Amphoren fassenden Kufe geleitet. Nicht mit Unrecht bemerkt Holm dazu, es verstehe sich von

selbst, daß in einer Stadt, die so sehr auf reichgefüllte Weinkeller hielt, ein mäßiges Leben nicht an der Tagesordnung war; und nicht übertrieben mag das strenge Urtheil, das Empedokles über Akragas fällte, erscheinen, als er sagte: „Die Akragantiner bauen, als ob sie ewig leben, und essen, als ob sie morgen sterben sollten."

Der Staat selbst trug aus öffentlichen Mitteln dazu bei, den Bürgern alle Annehmlichkeiten eines üppigen Lebens zu gewähren; so ließ er einen Fischteich, dessen Ueberreste man heute noch erkennen will, in einem Umfang von 7 Stadien und einer Tiefe von 20 Ellen anlegen und mit den feinsten und wohlschmeckendsten Fischen bevölkern. Der Reichthum der Stadt offenbarte sich ferner auch durch die unzähligen Denkmäler und Statuen, welche sowol die öffentlichen Plätze wie die Privatwohnungen schmückten, die leider sämmtlich in der punischen Verwüstung und unter dem römischen Proconsulat zu Grunde gingen. Eins der schönsten Bilder von Zeuxis, eine Alkmene, das der Künstler als unbezahlbar bezeichnete, hing in einem akragantinischen Tempel; für ein anderes, eine Juno Lacinia, wurden ihm die vier schönsten Mädchen von Akragas als Modelle zugeführt. Von der Verfeinerung der Civilisation zeugen heute noch die äußerst sorgfältig geschnittenen akragantinischen Münzen und Medaillen, sowie die Vasen, Ornamente, und das Silber- und Goldgeschmeide, das hier und da unter den Ruinen zu Tage gefördert wird. „Das Auge Sikelias" nannte Pindar die Stadt, und das war sie auch, wenn man Reichthum und äußere Pracht höher stellt als die Bürger- und Mannestugenden. Auf die Akragantiner paßt aber, was Gregorovius von den heutigen Neapolitanern sagt: „Dieses Volk ist im innersten Wesen unpolitisch, untragisch und jener männlichen Leidenschaft bar,

ohne welche das geschichtliche Thun nicht denkbar ist". Deshalb nimmt auch Akragas in der Geschichte Siciliens trotz seiner ehemaligen Pracht, ja sogar trotz Theron und Empedokles, nur einen untergeordneten Platz ein, hart an der Grenze, wo die große Geschichte überhaupt erst ihren Anfang nimmt.

In dem Kriege zwischen Syrakus und Athen, der für die Zukunft des ganzen sicilisch-griechischen Staatswesens von so entscheidender Bedeutung war, blieb Akragas neutral. Als später die Karthager im Norden der Insel landeten, Himera zerstörten und Selinunt belagerten, als die stammverwandten und verbündeten Selinunter hülfesuchend Boten auf Boten nach Akragas schickten, wartete man hier erst die Ankunft der syrakusaner Hülfstruppen ab, und als endlich das Heer nach der Westküste aufbrach, war Selinunt schon ein Trümmerhaufen. Gegen Akragas selbst richtet sich nun die punische Macht. Die Stadt wird belagert; die Feldherren haben es in der Hand, den von den Bundesgenossen geschlagenen Feind zu vernichten; sie lassen aber die Truppen nicht ausrücken, und aus dieser Zeit datirt das uns überlieferte die militärischen Zustände von Akragas so grell beleuchtende Verbot an die waffenpflichtigen Bürger, mehr als ein Unterbett, ein Oberbett, eine Decke und zwei Kopfkissen mit auf die Wache zu bringen. Selbst die Verzweiflung vermag diese verweichlichte Bürgerschaft nicht zu einer heroischen That aufzurütteln; statt zu kämpfen, flieht sie aus ihrer Stadt, und so eilig hat es ihre Feigheit, daß sie die Greise und die Kranken darin zurückläßt, daß sie ihre Heiligthümer weder rettet noch, um sie vor der Schändung der punischen Horden zu bewahren, mit eigener Hand dem Untergange weiht. Bei Nacht und kopfüber flüchtet sie durch die Thore, um von den

benachbarten Bergen mit Heulen und Wehklagen das Einrücken des siegestrunkenen Feindes, die Plünderung ihrer Paläste, die Zerstörung ihrer Tempel mit anzusehen. Unermeßlich war die Beute, die den Karthagern zufiel. Mit der Beute begnügten sie sich aber nicht. Das prächtige Akragas wurde in Brand gesteckt; die zum Theil noch unvollendeten Tempel wurden gestürzt, die Bilder in Stücke zerhauen. Ein Meisterwerk der Verwüstung wahrlich, wie es nur die Karthager auszuführen verstanden!

Von diesem tiefen Sturze vermochte sich Akragas nie wieder zu erheben. Die Stadt wurde zwar neu aufgebaut; aber in den Punischen Kriegen auf die Seite der Karthager tretend, wurde sie von den Römern erobert, und wiederum wüthete der Sieger erbarmungslos in ihren Mauern. Was Himilkar verschont hatte, wurde von den Römern zerstört. Selbst ihr Name wird der unglückseligen Stadt geraubt: Agrigentum tritt an die Stelle von Akragas. Und als wollte das Schicksal die Schale seines Zorns bis auf die Hefe über die Heimat des Phalaris ausgießen, fällt das römische Agrigentum im Jahre 828 in die Hände der Sarazenen, die sich dort festsetzen, eine neue Bevölkerung dahin verpflanzen und unter dem überwuchernden semitischen Element die letzten Keime des alten griechischen Stammes ersticken.

Heute liegt Girgenti als ein großes leeres Todtenfeld vor unsern Blicken. Der bleiche Schimmer des Mondes zittert auf den gesunkenen Tempeltrümmern. Leise zieht der Nachtwind über die Stoppeln der Felder wie die flüsternde Klage eines vergessenen und verschwundenen Volkes.

3. Die Tempel von Girgenti.

Zwei bequeme Zweispänner warteten unser, mit dem nöthigen Proviant, mit Sonnenschirmen und Decken bepackt, damit wir gegen alle Vorkommnisse gerüstet seien. Girgenti war noch kaum zur Hälfte erwacht, als unsere fröhliche Gesellschaft sich auf den Weg machte zu den alten Tempeln von Akragas. In den engen Straßen der Neustadt lagen noch finstre Gestalten, Abkömmlinge der Sarazenen und Punier; vermummte alte Weiber huschten von einem Hause zum andern; Esel und Ziegen versperrten den Fahrweg; die Thiere, Kinder und die ihre Waaren ausrufenden Verkäufer schrien toll durcheinander. Unbeweglich, den Kopf in der Kapuze, die Hände auf dem Rücken, sahen uns die banditenmäßig ausstaffirten Bürger Girgentis vorbeifahren, und wahrlich, des südlichen Himmels und des durch die engen Straßen und über die Geländer der Terrassen und Casinos zu uns herüberglitzernden afrikanischen Meeres bedurfte es nicht, um uns daran zu erinnern, daß dort drüben am Horizont der „dunkle Welttheil“ beginnt, daß die nächste Stadt über der See einst Karthago genannt ward, und daß wir uns hier auf punischem und sarazenischem Boden bewegten. Durch die modernen Gartenanlagen der Präfectur ging es in raschem Trabe, an dem Bergeinschnitt des Empedokles vorbei, am Fuße des steilen und öden Felsens hin, auf dem einst die Akropolis und das Heiligthum der Athene emporragten und heute nur dürres Gras wächst und wüstes Gestein umherliegt. Vor uns öffnete sich eine unendlich weite Rundsicht: hoch oben in der rechten Ecke das winkelige, übereinandergebaute und zusammengeschrumpfte Girgenti, grau und schmuzig, aber

jene wunderbaren Umrisse und Formencomplexe aufweisend, die den südlichen Städten und Dörfern einen so seltsamen Reiz verleihen und so ergreifend auf unsere Augen und auf unsern Geist wirken. Der Berg fällt steil ab zu der Niederung, die sich von Hügel zu Hügel hinzieht bis an den gewaltigen, das Bild quer durchkreuzenden Felswall, wo der blaue Himmel durch Säulengänge zu uns herüberschimmert, wo zwischen Olivenhainen die Reihe der Tempel blinkt; über die Tempel und über den Wall hinaus fliegt das Auge zu dem Sumpfgebiet, wo zwischen den gegen das Meer hin immer enger zusammenrückenden Hügelketten die zwei Akragas umschlingenden Wässerchen ineinanderfließen.

Wie auf einer Landkarte liegt vor uns ausgebreitet das von malerischen Höhen umschlossene, nach dem Meere sich zuspitzende und auf der breiten Basis des von der Empedokleischen Senkung durchbrochenen Felsenkammes ruhende Dreieck, welches die alte Griechenstadt und deren Hafen mit einem von der Natur geformten Gürtel umrahmt. Und über die sich im Sande verlaufende Flußmündung, über die letzten Höhenzüge und immer höher, immer höher, bis über die zackigen Gipfel des rechts und links emporstrebenden Berges hinausblickend, glauben wir die unendliche See zu sehen; sie scheint vor unsern Augen zu steigen, sich zu heben, in gewaltiger Wölbung mit dem Himmel zu verschmelzen: so nebelhaft verschwommen läuft in der silberhell glitzernden Ferne, dem Auge nicht sichtbar, im Geiste kaum geahnt, die feine Linie des Meereshorizonts.

„Wie manches Meisterwerk der hellenischen Kunst mag noch hier unter diesen Schollen schlummern!" sagte mein Reiseführer, unser messinesischer Landsmann, der von Grotte mit uns herübergefahren war, indem er auf

die weiten Felder wies. „Hier lag die Stadt, hier standen die Paläste, noch können Sie längs dieser Straße alte Mauern von vergrabenen Häusern oder von verschütteten Festen erkennen. Meterhoch hat sich der tausendjährige Schutt hier über die Ruinen gelagert. Wann aber wird ein Schliemann diese Schätze heben?" Und schnell sich zu mir wendend, fügte er hinzu: „Ein Italiener aber müßte es sein, ja ein Sicilianer, vor zwanzig Jahren hätte ich hinzugefügt: und noch besser ein Agrigentiner. Denn bis zu dieser Zeit war hier das Fuori i stranieri das erste Gebot, und der Begriff der Stranieri, der Fremden, war ein so weitgehender, daß ein Syrakusaner oder ein Palermitaner von dem agrigentiner Bürger kaum als ein Landsmann angesehen wurde. Von der Griechenzeit und vom Mittelalter her hatte sich der kleinliche Neid der Städter gegeneinander bis auf diese Generation vererbt, und fast war die Streitsucht größer zwischen einem Catanesen und einem Messinesen zum Beispiel, als zwischen einem Catanesen und einem Neapolitaner oder Florentiner. Die Zustände haben sich aber in den zwei letzten Decennien bedeutend gebessert. Die Gründung des einheitlichen italienischen Staats hat nicht nur in den obern, sondern auch selbst in den untersten Schichten der sicilischen Bevölkerung ein Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem übrigen Italien erweckt, das nun auch das allmähliche Verschwinden der frühern Rivalität zwischen Regionen, Provinzen und Städten nach sich zieht. Was von den ehemaligen sogenannten autonomistischen Bestrebungen heute noch übrig bleibt, ist nur das sehr begreifliche und auch höchst ehrenhafte Gefühl, daß das sicilische Volk ebenso gut wie ein anderes befähigt ist, auf seinem Grund und Boden seine eigenen, localen Interessen wahrzunehmen. Dem Königshause von Savoyen

gebührt das Verdienst, diesen großen Umschwung hervorgebracht zu haben.

Die Regierung ist auch überall beflissen, diesem Gefühle Rechnung zu tragen, und gerade auf dem Gebiete der sicilischen Alterthumsforschung sind es Sicilianer, wie Cavallari, Salinas und andere, welche den neuern, umfassenden Arbeiten vorstehen.

Immer tiefer zieht sich der Weg von der langen, von Grotten durchlöcherten und mit einsamen Villen bestreuten obern Felskante hinab, zwischen Olivengärten, Weizenfeldern, an altem Mauergeröll vorüber, und man wundert sich schier, daß man dem Ziele nicht schneller entgegenrückt: so klar und so durchsichtig ist die Luft, und so nahe scheinen von oben die immer weiter sich entfernenden Tempel. Links von uns fällt der Berg steil ab, und über schwindelndem Felsgrat erblickt man tief unten das Bett des halbversiegten Fiume San-Biagio, des alten Akragas, der der Stadt den Namen gegeben. Eine normännische Kapelle, mit weitgewölbtem Rundbogen über dem Thore und von Pinien umschattet, tritt zur Rechten hervor. Ein breiter ebener Plan trennt uns noch von dem Wall. „Hier lag die Agora", belehrt uns unser Begleiter; „von dort aus mündete durch jene in die Mauer gehauene Oeffnung die große Straße, welche durch die Porta Aurea führt, zwischen den Tempeln des Hercules und des Jupiter in das äußere Hafengebiet; hier versammelte sich das Volk; hier speicherte man die von den Flotten heimgebrachten Schätze und Früchte auf; von hier aus traten die zu den Olympischen Spielen wallfahrtenden Akragantiner ihre Reise an, durch dieses Thor kehrten sie lorberbekränzt in die Vaterstadt zurück; und durch dieses Thor zogen auch die siegestrunkenen Römer ein in die punische Stadt." Eine scharfe Biegung nach links führt

uns langsam ansteigend den innern Wall entlang in die Höhe — und siehe, vor uns stehen die Tempel!

Für jemand, der in Griechenland selbst die griechischen Tempel in ihrer weißen Marmorpracht gesehen, mag hier der erste Eindruck von einer gewissen, wenn auch nur flüchtigen Enttäuschung begleitet sein. Dem Anblick, den der athenische Parthenon in seiner alles beherrschenden Schönheit bietet, kommt derjenige der akragantinischen Tempel nicht gleich; der helle Glanz der von dem rothen Rost der Jahrhunderte warm gefärbten Marmorsäulen fehlt dem matten sicilischen Steine, und durch die leeren Hallen blinkt in Hellas mächtiger wirkend der blaue Himmel. Indem ich zum ersten mal vor den Ruinen von Girgenti stand, trugen mich meine Gedanken zurück zu einem Bilde voll unvergleichbaren Zaubers, das vor Jahren dort im Ägaeischen Meere sich mir dargeboten hatte. Von Smyrna durch die Cykladen kommend, steuerte unser Schiff nach der griechischen Küste; hell leuchtete die Sonne auf das blaue Meer; am Horizont tauchte ein grünbewaldetes Vorgebirge auf; immer näher, immer deutlicher erschienen die Umrisse des hellenischen Landes — da siehe, blendendweiß aus dem dunkeln Untergrunde schimmerten die Marmorsäulen eines Tempels hervor, eines alten, vergessenen, zwischen wilden Olivenbäumen einsam stehenden Heiligthums, und es war mir bei diesem Anblick, als trete freundlich winkend die holde, die anmuthig-schöne Götterwelt Griechenlands auf die Schwelle des classischen Landes und schicke aus ihrer sagenreichen Vergangenheit die seligsten Grüße herüber zu dem nahenden Schiffe. Jetzt segelten wir um das Vorgebirge von Sunion, und dort drüben in der Wildniß erhob sich der hehre Tempel; kein lebendes Wesen war zu erblicken; kein Wanderer, ermüdet auf den Marmorstufen aus-

ruhend; kein Hirt, der seine Ziegenheerde unter den Trümmern altgriechischer Herrlichkeit grasen ließ; tiefe Stille herrschte ringsum; nur der frische Seewind strich durch die graugrünen Olivenhaine und lispelte längstverklungene Märchenträume von vergessenen Göttern und Helden. Eigenartig und überwältigend wirkte der Anblick dieses hellenischen Tempels der Pallas Sunias auf mein Gemüth, und niemals wieder empfing ich seitdem einen solchen Eindruck, so zaubermächtig, so lieblich, so gewaltig zugleich, auch nicht vor den großen Tempelruinen von Pästum, auch nicht in dem von tragischem Hauche durchwehten Rom, auch nicht hier bei den ehemals so stolzen, ja heute noch so majestätischen und doch im Vergleich zu den Marmorhallen Griechenlands so kalt und leer uns anblickenden Tempelreihen von Akragas. Von den äußern Umgebungen allein ist eben der Eindruck nicht bedingt, den die Natur und die Werke des Menschen auf uns ausüben; die Geschichte, die Erinnerungen, die Ueberlieferungen, welche sie wachrufen, spielen wie ein lebendiger Athem um die leblosen Zeugen der Vorzeit, und unwillkürlich lassen wir uns durch die verschiedene Atmosphäre, welche die Ruinen von Athen, von Rom, von Pästum und von Akragas umgibt, je in eine andere Gemüthsstimmung versetzen: Perikles, Plato, Sokrates, Sophokles und Homer reden zu uns aus den Säulenhallen des Parthenon; die todten Tempel von Girgenti aber erzählen uns nur von Phalaris und von dem verweichlichten, unmännlichen Stamme, der seine Heiligthümer nicht zu vertheidigen wußte.

Die Säulen dieser Tempel haben die gedrungene dorische Form und steigen mit feiner Cannelirung auf zu ihrem einfach ernsten Capitäl. In ruhiger, wie aus einer geheimen Naturnothwendigkeit erwachsener Harmonie

paßt sich die classische Architektur den Formen der Berge, dem Colorit des Himmels, der Erde und des Meeres an. Mit nimmer zu sättigender Bewunderung läßt man den Blick auf diesen so einfachen und doch so schönen Verhältnissen ruhen, die unsern Geist mit innigem Wohlgefallen und einer tiefen Befriedigung erfüllen.

Alles ist natürlich, nichts gesucht; alles ernst und doch so anmuthig; nichts erkünstelt, nichts störend, nichts verwirrend, nichts, was das ruhig Beschauen trüben könnte. Die beiden an der östlichen Ecke der langen Stadtmauer stehenden Tempel, die willkürlich als Heiligtümer der Here Lucina und der Concordia bezeichnet werden, haben wunderbarerweise die Stürme, unter denen Akragas und Agrigentum zusammensanken, überlebt, während die in derselben Reihe weiter nach Westen hin gestandenen Tempel des Herakles, des Zeus, des Castor und Pollux, des Vulcan nur noch wüste Trümmermassen sind. Einer unserer Freunde, ein ebenfalls seit vielen Jahren in Messina eingebürgerter Deutscher, der sich, wie er mit gemüthlicher Heiterkeit bemerkte, die üblichen Kenntnisse eines professionellen Cicerone angeeignet, übernahm die Führerschaft unserer kleinen Schar; er zeigte uns die sechzehn noch aufrecht stehenden Säulen des Heretempels, die Spuren des Brandes, die man an dem alten, zusammengestürzten, an der Erde umherliegenden Gestein erkennen will, die Stufen, die Cella. „In jedem Handbuche", fügte er lächelnd hinzu, „können Sie lesen, daß dieser Tempel ein peripteros hexastylos war, was im Kreise der Specialgelehrten ein bevorzugter Ausdruck sein mag, für den Laien aber ein überflüssiger Wortprunk ist; und die gewöhnlichen Fremdenführer würden nicht verfehlen, Sie auf die Scharten an der südöstlichen Seite der Säulen aufmerksam zu machen, welche der Sirocco, dieser geduldige

Sündenbock, in den harten Stein gefressen haben soll. Sagen wir, der Schuldige sei der Zahn der Zeit, so wird das Bild ebenso drastisch und nicht unrichtiger ausfallen!" Die sechzehn Säulen des Heretempels erheben sich mit ihrem die eine Längenseite noch verbindenden Architrav darüber hart an dem steil abstürzenden Abgrunde, der hier, von Osten nach Süden umspringend, das alte Stadt- und Tempelgebiet umgrenzt. Ungeheuere Quadern, Trümmer von geborstenen Säulen, Capitälen, steinernen Dachbalken liegen in wirrem Durcheinander dort unten am Boden und an der Wand aufgeschichtet. Nicht die Karthager allein haben auf diesem Felsrücken gehaust; man spürt in dieser furchtbaren Zerstörung die noch mächtigere Hand der vulkanischen Elementarkräfte und das gewaltige Zucken der Erdkruste, das mit jähem Stoß die Fundamente der kunstvollen Bauten auseinanderriß, die stolzen Giebel herabwarf und auf der tiefen Thalsohle zerschmetterte.

Durch das feine Gezweig der Olivenbäume winkt in nächster Nähe der zweite Tempel — ein wunderbarer Anblick fürwahr! Denn nicht ruinenhaft, nicht umwebt von dem Grabeshauche der Zerstörung, nein, in unversehrter Vollkommenheit — die dorischen Capitäle noch gekrönt von ihrem Architrav, und darüber, kaum zerrissen, die von beiden Ecken über Metopen und Triptychen sanft zum Giebel ansteigenden Steinbalken der Stirnseite — erhebt sich der Tempel der Concordia, ähnlich dem Theseustempel in Athen oder der Maison carrée in Nîmes. Wie im Parthenon, so kann man auch hier noch die in den beiden Ecken angebrachten engen Treppen hinaufklimmen und von oben, von dem Fries der Rückseite, den innern Raum des alten Baues bewundern. Seine Erhaltung hat dieses heidnische Heiligthum dem Christen-

thum zu verdanken. Einem jener besondern, nach unsern Anschauungen wunderlichen Heiligen, die in den süditalischen Ländern die Herrschaft über eine Stadt, ein Städtchen, ein Quartier, eine Straße führen, dem Santo-Gregorio delle Rape, oder im ehrlichen Deutsch, dem heiligen Rüben-Gregor, wurde der antike Tempel geweiht; ein paar Mauern wurden in der alten Cella umgebaut, die Götzenbilder durch ein Heiligenbild ersetzt, und die Umwandlung war vollbracht. Wer den Süden Italiens bereist oder bewohnt, wer sich mit dem Cultus der Heiligen und der Madonna, wie derselbe sich hier gestalttet, vertraut gemacht hat, der wird nichts Unnatürliches, nichts Widersinniges, auch nichts Störendes, noch weniger etwas Entheiligendes in der Umwandlung eines griechischen Tempels in eine christliche, dem Gregorio delle Rape geweihte Kapelle finden. Denn direct aus dem alten griechischen Götterglauben scheint die heutige Gottes- und Himmelsanschauung dieses Volkes hervorgewachsen zu sein, auf ihm scheint sie zu beruhen, mit ihm in innigster Verwandtschaft zu stehen; und fast möchte man meinen, blos die Namen und die äußern Formen hätten sich verändert, der Geist aber, der heute durch die sicilischen christlichen Gotteshäuser weht, sei noch derselbe, der vor Jahrtausenden die griechischen Säulenhallen mit ihren mythologischen Bildern und Statuen durchzog. Wie ein classisches, von Meisterhand geschaffenes und vollendetes Werk und zugleich wie ein anmuthiges, zierliches, für die Riesentochter im Märchen bestimmtes Spielzeug lächelt uns der Tempel der Concordia an. Wir bedauern nur, daß er hier nicht allein steht, daß die wüsten Trümmer der zerstörten Nachbarbauten der Wirkung seiner so wohl erhaltenen, wenn auch in kleinern Maßen sich offenbarenden Schönheit Abbruch thun.

In wirren Haufen liegen die Reste des Herakles- und des Zeustempels am Boden umher; ein einziger Säulenstumpf ragt dort aus den Steinen hervor — gewaltig aber noch in seiner einsamen Pracht. Beim ersten Anblick sehen wir nichts als eine Masse von Schutt, von zerbrochenen, durcheinanderliegenden Stufen, Capitälen und Säulenschäften, aus welchen das Auge vergeblich die Anlage eines ehemaligen Tempels herauszufinden versucht. Allmählich aber, und immer klarer, immer deutlicher entdeckt man in dem zerstreuten Steingerippe eine gewisse Ordnung; es scheint, als käme Methode in die Zerstörung, und wie auf einem Plane sieht man die gestürzten Bauten wieder erstehen. In regelmäßigem Wurfe sind die massiven Säulen nach außen hin gestürzt worden, denn in Reihen nebeneinander liegen die untern Schäfte, während die obern und die Capitäle durch die Wucht des Sturzes nach allen Richtungen hin verstreut wurden, sodaß die Böschungen des Walls und der vollgeschüttete Graben das grausigste Bild der Zerstörung bieten. — „Nicht von Menschenhand wurden diese Tempel gestürzt", bemerkte einer von uns; „in verhängnißvoller Stunde erbebte hier vor Jahrhunderten die Erde, und ein Augenblick mochte genügen, diese herrlichen Bauten in den Staub zu werfen." — „Nein", erwiderte ein anderer, auf die Basis der geborstenen Säulen deutend, „die Säulen, die hier umher liegen, sind nach unten zugespitzt und unverkennbar durch Menschenhand mittels scharfer Instrumente durchsägt und dann umgeworfen worden; sie haben die Form eines Kegels angenommen, dessen Spitze nach unten gerichtet ist, und fast mit Gewißheit könnte man die Art und Weise der Zerstörung angeben: die Punier, nachdem sie die Dächer und Giebelfelder heruntergestürzt und die Bilder und Schätze weggeschleppt hatten, legten dicke Seile um

die Capitäle und ließen die Basis der Säulen mit Hämmern und Meißeln bearbeiten, bis das leere Gebäude mit leichter Mühe, mit einem starken Ruck, von seinen schwankenden Trägern heruntergerissen und über den Wall in die Tiefe geschleudert werden konnte. Nicht Naturkräfte waren es, welche die Säulen so regelmäßig und methodisch zuspitzten: in dieser systematisch betriebenen Zerstörung erkennt man die scharfe Klaue der Meister in der Vernichtung, die Klaue der afrikanischen Tigerkatzen." — Welcher von den beiden hat recht? Wer mag es entscheiden? . . . Den nachdenklich Schauenden überfällt ein Grauen, nicht gemildert durch die weiche melancholische Stimmung, in die uns der Anblick unserer nordischen Ruinen versetzt, für welche aber unter dem südlichen Himmel und in dieser durchhitzten, stärkere Affecte erregenden Atmosphäre keine Stätte zu sein scheint; ein dumpfer Grimm zuckt in unserm Herzen, und mit halbbewußtem Zorne blicken wir hinüber über das Meer nach der Gegend, wo das alte Karthago lag, als rege sich etwas in uns wie das Aufflackern des glühenden Hasses, den die Griechen und Römer gegen die semitische Welt im Herzen trugen, und als würden wir uns der geheimen Geistesverwandtschaft bewußt, welche durch die Jahrhunderte hindurch uns mit den Römern und Griechen gegen das weltenverwüstende Karthago verbündet. Wenn das Streben nach Rache für Konradin's Tod, wie der Dichter behauptet, noch in den Köpfen der Deutschen lebendig ist: warum sollte nicht beim Anblick der Ruinen von Girgenti der alte Groll der Culturvölker gegen den punischen Stamm in unserm Herzen wieder aufleben können?

Mit den kostbarsten Kunstschätzen waren diese Tempel geschmückt: im Heiligthum des Herakles befand sich die

Alkmene von Zeuxis, in dem Tempel der Here dessen Juno; in den Giebelfeldern jenes Baues war der Kampf der Giganten mit den Göttern und der Krieg um Trojas Mauern dargestellt; in dem innern Saale des Zeustempels wurde von mächtigen Atlanten auf ihrem gebeugten Nacken und mit über dem Haupte gekreuzten Armen das schwere Dach getragen. Was ist aus all diesen Meisterwerken geworden? Wo sind die herrlichen Bilder des Zeuxis? Wo die Sculpturen der Giebelfelder? Wo die riesigen Atlanten? Ein einziger von den letztern konnte aus den Trümmern wieder zusammengefügt werden; er liegt mitten in der Halle des Zeustempels, von weitem schon erkennbar an den gewaltigen Körperformen. Tritt man aber näher hinzu, so sieht man, daß er schmählich verstümmelt ist: übermüthige Reisende haben mit frechem Messer eine Fratze in seine Stirn gegraben, und entstellt wie ein geblendeter Cyklop liegt der Riese am Boden. Die Giganten freilich und die trojanischen Helden mögen nebst den Gefährten des Atlas ein noch viel traurigeres Los erfahren haben; denn zu den Bauten des Molo im benachbarten Porto Empedocle sollen, der Ueberlieferung zufolge, die Steine der verfallenen Tempel gedient haben, und Polypen und Seekrebse mögen heute vielleicht zwischen den Statuen des Achilles und des Hektor sich herumtreiben. Und was die Alkmene und die Juno von Zeuxis betrifft ....

„Scheltet doch nicht die Punier allein“, rief uns, die wir in unserm historischen Groll über das Meer hindrohten, unser sicilsch-deutscher Freund zu; „haben diese das Zerstörungswerk begonnen, so ist es von andern vollendet worden. In dem Tempel des Herakles stand zur römischen Zeit das eherne Bild des Hercules, das Verres in der Nacht zu entwenden versuchte; stand aber

das Bild des Halbgottes noch darin, so konnte der Tempel nicht in Trümmern liegen. Es ist auch nicht so lange her, als das Olympeion mit seinen Giganten, wenigstens zum Theil, noch aufrecht stand; erst im Jahre 1401 stürzten die letzten Theile ein. Die Atlanten sind den Girgentinern nicht unbekannt gewesen, denn nach deren Modell bildeten sie ihr aus zwei Riesen und einer Riesin bestehendes Stadtwappen. Lassen wir den Puniern ihre Schmach; sie haben schwer genug daran zu tragen! Würden wir ihnen aber nicht ohne Beweise und auf bloße ganz willkürliche und in mancher Hinsicht der Geschichte widersprechende Muthmaßungen hin auch noch die Schandthaten auf, die den Römern, den Sarazenen und den Sicilianern selbst, ihrer Unwissenheit, ihren Vorurtheilen und ihrer Gleichgültigkeit gegen alle antiken Ruinen zur Last zu legen sind." — „Sarazenen oder Punier", fiel der andere ein, der uns vorhin die Zerstörung des Herakles-Tempels erklärt hatte, „es kommt auf dasselbe heraus, denn von Afrika stammen doch alle die verwüstenden Horden!" — „Wer vermöchte aber genau zu bestimmen", bemerkte der zweite, „wann und wie das Zerstörungswerk vor sich gegangen ist? Wir stehen hier vor einem geschichtlichen Räthsel. «Chi lo sa?» sagen die Italiener und zucken die Achseln dazu. Ueberlassen wir getrost den Gelehrten und vor allen unserm Landsmann Holm, der in Palermo und in Neapel dem Ruhm der deutschen Wissenschaft und des deutschen Fleißes so große Ehre macht, dies wie so manches andere noch zu ergründen. Was uns Laien betrifft, so mögen wir uns damit begnügen, den Gesammteindruck, den die Erinnerung an die Vorzeit bei Betrachtung dieser Ruinenfelder hervorruft, in uns aufzunehmen und den mächtigen Gefühlen, die dieser Eindruck in unsern Herzen

erweckt, mit der stillen Andacht, die einem solchen Augenblick ziemt, uns hinzugeben." — „Sehr richtig", erwiderte der erste, der doch mit seinem Carthago delenda est wie weiland Cato das letzte Wort behalten wollte, „aber auf die Punier und Sarazenen bringe ich doch nachher beim Frühstück mit dem ersten Glase syrakuser Moscatos ein überzeugtes Pereat aus!"*)

Die Sonne war schon hoch zum Zenith hinaufgezogen. Wir hatten die Tempel, die Mauern, die in dem alten Stadtwall befindlichen Gräber, die unterirdischen, ebenfalls mit Gräbern angefüllten und in frühern Zeiten wol zu Ausfallpforten bestimmten Gänge und Gewölbe langsam und gewissenhaft durchforscht. Während meine Gefährten den Proviant aus dem Wagen holten und querfeldein über einen an den heiligen Gregorio delle Rape erinnernden Rübenacker zu den malerischen Ueberresten des Castor und Pollux-Tempels trugen, beschaute ich mir nochmals die ungeheuern Trümmer des letzten der großen Tempel, des Olympeion, des Tempio dei Giganti, wie ihn die Sicilianer nach dem dort ausgestreckt liegenden Atlas nennen. Ein Gigantenbau war es, dessen Ruinen den Boden bedeckten; wie die weit herumgestreuten von der Sonne gebleichten Gebeine eines im wilden Kampfe vor langer, langer Zeit gefallenen Riesen lagen diese Qua-

---

*) Ueber die Tempel von Girgenti, deren architektonische Bedeutung und muthmaßliche Geschichte finden sich werthvolle Aufschlüsse besonders in Holm's „Geschichte Siciliens im Alterthum", I, 294 und Gregorovius' „Siciliana", S. 203 — ohne der ältern Schriftsteller zu gedenken, die über diesen Gegenstand geschrieben: Serra di Falco, Quatremère de Quincy, Marchese Haus, Cockerell, Klenze, Tommasini, Kephalides u. s. w., sowie der alten Classiker, Cicero, Diodor u. A.

dersteine, diese schweren Capitäle, diese mit mannsbreiten Cannelirungen bekleideten Säulenstumpfe da. Um die ernsten dorischen Capitäle rankt sich, wie in Vorahnung des künftigen korinthischen Stils, das breite, in schöngeformter Spitzenbildung steigende und fallende Akanthusblatt; Palmen und Aloën wuchern durcheinander zwischen den geborstenen Pfeilern; auf dem Kopf und auf den Armen des Atlas, welche diese verschwundene Last noch zu tragen scheinen, huschen schillernde Eidechsen. Von unten, vom Fuße des Walles, vernimmt man das Schellengeklingel eines Maulthiergespanns, das vor der einsamen Locanda am Ausgang des Goldenen Thores von Akragas hält. Im schmalen Schatten des Häuschens sitzen ein paar Bauern, die lange Flinte quer über den Rücken geschnallt, die Kapuze über dem Kopfe; sie trinken, rauchen und plaudern, und schauen mit verwunderten Blicken herauf zu dem fremden Mann, der einsam über die alten Steinhaufen klettert. Was der dort oben suchen und finden mag? denken die Kinder Siciliens wol, und sie zwinkern sich verständnißvoll mit den Augen zu, als wollten sie sagen: Jeder hat ja seine Schrullen; diese in Steine vernarrten Menschen bringen uns aber Geld ins Land, und auch die Korallen, die wir von Porto Empedocle ausführen, würden uns nicht so gut bezahlt, wenn keine Fremden ins Land kämen! Und freundlich lächelnd grüßen die Biedern herauf zu mir; „Benedica, signorino!" sagen sie, aus alter Gewohnheit, als wäre ich ein Priester und es stände mir zu, ihnen den Segen zu ertheilen. Und freundlich dankend rufe ich zu ihnen hinunter: „Buon giorno e buon viaggio!" und denke zurück an die vergangenen Zeiten, als olympische Priester auf diesen Zinnen wandelten, das Schiffervolk von Akragas sich dort unten dem Goldenen Thore zudrängte, helmbedeckte Schild-

wachen den Zu- und Ausgang bewachten und die Sendlinge der reichen Patricier die Fremden in Empfang nahmen. Wenn auch in anderer Sprache, es riefen doch damals wol wie heute dem in das Gewühl Hinunterschauenden die Schiffer ihr: „Benedica, signor!" herauf; und wenn auch in anderer Sprache, man antwortete von oben herunter wie heute, und wie es ein katholischer Priester heute noch thun würde, so spendete damals schon der Priester des Olympischen Zeus mit leichter Geberde und segnendem Finger der Menge unten seinen theokratischen Gruß. Auf der Mauer aber standen damals in majestätischer Ruhe die hohen Tempel; durch die Säulenhallen ertönte der Gesang der Opfernden; Weihrauch erfüllte die Luft mit Wohlgerüchen; auf die Trophäen und auf die goldenen Thüren und Gesimse warf die Sonne ihren blinkenden Schein; Fahnen und Blumengehänge flatterten im Wind; Wagen rollten durch den dröhnenden Thorweg, und von der Agora schallte weithin das laute Rufen und vielstimmige Summen des ewig bewegten Volkes, das dort zwischen den langen Säulengängen den Rednern lauschte, die Sieger von Olympia jubelnd empfing, dem von seiner Leibgarde umringten, in goldenem Wagen vorbeifahrenden Tyrannen zujauchzte. Und heute! Quantum mutatus ab illo!

Am westlichen Ende der Stadtmauer, wo eine plötzliche Senkung des Bodens sich zu den Höhen des jetzigen Girgenti hinzieht, hatten unsere Freunde im Schatten eines alten Oelbaums das ländliche Frühstück bereitet. Vor uns erhoben sich die von künstlerischer Hand wieder aufgerichteten, von einem Architrav und einem anstrebenden Giebelstück gekrönten vier dorischen Säulen des Castor und Pollux-Tempels; und hinter diesem wirkungsvollen, den ganzen Charakter des Ruinengebiets in harmonischem

Einklang zusammenfassenden und wiedergebenden Vordergrunde dehnte sich das zu der Neustadt hinaufziehende Hügel- und Felsenland aus; die Thürme von Girgenti, die in den Felsgrat gehauene gähnende Berglücke des Empedokles und die rechts mächtig aufsteigende, dann wieder jäh abfallende Rupe Athenaea gaben dem künstlerisch vollendeten Gemälde einen von keinem Maler passender zu erfindenden Abschluß. Zwei Landsleute, in Girgenti und in Porto Empedocle seit langen Jahren angesessene Deutsche, hatten sich zu uns gesellt; von ihren Jagdhunden begleitet, die Büchse auf dem Rücken, Revolver und Hirschfänger an der Seite, mit breitkrämpigem Hute, hohen Stiefeln, wettergebräuntem Gesicht, stellten sie uns ein drastisches Bild der Lebensweise vor Augen, an welche sich der Eingeborene wie der Fremde auf der Südküste Siciliens gewöhnen muß. „In Europa sind wir noch", meinte einer unserer neuen Freunde; „aber von Afrika trennt uns nur ein Streifen Wasser, und nicht nach Europa, nach Afrika hin öffnen sich die Fenster dieses Landes. Ich spreche von Fenstern in etwas bildlichem Sinne: wer nämlich wie ich seit langen Jahren eine Küstengegend bewohnt, der betrachtet die Unglücklichen, welche weit vom Meere, etwa in Würtemberg oder in Sachsen zu leben verurtheilt sind, als Menschen, die in einer Höhle, einem Brunnen, oder wenn man mir diesen Ausdruck gestatten will, in einem fensterlosen Kerker ein Gefangen- oder Blindenleben jämmerlich hinschleppen müssen. Nur am Meere ist Licht, Luft, Leben! Wer Freiheit der Bewegung, wer ein frisches kräftiges Naturleben mit seinen ungezwungenen Freuden, auch mit seinen Entbehrungen und mit seinen Gefahren liebt, der komme zu uns! Hier fühlt man erst, daß man lebt. Hier ist man ein ganzer Mann. Hier weiß man,

was es heißt und zu was es nützt, eine kräftige Faust, ein scharfes Auge, einen hellen Kopf zu haben. Ich trinke auf Sicilien!" Und lustig klangen die Gläser. „Wie steht es aber jetzt mit dem Pereat auf die Herren Punier und Sarazenen?" flüsterte lächelnd der Führer unserer Gesellschaft seinem semitenfeindlichen Nachbar zu.

Das Gespräch kam bald auf die Alterthümer, die wir soeben besichtigt hatten, und ich fragte, was nun noch weiter zu sehen sei. „Nichts ist weiter zu sehen!" rief in seiner derben Weise der für das Meer und für Sicilien schwärmende Akragantiner. „Alles, was sonst noch in den Reisehandbüchern angepriesen wird, ist eitel Humbug! Das wissen wir, ja, das müssen wir wissen!" Und unser erfahrener und landeskundiger messineser Kaufmann bestätigte dieses Urtheil, indem er lächelnd seinen Schnurrbart strich und dem Sprechenden bedeutsam mit dem Kopfe zunickte. „Glauben Sie mir", sagte er dann, sich an mich wendend, „Sie können alles andere ruhig beiseitelassen. Das Grabmal des Theron, das Oratorium des Phalaris, der Fischweiher, die Oelquelle: es ist alles Humbug, ebenso wie das Grab des Archimedes in Syrakus, wie der Schlammvulkan von Maccalupa, wie..." „Wie der Teufelsbrief in der Kathedrale von Girgenti", fuhr der andere dazwischen, und lautes Lachen antwortete von allen Seiten.

Diese sonderbare Zusammenstellung einer Menge von einander so ganz verschiedener Dinge hatte meine Neugier erregt, und verwundert bat ich um nähere Erklärung. „In Sicilien befinden wir uns im Vaterlande der Sophistik", beschied mich mein messineser Freund; „mit der historischen Wahrheit nimmt man es hier nicht so genau, und der Schein spielt hier, wie überhaupt im Süden, eine größere Rolle als bei uns im Norden. Von

einem Grabmal des Theron wird in alten Büchern geschrieben; da mußte man doch den Fremden das Grabmal des Theron zeigen können, und man hat es auch richtig entdeckt. Dort in der Ebene, zwischen dem Wall und dem Meer, sehen Sie einen großen Steinwürfel. Nichts deutet darauf hin, daß Theron unter diesem rohen und plumpen Monument begraben liege; viel eher mag dasselbe, wie von den Kunstgelehrten vermuthet wird, von einem reichen Akragantiner seinem in den Olympischen Spielen als Sieger ausgerufenen Rosse zum Andenken gesetzt worden sein. Trotzdem heißt aber dieses Monument das Grabmal des Theron, und diesen Namen wird es behalten, was auch nun kommen mag, weil man es eben für nothwendig hält, daß Girgenti das Mausoleum des Theron besitze und aufweisen könne. Gleiches gilt für das sogenannte Oratorium des Phalaris, auch ein altes Mauerwerk, das von der Zerstörung verschont geblieben; es steht dort oben neben der Agora hinter der pinienbeschatteten Normannenkirche des San-Nicola und hat auf den Tyrannen Phalaris nicht den geringsten Bezug, trägt aber dessen Namen, und muß und wird ihn tragen, weil es eben unzulässig erscheint, daß in Girgenti kein Ueberbleibsel von Phalaris existire. Von dem berühmten Fischweiher hat man irgendwelche Spuren zwar nicht gefunden; man verlegt ihn aber, ebenso dreist als willkürlich, hier nebenan in die Schlucht, die sich von der tiefern Ebene zu den Hügeln heraufzieht. Mit der Oelquelle steht es noch viel unsicherer: in den alten Geschichten heißt es, Akragas sei unter anderm auch dadurch berühmt gewesen, daß dort Steinöl aus dem Felsen floß; als nun der deutsche Reisende Riedesel nach Girgenti kam, erkundigte er sich mit der dem Gelehrten ziemenden Gewissenhaftigkeit auch nach dieser Oelquelle;

sein Wirth hatte bis dahin von dieser Sehenswürdigkeit nichts gehört; als echter Südländer ließ er sich aber durch die Frage nicht verblüffen, sondern erwiderte sofort, er werde die Ehre haben, in eigener Person den Fremden zu der Oelquelle, die in seinem eigenen Garten fließe, hinzuführen; dann schickte er einen Ragazzo mit einer Oelflasche und den nöthigen Anweisungen voraus, und als Riedesel ehrfurchtsvoll den classischen Boden der alten Oelquelle betrat, sah er richtig eine nicht unbeträchtliche Menge Oel auf dem Wasser schwimmen — hatte der Junge doch eine ganze Flasche voll in den Behälter gegossen! Tomasini, der in seinen im Jahre 1825 veröffentlichten Briefen aus Sicilien die Geschichte wiedererzählt, fügt hinzu, auch neuere Reisende sprächen noch von besagter Oelquelle, aber keiner habe dieselbe auffinden können. Diese Reisenden hatten wol nicht nach ihr gefragt; denn nichts wäre ja auch heute noch leichter für einen schlauen Wirth oder Fremdenführer, als die berühmte Oelquelle am ersten besten Ort auffinden und das Oel flaschenweise fließen zu lassen. Wollen Sie das Kunststück versuchen, so machen wir uns auf den Weg!" Um solche Kunststücke zu bewundern, macht man doch nicht die lange Reise nach Girgenti. Ich lehnte den lachend ausgesprochenen Vorschlag lachend ab und versetzte: es würde mir größere Freude machen, zu erfahren, was es mit dem Schlammvulkan von Maccalupa und mit dem Teufelsbriefe in der Kathedrale von Girgenti, von denen vorhin die Rede gewesen, für eine Bewandtniß habe, und inwiefern diese beiden Dinge in dieselbe Kategorie wie die Oelquelle gehörten. „Sie kennen wol den Unterschied", war die Antwort, „der zwischen den kanonischen und den apokryphen Büchern der Heiligen Schrift besteht? Nun, der nämliche Unterschied besteht zwischen

den wirklichen großen Vulkanen, dem Aetna, Vesuv, Stromboli, und dem Schlammvulkan von Maccalupa. Für die Gelehrten, für die Naturforscher bieten diese Maulwurfshügel, die Gase und schlammiges Wasser oder wässerigen Schlamm ausstoßen, ein äußerst interessantes Object, und vielleicht kommt der Tag, wo in Maccalupa, vor den Thoren von Girgenti, eine wirksame Bade- und Curanstalt, ähnlich wie die in Kreuznach oder Schlangenbad, eröffnet wird; aber um einen Vulkan in diesen kleinen Auswürflingen zu erblicken, muß man schon stark gefärbte Brillen tragen, oder mit der den südlichen Völkern innewohnenden Uebertreibungssucht behaftet sein. Der Laie, den man nach Angabe der Reisehandbücher zu dem „Schlammvulkan" geführt, hat den Verdacht, den er aus Höflichkeit vielleicht nicht ausspricht, daß man ihn zum besten haben will; er steht dort vor einer unscheinbaren Terrainerhöhung, die mit Maulwurfshügeln besäet ist und aus welcher, mehr oder minder zischend und prasselnd, Wasserstoffgase sich entladen — ein recht apokrypher Feuerberg fürwahr! Was nun aber unsern Teufelsbrief betrifft — den müssen Sie sich selber ansehen, wenn Sie von gewissen recht seltsamen und recht dunkeln Seiten des süditalischen Naturells eine Vorstellung erhalten wollen!"

Unter heiterm Geplauder war das Frühstück beendet worden. Unsere beiden bewaffneten Landsleute nahmen Abschied von uns. Sie wollten ihre Jagd auf Wachteln und Wildenten in den Einöden am Meere entlang fortsetzen. „Werden wir Sie nicht wieder einmal in Deutschland begrüßen?" fragte ich scheidend. „Mai, mai!" (Niemals, niemals!) rief der eine mir im Fortgehen zu. „Wo kein Meer ist und kein freier Horizont, da fehlt die Luft, das Licht und das Leben. Sicilien for ever, und einen Gruß

an die ferne liebe Heimat — aber von ferne nur und aus vollem Herzen!" So zogen sie weiter über die sonnigen Höhen, und von den griechischen Tempeln tönte herüber zu uns ihr eigenthümlich mit italienischen Modulationen verwebtes deutsches Volkslied.

---

4. Teufelsbrief und Sarkophag.

Langsam fuhren die Wagen den steilen Berg zur Neustadt hinauf. Die brennende Nachmittagssonne hüllte die Hügel und Thäler in einen heißen, leuchtenden Strahlenschleier. Das Meer glitzerte in blendender Pracht, wie ein silberner Schild, der das Sonnenlicht mit verdoppelter Macht zurückwarf. Ermüdet von dem Glanze des Himmels, von dem Widerschein des Meeres, von dem weißen Licht, das sich über die Straßen und Felsen und Mauern ergossen hatte, mußten wir die Augen schließen, und nur in schnellem Aufzwinkern grüßten wir von weitem noch einmal die alten sonnedurchflossenen Säulenhallen, die sich in feiner Ciselirung von dem Meereshintergrunde abhoben.

Vor den Stufen der Kathedrale wurde halt gemacht. Einige halbnackte Jungen pochten, klingelten und schrien den Custode heraus. War es ein Custode? oder ein Küster? oder ein Priester? Vielleicht alles das zusammen; ein kleines, breitschulteriges Männchen mit einem höckerähnlichen Ansatz und einer merkwürdig langen und ganz seltsam herausfordernden Nase. Die Nase war ein Wesen für sich, das unabhängig von dem Gesicht zu

leben, zu beobachten, zu denken schien; mit ihrer Haltung, ihrem Rümpfen, Spitzen, Recken, Zucken, im Oeffnen und Zusammenziehen ihrer Flügel strebte sie eine ganze Welt von Gedanken und Gefühlen zum Ausdruck zu bringen. „Die Sicilianer waren von jeher Meister in der Gestensprache und in der Mimik", raunte mir unser sicilienkundiger Begleiter zu; „diese Nase legt Zeugniß dafür ab, und schon um dieser Nase willen würde es sich lohnen, die Kathedrale von Girgenti zu besuchen. Nun heißt es aber behutsam zu Werke gehen, wenn wir den Teufelsbrief sehen wollen; mit der Thür ins Haus fallen darf man bei diesem klugen und argwöhnisch umherschnüffelnden Sicilianer nicht, sonst möchten sich uns Haus und Thür wieder schließen." Zuerst mußten wir, dem langsam schreitenden Custode folgend, alle Sehenswürdigkeiten der Kathedrale in Augenschein nehmen, geschnitzte Altäre betrachten, mit Leinwand verhängte Heiligenbilder als authentische Guido Renis bewundern, einem merkwürdigen Echo oder akustischen Spiele lauschen, durch welches das leiseste auf dem Orgelchor geflüsterte Wort bis ans andere Ende der Kirche getragen und dort in einer bestimmten Ecke an der Cannelure einer bestimmten Säule gehört wird.

„Und wo befindet sich der Kirchenschatz, der Tesoro von Girgenti, der reichste und schönste in ganz Sicilien, wie man uns gesagt?" fragte mit unbefangener Miene unser Reisegefährte. Die Nase spitzte sich wie fragend auf ihn zu. Etwas, das einem pfiffigen Lächeln glich, zitterte um die gehobenen Nasenflügel. Ohne zu antworten, schob das Männchen einen ungeheuern Schlüssel, an den des heiligen Himmelspförtners gemahnend, in ein verrostetes Schloß und öffnete uns ein mit Holzschränken und alterthümlich geschnitzten Holzfiguren an-

gefülltes Gemach. Fingerdicker Staub lag auf den Gesimsen, und Spinnweben hingen vor den trüben Fensterscheiben. Auf den Holzstühlen lagen Priesterröcke und Mützen unordentlich durcheinander. Ein paar halb geöffnete Schubladen ließen den Blick in ein Gewirr von verblichenen goldenen Fransen und Stickereien, von zerdrückten Sammtkragen und allerlei Kirchenschmuck eindringen. Die Nase des Küsters bewegte sich mit einem triumphirend-ironischen Ausdruck, als ihr Besitzer aus einer kleinen Schachtel eine winzige Madonnenfigur hervorholte, dieselbe gegen die fahl durch die Fenster hereinschauende Sonne hielt und uns mit halblauter Stimme erklärte: diese Statuette sei aus einem einzigen Stück Ambra geschnitten; keine Kirche in der ganzen Welt besitze ein solches Prachtstück, und jetzt hätten wir das Merkwürdigste gesehen, was überhaupt in Girgenti, in Sicilien und in Italien zu sehen wäre. Er sprach es, und zugleich schielte die pfiffige Nase schelmisch fragend zu meinem Nachbar herüber, als erwarte sie eine schlau vorausgesehene Frage. Mein Nachbar schloß langsam ein Auge und legte den Zeigefinger lächelnd unter das andere, was in der sicilischen Gestensprache so viel heißen will wie: Guter Freund, suche mich doch nicht zu übertölpeln! Das Männchen blinzelte seinerseits mit den Augen, in lebhafter Flügelbewegung hob und senkte sich die Nase, und ein Ausdruck von triumphirender Selbstbefriedigung leuchtete über das ganze Gesicht, als unser sammtpfotiges Küsterlein einen dicken, vergilbten, zerrissenen, mit Lederfetzen und zerbrochenen Messingbeschlägen umflatterten und besetzten Pergamentband aus einer Truhe herausholte, denselben, ohne meinen Nachbar auch nur einen Augenblick aus den Augen zu verlieren, auf den Tisch warf und, den Mund, die Augen, die Ohren

und natürlich auch die Nase zu dem verschmitztesten und pfiffigsten Lachen und Grinsen zusammendrückend, ausrief: „Auf den Teufelsbrief haben es die Herrschaften abgesehen, und alles andere ist für Sie nur Antipasto vor der Mahlzeit! Das habe ich Ihnen schon angemerkt, als Sie noch im Wagen saßen und ich Sie durch das Schlüsselloch beobachtete. Nun, da liegt er, der Teufelsbrief! Gott und die Heiligen seien uns gnädig!" Sprach's und bekreuzigte sich mit flinker Hand, wie einer, dem diese Bewegung geläufig ist. „Der gefangene Proteus rühmt sich der Sicherheit, mit welcher er seine Niederlage voraussah", flüsterte mein Nachbar mir zu; „auch wieder echt sicilisch!" Ich konnte aber nicht klar darüber werden, welcher von beiden den andern überlistet hatte, und es paßte dies wol auch wieder zu den sicilischen Zuständen, bei denen man niemals recht weiß, wer der Listigste war, da immer beide sich des Sieges ihrer Schlauheit zu rühmen pflegen.

Der lange begehrte Teufelsbrief lag vor uns. Es war ein sinn- und formloses Gekritzel von Haken und Häkchen, von phantastisch gebogenen, zerzausten, verschnörkelten Strichen, Vierecken, Arabesken, mit Tintensternchen und ungeschlachten Klecksen dazwischen, ein wahres Hexeneinmaleins, wie es sich in den Zauberbüchern einer halb oder ganz verrückten Wahrsagerin und Kartenschlägerin finden mag. Das Männchen stand vor dem Buche, und seine Nasenflügel schienen, seine heftige Gemüthsbewegung ausdrückend, einen Triumphmarsch zu blasen. „Messina", rief der Kleine, „hat den Brief der heiligen Madonna — aber man zeigt ihn keinem Menschen, aus dem guten Grunde, weil der Originaltext vor Jahrhunderten schon verbrannt ist; Catania hat den Schleier der heiligen Agata — aber einen Schleier kann

jedes Mädchen weben und sticken! Palermo hat die Gebeine der heiligen Rosalia — aber wo gibt es nicht Gebeine von Heiligen? Girgenti aber besitzt den eigenhändig geschriebenen Brief des Teufels, und wir können ihn zeigen, und hier ist er!" — „Und er ist authentisch, vom Teufel selbst geschrieben?" fragte ernsthaft mein Nachbar. — „Sie sehen es ja!" erwiderte das Männchen. „So schreibt nur der Teufel." — „Und was enthält der Brief?" — „Der Brief ist an eine Jungfrau von Girgenti gerichtet, welche der Teufel zu verführen trachtete; aber sie widerstand ihm tapfer, obwol er ihr alle Schätze der Welt anbot." — „Wieso weiß man denn das?" — „Es steht in dem Brief geschrieben." — „Wer hat ihn entziffert?" — „Die Jungfrau hat alles ihrem Beichtvater bekannt, und gegen einen Priester konnte der Teufel natürlich nichts ausrichten." — „Und wie, in welcher Gestalt zeigte sich denn der Teufel dieser Jungfrau?" — „Ach, Signore, in der Gestalt eines sehr, sehr feinen Edelmannes!"

Das Gespräch war von beiden Seiten mit dem größten Ernst geführt worden. Als sich aber der Küster zufällig nach meiner Seite umwandte und den skeptischen Ausdruck wahrnahm, mit welchem ich der Unterhaltung folgte, drückte er seinerseits in der mir bekannten und verständlichen Weise ein Auge zu und schielte mit dem andern leichthin zu meinem Freunde hin; doch als dieser, das Buch zuschlagend, und sich von seinem Sitze erhebend, ihn anredete: „Und das alles glauben Sie wol?" da zog das Männchen seine beiden Mundwinkel nach unten, öffnete seine beiden Nasenflügel nach oben, zuckte mit einem bedeutungsvollen Ruck die Achseln in die Höhe, und sagte: „Che volete?" in einem Tone, den man beliebig deuten konnte, da je nach der Auffassung des

Hörers eine Bejahung oder eine Verneinung, eine schüchterne Entschuldigung oder ein schüchternes Glaubensbekenntniß darin lag.

„Verwahrt Euern Teufelsbrief wieder hinter dreifachem Schloß“, mahnte unser Messineser, „und dann führt uns zu dem Schönsten, was die Kathedrale besitzt, zu dem griechischen Sarkophag!“ Und zu mir sich wendend, sagte er: „Mit diesem Teufelseindruck wollen wir doch unsern Besuch in Akragas nicht schließen, nein, Griechenland muß wieder zu seinem Rechte gelangen!“

In einer verlassenen Kapelle steht dieses Wunderwerk der griechischen Kunst, das allein schon genügt, um Künstler und Kunstfreunde zur Reise, fast möchte ich sagen zur Wallfahrt, nach dem entlegenen Girgenti zu locken. Außer einer arg verstümmelten Statue, die unter dem Schutt des Heraklestempels gefunden und in das Museum von Palermo gebracht wurde, ist dieser Sarkophag das einzige, was von den alten Kunstwerken des zerstörten Akragas, wenigstens das einzige so vollendete und so wohl erhaltene, übriggeblieben ist. Hier erst, bei dem Anblick dieser in den weißen Marmor gemeißelten herrlichen Basreliefs erhält man das volle Verständniß für den unermeßlichen Verlust, den uns die Raubzüge der Karthager, der Römer und der Sarazenen in Girgenti zugefügt haben. Wie die Naturforscher aus einem einzigen aufgefundenen Knochen sich das ganze Gerippe eines längst untergegangenen antediluvianischen Thiers zu construiren vermögen, so können wir von diesem einen Kunstwerk auf den ganzen Culturzustand der verschwundenen Griechenstadt schließen, denselben in allgemeinen Zügen uns vergegenwärtigen; denn eine Stadt, in welcher ein solcher Sarkophag sich vorfand, in welcher die Kunst eine solche Höhe, die Sculptur eine solche

Feinheit, der Geschmack eine solche Reinheit und classische Schönheit erreicht hatte, muß eine reiche Schatzkammer der kunstvollsten Meisterwerke gewesen, in ihr muß die allgemeine Cultur zu einer Höhe der Vollkommenheit und Verfeinerung gestiegen sein, wie sie uns nur in den Glanzperioden von Athen und von Rom wieder begegnet. Die Composition der aus dem Marmor gemeißelten Scenen zeugt von einer Eleganz des Geschmacks, einer Vornehmheit in der Auffassung, einer durch classische Ruhe geadelten Zartheit der Empfindung, die in ihrer Gesammtheit auch auf feincivilisirte Sitten, auf eine hohe geistige Entwickelung, auf eine Harmonie der edelsten Cultureigenschaften hindeuten. Der Künstler hat die Mythe von Phädra und ihrer unseligen Liebe zu ihrem Sohne Hippolyt dargestellt. Zwei Seiten des Sarkophags sind nur skizzenartig behandelt, die Reliefs der beiden andern aber bis zur äußersten Vollendung ausgearbeitet; und von diesen letztern ist das, welches uns die in Liebe verschmachtende Phädra vorführt, von einer Schönheit sowol in der Auffassung und Erfindung wie in der Ausführung und der technischen Behandlung des Marmors, welche nur in den herrlichsten Meisterwerken der griechischen Sculptur erreicht worden ist. Phädra sitzt da, den Kopf zur Seite geneigt; der rechte Arm ruht matt auf der Hand einer Dienerin, der linke hängt über die Lehne des Sessels herab; hinter demselben sieht man die geschäftige Amme; der Knabe Amor richtet seine Pfeile auf die in sehnendem Liebesschmerz zusammensinkende Gestalt; Citherspielerinnen suchen den Gram der Schmachtenden zu verscheuchen. Das Ganze ist durchweht von einem Hauch olympischen Liebesgefühls; der Sieg der unerbittlich wie das antike Schicksal treffenden und alles beherrschenden Venus ist hier

mit göttlicher Anmuth in den Marmor gemeißelt, und den vollendetsten Kunstgebilden des classischen Alterthums reiht sich dieses unsterbliche Meisterwerk an. Warum ließ Verres, der ja die Statuen der Götter aus den Tempeln riß, diesen Sarkophag in den Mauern Agrigentums zurück? Warum wurde er von den bilderzerstörenden Sarazenen verschont? Und welchem Zufall verdanken wir dessen Wiederauffindung unter all dem Trümmergewirr und den tausendjährigen Schuttanhäufungen der alten Stadt?... Wo muß man den Spaten einstechen, wo die Erde durchwühlen, wo die aufgethürmten Ziegelsteine der eingestürzten Paläste abräumen, um die darunter vielleicht noch verborgenen Kunstschätze wieder ans Licht zu ziehen?

Lange weideten wir unser Auge an dem herrlichen Anblick; vergeblich war das Bemühen des Custode, unsere Aufmerksamkeit auf die an den Wänden hängenden Heiligenbilder zu lenken, umsonst seine wiederholte Aufforderung, die Kathedrale, ihre Säulengänge, ihr Gemisch von allen möglichen und unmöglichen Baustilen zu bewundern. Den erwünschten classischen Abschluß hatte unsere Besichtigung des alten Akragas mit dem Sarkophag gefunden, und der weisen Lehre der Griechen eingedenk, wollten wir durch keinen andern Eindruck die hier gesammelte Empfindung verwischen oder abschwächen. Versöhnend und besänftigend wirkte dieses Meisterwerk; bei seinem Anblick verstummten die trüben und dumpfen Erinnerungen der alten akragantinischen Geschichte; es war, als ob eine von wilden Rhythmen und kriegerischen Dissonanzen durchstürmte Dur-Symphonie in eine weichere Tonart übergehe und alle Dissonanzen sich sanft auflösten. Phalaris und seine Greuelthaten, die Unmännlichkeit der verweichlichten Bürger, ihre feige Flucht am Tage

der Entscheidung, das Stöhnen der dem Eroberer preisgegebenen Kranken und Greise, die Flammen der zusammenbrechenden Tempel und Paläste — nur noch wie durch einen Schleier und in immer weitere Ferne entschwindend traten diese blutigen Bilder vor unsere Seele. Einen so mächtigen Einfluß übt das ewig Schöne auf die Menschen aus, daß wir dem Gemeinwesen, in welchem solche Werke geschaffen wurden, ein Vergessen all der Entartung seiner Herrscher wie seiner Bürger zutheil werden ließen, daß wir in der Stunde des Scheidens von dieser gewaltigen Stätte nur noch der Pracht der auf das Meer hinschauenden Tempel und der unendlichen Anmuth jener Reliefbilder des Sarkophags zu gedenken vermochten. Und so nahmen wir Abschied von dem alten Akragas, leise und trauernden Sinnes den Homerischen Vers in die Nacht hinaussingend:

Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt!

VIII.

Im Westen.

---

1. Die westlichen Trümmerfelder.

Wer Sicilien nur im Fluge durchreist, gewinnt nicht annähernd ein vollständiges Bild von diesem wunderbaren Mikrokosmus vergangener Civilisationen. Jeder Landstrich hat hier seinen besondern Charakter, jede Provinz ihre besondere Geschichte; ein anderes bewundert man im Osten und im Westen, ein anderes im Norden und im Süden des trinacrischen Eilands. An der Griechenland zugekehrten Küste umweht uns hellenische Luft; im Westen tritt der düstere afrikanische Zerstörungsgeist Karthagos mehr in den Vordergrund, doch zu ihm gesellt sich mit wohlthätig linderndem und erhebendem Eindruck die große normännische Vergangenheit, die in Palermos Kirchen und Palästen uns so herrlich entgegenleuchtet. In Palermo und in einigen wenigen Küstenstädten im Norden, ganz besonders in Cefalù, hat sich die normännische Periode verkörpert, und so gewaltig wirkt heute noch die Macht jener Hohenstaufen'schen Zeiten, daß Palermo selbst die griechischen Erinnerungen des Westens in Schatten stellt, und gegen den Glanz der Capella Palatina

und des Doms von Monreale die Trümmerfelder von Segesta, von Solunto und von Selinunt von einem nur halb gelüfteten Schleier bedeckt erscheinen, verlassener und vergessener noch als ihre Schwesterruinen von Girgenti und Syrakus.

Dem nach Ursache und Grund der geschichtlichen, oft so unerklärlich ungerechten Geschicke der Länder und Nationen forschenden Denker drängt sich die Frage auf, ob der schwere Fluch, der überall die karthagischen Eroberungen und Zerstörungen getroffen, auch heute noch auf den Landstrichen laste, die unter den Schlägen der Punier am meisten zu leiden hatten? Segesta, die erste sicilische Stadt, die den afrikanischen Erbfeind gegen die Hellenen zu Hülfe rief und demselben die Hand reichte zur Vergewaltigung der griechischen Cultur, schläft trostlos vereinsamt, weitab von dem Wege der Reisenden in öder Gebirgsgegend, und Selinunt, das am ersten unter Karthagos furchtbaren Schlägen in den Staub sank, ruht noch viel abgelegener, von der brennenden Sahara des siroccoumwehten südlichen Strandes umgeben, in seinem ungeheuern Ruinengrabe. Und wer sucht noch die andern Trümmerstätten auf, welche die Schicksalswogen am westlichen Strande unter Sand und Meer vergruben, die alten Emporien der Karthager bei Lilybäum, und dich, strahlendes Heiligthum der alles bezwingenden Aphrodite, den bis auf die letzten Reste verwüsteten und vergessenen Tempel der Venus Erycina? Gewaltiger war freilich der Einfluß, den die östliche große Trümmerstadt, Syrakus, auf die Geschicke der damaligen Welt ausübte, und gewaltiger sind auch die Eindrücke, die wir dort empfangen. Allzu erbarmungslos, allzu grausam nennen wir das Schicksal, das sich auf diese Städte herniedergesenkt und die öde, vergessene Einsamkeit um sie gebreitet hat, in

welcher sie, selbst dem tröstenden Mitleid der Nachwelt entrückt, den ewigen, von keinem Erinnerungstraum durchschimmerten Todesschlaf zu schlafen verdammt sind.

Von Girgenti aus durchschneidet die Eisenbahn die Insel in fast gerader nördlicher Richtung, um von den hohen leichtgewellten innern Gefilden bei Termini Imerese, einem nach der Zerstörung Himeras von den Karthagern gegründeten Emporium, zum Tyrrhenischen Meer hinunterzusteigen und sich, links abbiegend, an der Küste entlang nach Palermo zu wenden. Der Anblick, der sich dem Reisenden im Innern Siciliens darbietet, wechselt je nach der Jahreszeit: im Sommer gähnt hier die ödeste Wüstenei, sonnverbrannt, wasserlos, verdorrt; im Winter und Frühling lacht das üppigste, saatengeschmückte Ackerland, rauschen Bäche in den kühlen Thalgründen, blüht und grünt es überall, und ziehen balsamische Thymiandüfte von den scharfgezeichneten, aus dem weiten Hochplateau emporragenden Bergkuppen hernieder. Wie ein massiver Thurm erhebt sich vor uns mit seinen fast senkrecht abfallenden Steinwänden der Camarata, der schon in der Umgegend von Grotte, in dem Mittelpunkt des Schwefelgebiets, unsere Augen auf sich zog, und dessen regelmäßige Formen so seltsam von denen der andern Berge abstechen, als wollte er wie ein riesiger Grenzstein die beiden Gebiete und Gebirgsformationen trennen, in welche die Insel zerfällt. Bald treten wir dann auch in eine Gegend ein, wo die Höhen eine andere Profilirung zeigen als die bisher gesehene; statt der zackigen, wild phantastisch auf- und absteigenden Klippen des Pelorischen Gebirgsstocks an der Meerenge von Messina gewahren wir hier im Westen sanfte, ruhige, edle Linien. Auf breiter Basis ruht majestätisch der Felsenbau dieser westlichen Berge, deren Typus in dem Monte-Pellegrino

bei Palermo seinen idealsten Ausdruck findet. Eine bis dahin nicht gewohnte Ruhe legt sich über das Antlitz des Landes, und es ergreift uns ein Gefühl, als träten wir aus dem Bereiche capriciöser Romantik in den einer reinen, vollendet plastischen Classicität. Es war in den ersten Tagen des Frühlings, als ich zum ersten male diese Gefilde durchzog; wie ein Garten dehnten sich ringsum die Hügel, die sanft gesenkten Thäler aus; Blumen grüßten überall; und lieblich klang an unser Ohr das Rauschen der Bäche, das Sprudeln der Brunnen inmitten des saftigen Grüns der mit Blüten beschütteten Bäume.

Aquaviva heißt das Städtchen, in dessen zwischen dichtem Buschwerk verstecktem Bahnhof der Zug hält. Mit welch erlabender Frische weht uns der Name an, uns, die wir jahrelang auf der sonnendurchtränkten Insel nach unsern nordischen Quellen und Bächen und schäumenden Wasserfällen gelechzt haben! Aquaviva, sei uns gegrüßt wie ein glückverheißendes Omen beim Eintritt in das westliche Eilandparadies; und Nomen sei Omen!

Näher geht es dem Meere zu; rascher läuft der Zug bergab; in der lauen Mondnacht blinkt es plötzlich silbern durch die Bäume und ein fernes dumpfes Rauschen wird vernehmbar wie das Athemholen eines schlafenden Riesen. Jetzt thut sich der Horizont auf, und im weißen, hellen Mondlicht erglänzend liegt die offene See vor uns, und dort, wo die Berge in weiterm Bogen zurücktreten, dort das schwarze, von Lichtern durchfunkelte, kuppelngekrönte Häusergewirr, das die breite Thalöffnung erfüllt, das ist Palermo — Palermo la Felice, Palermo, dessen Name sich mit so seltsam märchenhaftem Klang in unser Ohr schmeichelt, Palermo, die Sarazenen- und Normannenstadt, halb Abendland noch, halb Morgenland

schon, die Wiege und das Grab des größten der Hohenstaufen, die Stätte der höchsten ritterlichen Cultur und die Stadt der blutigen Vesper, das Heim der schönsten Frauen und der Hort der grausigsten Empörungen, ein glänzender Goldstern in Italiens Krone, aber mit wie blutig düsterer Färbung umschattet! La Felice, die Glückliche: wahrlich, kein anderer Name paßte besser als dieser auf die herrliche Stadt, und ein herrlicheres Bild bietet uns der ganze Süden nicht, bietet uns nicht einmal das einzige Neapel, als das, welches uns hier entgegenstrahlt, wenn der Vollmond auf den Kuppeln der Kirchen, auf den Zinnen der Paläste leuchtet, der Monte-Pellegrino sich schwarz von dem sternenbesäeten Himmel abhebt, und linde, orangenduftgeschwängerte Lüfte den fremden, in die Zauberstadt eintretenden Wanderer wie in eine sinnenberauschende Atmosphäre von Wohlgerüchen des Orients einhüllen. Des Orients? Ja, überall kehrt hier das Gefühl und die Stimmung des Orients wieder und klopft an unser Herz und unsere Sinne, und unwillkürlich mußte ich bei meiner Einfahrt in die mondbeglänzte Stadt an Tausendundeine Nacht denken, wo Kaufleute oder verkleidete Prinzen ihren nächtlichen Einzug halten in eine unbekannte Märchenstadt mit schimmernden Kuppeln am schimmernden Meere.

Der Fremde, der zum ersten male den Westen Siciliens betritt, vermag der großen und berechtigten Anziehungskraft, die Palermo auf ihn ausübt, nicht zu widerstehen; er versucht es nicht, sich derselben zu widersetzen; er überläßt sich ihr mit einer Art von Wollust, und von dem Dome zur Capella Palatina, von der Zisa nach Monreale, vom Monte-Pellegrino nach der Villa Tasca zieht er in nicht endender Bewunderung. Er folgt einem naturgemäßen Gebote. Und doch, wer Sicilien in

richtiger Weise und in kunstgerechter Steigerung genießen will, der muß es über sich gewinnen, Palermo bis zum Schluß aufzubewahren und, bevor er die herrlichen Denkmäler der Normannenzeit betritt, nach Solunto, nach Segesta, nach Selinunt, nach den verlorenen Ruinenstätten der Westküste zu wandern. Nur so erhält er ein klares und volles Bild; nur so verleiht er seinen sicilischen Eindrücken die Abrundung, ohne welche eine künstlerische Zufriedenheit nicht mehr besteht. Und so lassen wir denn bis auf weiteres Palermo, die glückliche Stadt, im Dufte der Orangenblüten von morgenländischen Märchen träumen und suchen die Stätten auf, wo die griechische und phönizische Vergangenheit unter tausendjährigem Schutt zu uns heraufblickt, wo die emsige Arbeit der vaterländischen Forschung alte Götterbilder, zerborstene Altäre und seltsame Sculpturen ausgräbt, um sie in das palermitanische Museum überzuführen .....

Heiß brannte schon die Sonne, als wir uns, im geräumigen Wagen und mit Proviant versehen, als gälte es, in ein unwirthliches Urgebirge zu wandern, auf den Weg machten, um die phönizische Stadt Solunto, auf dem östlichen meerumschlingenden Vorgebirge von Zaffarano, zu besuchen. Die Straße läuft am Meeresstrande hin, meilenlang zwischen staubigen Cactushecken, gerade auf das Vorgebirge los, das, abgelöst von der großen Bergkette, inselartig ins Meer hinausragt. Nun biegt der Weg um, und das Städtchen Bagheria liegt vor uns, ein langer, schmaler Häuserstreifen, sonnendurchglüht, mit weißblendenden Mauern; bald hält der Wagen an einer Pforte, die sich in einer von Olivenwäldchen umgebenen Mauer öffnet; wir sind am Eingange des Geheges angekommen, in das die Antiquare des modernen Sicilien die Trümmer der alten Phönizierstadt einge-

zäunt haben. O ihr todten phönizischen Götter, was würdet ihr wol denken in euerm steinernen Götzengehirn, wenn ihr sehen könntet, wie die Fremdlinge, die verachteten und verhaßten, die euere Priester mit so heiligem Eifer zum Opfer auserwählten, jetzt bemitleidend über den Ruinen euerer Tempel herumklettern, und wenn ihr hören müßtet, wie sie von euch und von den Euern sprechen, die hochmüthigen, alles betastenden, alles erklärenden Menschen, die wie ein Heer von Maulwürfen in den Trümmern der alten Städte wühlen? Sogar der wackere Unteroffizier, den die Regierung zum Custoden der Phönizierstadt ernannt hat, und der es doch unter Hamilkar oder Hannibal kaum zum Anführer einer Rotte Numidienreiter gebracht hätte, bewegt sich zwischen den alten Tempeln und Palästen wie einer, der sich weit erhaben dünkt über alles, was mit dieser untergegangenen Cultur zusammenhängt; mit einem ganz besondern mitleidsvollen Ausdruck zeigt er von dem Berge, den wir langsam erklimmen, hinunter auf das kleine Fischerdorf, das dort in der Sonne liegt und das allein noch den Namen des alten mächtigen Solunt trägt; aber mit wie seltsam veränderter Silbenbetonung, nicht mehr Solûnt, sondern Sôlanto! „Ein Fischernest", fügt er verächtlich die Achseln zuckend hinzu; „und hier unten ein anderes Nest, Porticello, der einstige Hafen der Phönizierstadt; ist ja kaum Platz drin für ein paar Barken!"

Wir klettern inzwischen den steilen Berg hinan. Branntest du damals schon so glühend auf die Karthagerschädel, Sonne Homer's, oder fühlten diese burnusbedeckten Söhne der Wüste deine sengenden Pfeile weniger als wir? Wie mochte es damals wimmeln hier oben und dort unten von feilschenden semitischen Kaufleuten! Eine Factorei für die Semitenländer war Solunt, wie

Panormos, wie die andern Hafenplätze der Westküste; was kümmerte die Phönizier und Karthager der politische Zustand der umliegenden Gebiete? Sie ließen die Eingeborenen schalten und walten — und machten Geschäfte. Wie die Engländer heute, so beschränkten sie sich darauf, die wichtigsten Ausfuhrpunkte zu besetzen und überall Stationen zu haben; was hätte es ihnen genützt, Reiche zu gründen und Ruhm zu gewinnen? Auf anderm Gebiet lag der Gewinn, nach dem sie trachteten. Hoch oben, nach semitischer Sitte, auf dem Scheitel des Berges, erhob sich ihre Stadt; schon treten wir ein in das Ruinengebiet; eine breite gepflasterte Straße zieht sich jäh in die Höhe; Häuser stoßen daran, eng zusammengedrückt, wie es einer Stadt von Kaufleuten geziemt, die noch nicht daran denken, Paläste zu erbauen, sondern zunächst den mühsam erworbenen Gewinn einheimsen und in Winkeln und Kellern ihrer kleinen Häuser aufspeichern. Die Bürger von Solunt stelle ich mir vor wie eine Gesellschaft von unansehnlichen Krämern, denen aber mehr Geld durch die Finger läuft als manchem großmächtigen Handelshause, die sich ducken und verstecken, damit ja der Nachbar nichts davon erfahre, und nur bisweilen in tiefer Nacht beim Flackern einer Oellampe mit freudefunkelndem Auge ihre Reichthümer zählen, dort hinten in jenem verborgenen Stübchen, im hintersten Winkel des engen Häuschens. Ein sicilisches Pompeji könnte man Solunt nennen, nur kleiner und weniger gut erhalten; denn die Mauern ragen nicht mehr hoch über die Erdoberfläche, und schlimm haben hier die zerstörenden Menschen gehaust. Tempel, Säulen, Altäre, auch ein großes Zeusbild und mannichfache Terracotten wurden in den Trümmerschichten gefunden, und die Ausbeute ist wol noch reich, die hier vergraben liegt und allmählich zu Tage

gefördert wird. Nicht aus phönizischer Zeit aber stammen diese Bilder und Säulen; schon hatte die römische Cultur die frühere semitische verdrängt, als diese Tempel erbaut wurden, und Rom allein ist in den soluntischen Alterthümern vertreten. Straße reiht sich an Straße, Haus an Haus; Wasserrinnen ziehen sich, tief in die Steine gehauen, hinter den Häusern herum; es war ein vorsichtiges Völkchen, das hier oben wohnte; diese Leute kannten wol schon Sicilien und dessen Winterregengüsse, da sie mit so sorgfältiger Anordnung den Plan ihres Städtchens anlegten, um die Wasser so schnell als möglich den Bergabhang hinunter abfließen zu lassen.

Neben den Trümmern eines Zeustempels hat die freundliche Fürsorge der Alterthümerverwaltung eine Hütte errichtet; wie kühl und erfrischend ladet der Schatten zur Ruhe und zum ländlichen Mahle! Und wahrlich, von nöthen sind Schatten und Ruhe nach dem markaustrocknenden Umherwandern unter sengender Phöniziersonne! Einer aber von uns allen — darf ich ihn nennen? Kein anderer war es als mein verehrter Freund Professor Kiepert, mit dem mich das gütige Schicksal im Museum von Palermo zusammengeführt hatte — er allein, obwol der älteste unter uns, wollte von Ruhe und Schatten nichts wissen, bevor er den Becher unserer Alterthums- und Länderforschung bis auf den letzten Tropfen geleert; und während wir schon die müden Glieder hinstreckten in der wohlthuenden Kühle, warf er noch mit rascher Hand und raschen Strichen das Profil der Berge, der Höhen und Senkungen, der Städte und Städtchen auf seine Papierrollen, eine Rundschau im Nu skizzirend, zur Erinnerung an die Phönizierstadt und zur Belehrung auch für die länderforschenden Gelehrten Deutschlands.

Und wieder mußten wir heraus aus dem kühlen

Schatten und die brennenden Steinstraßen hinunterklettern, und zwischen den weißgetünchten Mauern von Bagheria zurückfahren auf der staubigen Landstraße. Aus dem Meere der grünen Orangengärten tauchten Villen auf, von luftigen Balkonen und Terrassen umgeben, auf denen im Schatten der rococoverzierten Façaden schöne Frauen und Priester in langem wallendem Talar langsam spazierten. Dort liegt auch jener Fratzenpalast, von dessen Geschmacklosigkeiten Goethe nicht müde wird zu erzählen, ein sonderbarer Bau fürwahr mit seinen in Stein gehauenen, wie etwas Ernsthaftes behandelten Menschen- und Thiercaricaturen, mit seinen Spiegeldecken, römischen Kaiser- und Philosophenbüsten, mit seinem widerlichen Schnörkelwesen und abstoßenden Haschen nach Originalität. Durch die hohen Fenster dieser Grimassenvilla fallen unsere Blicke zurück auf die kahlen Berge von Solunto; die Säulen des Jupitertempels ragen einsam in den blauen Himmel, und leise klopft ein neckender Gedanke an mein Gemüth: Was würden wol unsere Urenkel von uns denken, wenn das blinde Schicksal es fügte, daß allein diese Villa einst aus dem Schutt der Jahrhunderte wieder ausgegraben würde, und welche seltsamen Schlüsse würden wol die Gelehrten der Zukunft aus dieser Pulcinellaruine auf unsere Cultur und auf unsere Kunst ziehen? Ja wer weiß, ob nicht wir selbst in dem Urtheil, das wir uns aus der Betrachtung der Trümmer der Vorzeit über jene Zeiten und jene Menschen bilden, wer weiß, ob nicht wir selbst im kleinen und vielleicht im großen solchen oder ähnlichen Schicksalszufällen zum Spielball dienen? Und wer weiß, wie oft es nicht schon geschehen sein mag, daß unsere gelehrten Alterthumsforscher in gewissenhaftester Weise sich abgemüht, eine solche Caricatur wie eine ernste, für

die Weltgeschichte hochwichtige Sache zu behandeln? Lassen wir aber diese Gedanken! Wer sie verfolgen wollte, dem verginge alle Lust zur weitern Arbeit, denn es fehlte ihm der freudige Glaube, ohne welchen man nichts zu erreichen vermag. . . .

Von Solunt nach Segesta ist eine weite Fahrt. Ein Glück, daß die Eisenbahn eröffnet ist; sie führt stundenlang an der prachtvollen, formen- und farbenreichen Nordküste hin, von Vorgebirge zu Vorgebirge, von Meerbusen zu Meerbusen. Städtchen, von denen die Geschichte als von ehemals wichtigen Seehäfen erzählt, winken auf halber Hügelhöhe; an dieser Seite erhebt sich Sicilien langsam, aber stetig aus dem Meere und verändert in unablässigem Wachsen seine Küstenprofilirung. Bei Castellamare verlassen wir das Meer, und durch ein weites Hügelland geht es nach Süden, an rauschenden Bächen vorbei, zwischen unendlich sich hinziehenden Weinbergen. Ein feuriger Wein wird hier gewonnen und in zweckmäßiger Weise bereitet; in großer Masse werden die Trauben nach Marsala und nach Zucco geführt, wo die bedeutenden gleichnamigen Weinstationen liegen, letztere bekanntlich dem Herzog von Aumale gehörend. Wer im Frühling diese Landstrecke bereist, der muß staunen über den Reichthum, über die Fülle des Wachsthums, über die unvergleichliche Lieblichkeit der Natur; zum Idyll ist diese Landschaft wie geschaffen, und an alles andere denkt man hier eher als an blutige Kriege und verwickelte Welthändel. Und doch, wie oft wurde dieses schöne Land von mörderischen Kämpfen heimgesucht, und wie oft und bis in die neuesten Zeiten herab haben sich hier die Schicksale großer Reiche entschieden! Hier war es, bei Segesta, das noch hinter den Bergen versteckt liegt, wo die unselige Eifersucht von Stadt gegen

Stadt den Karthagern die sicilische Insel eröffnete; von den Segestanern wurden sie herübergerufen zur Bekämpfung der siegreichen Syrakusaner und des mit denselben verbündeten Selinunt; und wie hauste von diesem verhängnißvollen Tage an die Kriegsfurie auf der unglücklichen Insel! Gleichfalls auf der Westküste Siciliens war es, wo die ersten entscheidenden Schlachten der Punischen Kriege geschlagen wurden. Und noch ist kein halbes Jahrhundert verflossen, so war es wiederum hier, wo Garibaldi mit seinen Tausend den Krieg gegen das Königreich Neapel begann, und das erste Treffen gegen die königlichen Truppen wurde dort, bei Calatafimi, in der nächsten Nähe von Segesta, geliefert.

Hoch oben auf steilem Berge, zwei Stunden abseits von der Eisenbahn, erhebt sich das Städtchen Calatafimi, ein Felsennest sondergleichen, von einem alten Sarazenencastell überragt, und von Calatafimi geht es weiter und immer weiter, bergab, bergauf, durch enge Thäler in eine ferne, ferne Gebirgseinsamkeit; und siehe, nun wendet sich der Weg, und plötzlich, hoch oben über einer steilen Felswand, zwischen zwei Felskegeln wie in einer Berglücke, steht ein Tempel, ein griechischer Tempel, durch dessen Säulenhallen der blaue Himmel lächelt, und gebannt von diesem gewaltig ergreifenden Anblick bleibst du stehen. Seltsam ergreifend fürwahr wirkt der Contrast dieser öden, traurigen Felsenumgebung und jenes mittendarin so lieblich, so schön und doch so unendlich melancholisch, wie vergessen und verloren liegenden Tempelbaues. Und dies ist alles, was übrigblieb von dem mächtigen Segesta: dieser Tempel und ein paar Steine auf der gegenüberliegenden Höhe! Hinter den Windungen der Wege ist der Tempel wieder verschwunden; wie eine Traumerscheinung flog es vorüber an unserm Auge, dieses

jähe Aufblitzen der alten griechischen Zeiten. Immer öder wird das enge Thal, immer stiller die menschenleere Bergeinsamkeit. Der Wagen hält bei einer baumüberschatteten steinernen Brücke. Eine Wiese dehnt sich links bis zum Fuße eines steilen Berges; ein Pfad schlängelt sich durch das üppige Grün; weiterhin, in jener Senkung der Wiese glitzert und rauscht es, und kühler scheint der Wind durch die losen Blätter der italienischen Pappeln zu lispeln. Ein Bach fließt dort — ein Fluß, berichtigen uns die Führer; der Fiume caldo heißt er jetzt; Skamander aber hieß er früher, in trojanischer Erinnerung, bei diesem von Troja herstammenden Volke, und als Skamander begrüßen wir dich, und aus dem Skamander schöpfen wir Wasser in der hohlen Hand und weihen die ersten Tropfen den unsterblichen Göttern. Den griechischen Göttern aber seien sie geweiht, denen hier in spätern Zeiten dieser Tempel erbaut wurde, die wir kennen und lieben, deren Namen ein holdes, anmuthiges Leuchten auf die ganze Alte Welt hingießen; nicht aber den alten Gottheiten, die vor ihnen hier oben verehrt wurden, bevor die Griechen das elmyische Urvolk in sich aufgehen ließen! Denn Griechen waren ja die Segestaner nicht, sondern mit Libyen, mit Karthago und Phönizien fühlten sie sich stammverwandt, und wenn sie die Karthager zu Hülfe riefen, so waren es Vettern, die sich an die Vettern wandten; es soll diese Entschuldigung nicht verschwiegen werden, wo die Schuld eine so große, wo die Sühne eine so furchtbare war.

Ein Fluch scheint sich auf Segesta gelegt zu haben seit dem unglückseligen Tage, an dem es den karthagischen Feldherren die Thore Siciliens öffnete. Wohl brachen die Punier die Kraft aller griechischen Städte, auch Selinunt fiel, auch Akragas fiel: aber viel schauer=

licher noch war das Ende von Segesta, als Agathokles nach seiner Rückkehr von dem verunglückten Kriegszuge gegen Karthago in die Stadt einzog, von den Einwohnern verlangte, sie sollten ihm den größten Theil ihrer Habe ausliefern, und da dieselben sich erdreisteten, die Zumuthung sonderbar zu finden, ein Blutbad unter ihnen anrichten ließ, wie ein gräßlicheres sogar in dieser an Gräßlichkeit alles überbietenden Geschichte der Städtezerstörung in Sicilien nicht vorkommt. Alles wurde niedergemacht; Kinder und Jungfrauen wurden als Sklaven verkauft; die Grausamkeit, mit der Agathokles die Stadt züchtigte, war so groß, daß uns beim Lesen der entsetzlichen Schilderungen davon ein Schauer erfaßt: die Männer wurden in eherne Gefäße gesteckt und lebendigen Leibes geröstet, wobei der Tyrann noch den besondern Befehl gegeben hatte, die Gefäße oben offen zu lassen, damit er sich an dem Anblick der Qualen seiner Opfer weiden konnte; den Frauen der reichen segestaner Familien wurden die Brüste abgeschnitten und die Knöchel mit Zangen zerquetscht; die ganze Einwohnerschaft wurde getödtet oder verkauft; die Stadt wurde ihres Namens beraubt und Dikäopolis genannt, schließlich dem hergelaufenen raubgierigen Gesindel überliefert. So fiel Segesta, nicht im heldenmüthigen Kampfe wie Selinunt oder wie Syrakus, sondern unter dem heimtückischen, meuchelmörderischen Ueberfall eines geschlagenen Feldherrn, dem es seine Thore geöffnet hatte, und der an den frühern Bundesgenossen der Karthager Rache nahm für die ihm von den Karthagern selbst zugefügte Schmach. Es mag in Agathokles' Seele, als er das entsetzliche Urtheil über Segesta aussprach, die Erinnerung an jene erste Bundesgenossenschaft wieder in hellen Flammen aufgeleuchtet haben, und wie eine griechische Vergeltung erscheint uns

so die Zerstörung Segestas. Schrecklich aber war die Vergeltung, und niemals mehr erholte sich die Stadt von dem ihr versetzten Schlage. Aus dem stolzen Segesta wurde im spätern römischen Volksmunde Egesta, die Arme; leer und öde liegt die Stätte, wo früher Tempel und Paläste sich erhoben; Distelfelder bedecken den Berg, an welchem der Reisende hinanklimmt bis zu dem ärmlichen Custodenhause, von wo er am gegenüberliegenden Abhang den einsamen Tempel wieder erblickt, traurig still in unendlicher Verlassenheit. Heute hat sich der Schutt der Jahrhunderte um den Fuß der Säulen gelagert; eiserne Klammern stützen das von Sturm und Wetter und Sonne bedrohte Heiligthum; dichtes Gras wuchert ringsumher; kein Ton unterbricht die weite Stille als das Rascheln der vom Winde bewegten hohen Distelkronen. So schaut der verlassene Tempel über Hügel und Thäler hinüber nach den südlichen Bergen, wo die Ruinenfelder von Selinunt in der afrikanischen Sonne glühen, und wie eine letzte Sühne des Schicksals erscheint es, daß das einzige, was von Segesta übrigblieb, dorthin schauen muß, nach der großen Stadt, die Segestas größtes Opfer war. . . .

Nichts steht mehr aufrecht in dem verlassenen Schutthaufen, der einstmals Selinunt hieß; eine Verwüstung, ein wild übereinandergeworfenes Durcheinander von Säulenstumpfen und Capitälen, von Quadern und Mauersteinen bedeckt weit und breit die leicht gewellten Hügel, ein Meer von Trümmern, wie man es nirgends wieder findet, der grausigste Triumph der Zerstörung! Die Menschen sind es nicht allein, die dieses Werk vollbrachten. Was die Karthager begonnen, das hat in weit spätern Zeiten die Natur selber vollendet. Nein, nicht des Menschen Hand vermag die Tempel in solcher Weise an den Boden hin-

zustreuen: anders lägen die Säulen, anders die Mauern; hier zuckte einmal die alte Mutter Erde in gewaltigem Rucke und rüttelte von unten herauf an den schon halb verfallenen Heiligthümern. Damals war es wol, als auch in Selinunts Schwesterstadt, in Akragas, die herrlichen Tempel in Trümmer zerfielen; und wer verbietet uns zu glauben, daß dieses Zerstörungswerk zur selben Zeit vor sich ging, als auch in Olympia in den Jahren 522 und 551 n. Chr. die altgriechischen Bauwerke von gewaltigen Erdbeben zur Erde geschleudert wurden?

Eine unsagbare Trauer erfüllt unser Herz, wenn wir von Castelvetrano aus in früher Morgenstunde hinüberreiten zu der Stätte, wo Selinunt einst so herrlich blühte. Wie ein unabsehbares Lavafeld von Trümmerschichten liegt es dort auf den Hügeln herum, ein europäisches Babylon. Die Sonne brennt gewaltig, von dem glitzernden afrikanischen Meeresspiegel blendend zurückgeworfen; ein heißer Athem zieht, langsam zuerst, dann in immer stärkerm Schnaufen aus dem Süden herauf; ungeheuere Staubwolken wirbeln zum Himmel; in fahlem, gelbem Glanz glüht die Sonnenscheibe. Der Sirocco ist's, der von Karthago herüberzieht; ächzend knarren die alten Oelbäume und schütteln wie jammernd ihre Aeste; und wahrlich, dies ist die rechte Beleuchtung, unter welcher die Ruinenstadt beschaut werden muß; und damit das Bild zur völligen Geltung gelange, muß der Siroccosturm über die zertrümmeten Tempel wüthen. Ist es uns bei dieser Entfesselung der Elemente auch nicht vergönnt, mit archäologischer Gewissenhaftigkeit die Lage der einzelnen Baulichkeiten zu untersuchen, den Plan der ehemaligen Großstadt wiederherzustellen, den Ruinengruppen ihre Namen und ihre Bedeutung beizulegen — großartiger und ergreifender ist jetzt das Schauspiel, das

uns das todte Selinunt bietet, und gewaltiger der Eindruck, den wir beim Rasen des unbändigen Siroccosturms in unsere Seele aufnehmen. So raste die wild entfesselte Wuth der Menschen um diese Mauern in jenen Unglücksnächten, als die Punier, von Segesta gerufen, ihre hölzernen Thürme gegen Selinunt auffahren ließen, als mit furchtbarem Anprall die Widder gegen die Mauern krachten, als die wackern Männer und Frauen dort drinnen Steine und brennendes Pech und siedendes Oel auf die afrikanischen Krieger schleuderten, als von Straße zu Straße, von Haus zu Haus der Verzweiflungskampf wüthete. Wo stand damals die hohe Warte, von deren Zinnen die Wächter und die Alten der Stadt mit hülfesuchendem Blick nach Osten hinschauten, ob es denn nicht bald helmblinkend und mit dumpfem Schlachtgeschrei über die weiten Gefilde herkäme, von Akragas, von Syrakus, von allen Bruderstädten, zur Hülfe der in Schrecken und Jammer gegen den Tod ringenden Stadt? Aber nichts erschien auf dem weiten, leeren Horizont, kein Lanzenglänzen, kein befreiendes Feldgeschrei; und über die Schwelle der Citadelle flutete das unbändige, siegesberauschte Punierheer, und mit den Flammen der brennenden Tempel erhob sich zum unerbittlichen Himmel der Jammer der sterbenden Weiber und Kinder und der letzte Verzweiflungsschrei der in ohnmächtiger Wuth in den Tod sich stürzenden Männer. Nein, nicht im milden Lichte einer lächelnden Frühlingssonne will ich die Trümmer dieser Heldenstadt betrachten; dich begrüße ich, sausender Sirocco, der du diesem Bild seine richtige Färbung verleihst in sturmgepeitschten Staubwolken, im Heulen des Wüstenwindes, im fahlglühenden Glanz der unheilverkündenden Sonne. Wie rasch aufschießende und ebenso rasch wieder verschwindende Sterne tauchen in meinem

Geiste die Erinnerungen auf an lieblichere Bilder aus der Vergangenheit dieser Stadt, an die Erbauer der zerstörten Tempel, an jene ersten Künstler, die in die Metopen dieser Heiligthümer die wunderbaren Gestalten der alten griechischen Mythen meißelten, Herakles und Pallas und das greulich fratzenhafte Medusenhaupt. Auch an Empedokles denke ich zurück, der die Stadt von Pest und Fieber erlöste, indem er mit kundigem Sinn Kanäle grub und Dämme errichtete; und dort unten mag es vielleicht gewesen sein, an jenem langsam im Sande versiegenden Bach, wo die Selinuntier einstmals bei frohem Festgelage den Namen ihres Befreiers feierten, und wo er selber plötzlich in der silbernen Mondnacht, wie ein Gott anzusehen, im wallenden Purpurmantel und mit dem goldenen Lorberkranz auf dem Lockenscheitel unter sie trat und mit erhabenem Dichterwort die Freunde begrüßte. Wie fern, in wie weite, weite Ferne entrückt sind diese Bilder! Und wem kämen diese lieblichen Eindrücke beim Anblick der unermeßlichen Trümmerhaufen in den Sinn! Hier ist keine Stätte freundlicher Erinnerungen; hier hat die moderne Moira mit eherner Faust das lustige Leben erdrückt, und nur düstere Grabeserinnerungen sind es, die sich hier vor unsere Seele drängen!

Und sind es andere Gefühle, die uns entgegentreten auf dem Wege von Selinunt nach den Punierstädten Mazzara und Marsala, dem alten Lilybäum, bei den Favignanischen Inseln vorbei, bis nach Trapani und dem Monte-San-Giuliano, wo in längstvergessenen Zeiten das blühende Eryx mit dem weitberühmten Heiligthum der Aphrodite stand, wo Griechen und Karthager und Römer, die einen nach den andern, der weltumfassenden Göttin der Liebe ihre Opfer brachten? Wie Grabsteine, weiß und kahl, liegen die verschollenen

Städte am Meere hin. Von der alten Herrlichkeit, was bleibt übrig? Ein paar Monumente auf ungeheuerm Quaderlager gegründet — und weiter nichts! nichts als der alte griechische Himmel, das schimmernde Meer, das die Flotten der Hellenen wie die der Punier und der Römer trug, und die blendende Sonne, die damals wie heute ihre goldenen Strahlen über Menschen und Länder ergoß. So wie heute, so strahlte damals, umflossen vom rosigen Leuchten, das hohe Vorgebirge mit dem säulengetragenen Tempel der Aphrodite über das blaue Meer in den blauen Himmel hinauf; aber das Leben ist entschwunden, das fröhliche, jauchzende Leben, das sich an diesen Altären entfaltete; Aphrodite ist entschwunden, und umsonst suchte man heute nach ihrem verschollenen Tempel!

In seiner „Reise nach Syrakus“ erzählt Spielhagen von einem Hirtenknaben, der den Fremden oben bei den Trümmern der Griechenburg erscheint, auf seiner Doppelflöte langsam klagende Melodien durch die Einsamkeit ertönen läßt, und der wol der große Pan selbst sein dürfte, der über die Vergänglichkeit alles Irdischen und Göttlichen weint. Nicht einmal ein solcher Hirtenknabe aber erscheint hier dem sinnenden Wanderer; der große Pan hat hier nichts zu suchen, nichts zu beweinen; ein leerer Grabhügel ragt Eryx in die leere See hinaus; der ewige Tod allein feiert hier an den Westgestaden Siciliens seinen alles umnachtenden Sieg.

---

2. Palermo.

Aus dem Tod tritt man ein in das blühende Leben, wenn man aus dem westlichen Ruinengebiet nach Palermo zurückkehrt. Ein ganz besonderes, ganz neues Leben ist es, das sich hier vor uns entfaltet. Hinter uns liegt das Alterthum, erstarrt, schon in Staub zerbröckelnd, ein Gewesenes, das nicht wieder erwacht; und vor uns eröffnet sich eine andere als die griechische, als die römische, als die karthagische Cultur. An die Stelle der alten classischen Völker, die bis dahin fast allein den sicilischen Boden bewohnten, treten neue, jüngere, uns näher stehende, uns auch näher verwandte: nach den Sarazenen die Normannen und dann deren Nachfolger, die Schwaben, mit ihrem großen Hohenstaufen'schen Herrschergeschlecht. Gewaltiger sind die Gestalten, die aus der palermitanischen Vergangenheit hervorschreiten; erzdröhnend ist ihr mächtiger Schritt; und ein Hauch von moderner Civilisation umweht das Bild des erhabensten der Schwabenfürsten, des Kaisers Friedrich II. Wohl reicht auch Palermos Geschichte zurück in die classischen Zeiten; auch Karthagos Fußstapfen erkennen wir im Staube dieser Stadt! von Hamilkar Barkas erzählt der Monte-Pellegrino, denn dort oben lagerte das karthagische Heer, als die Römer es bekriegten; von Karthago erzählt der alte Hafen, denn hier verluden die punischen Kaufleute ihre Waaren, und hier war das größte Emporium des afrikanischen Handels. Aber eine jüngere Vergangenheit hat sich schon über jene Erinnerungen geschichtet; sie erscheinen jetzt weit, weit in den Hintergrund entrückt, mit dem Schleier der Jahrhunderte bedeckt und in ihren Umrissen wie in ihrer Färbung verwischt. Strahlend brechen dagegen die

Bilder der andern Völker hervor, die in der Wechselarbeit der Zeit ihre Vorgänger ablösten, neue Reiche auf den Trümmern der alten gründeten und Denkmäler ihrer schöpferischen Kraft hinterließen, die sogar vor dem Glanze der hellenischen Tempel nicht in den Schatten treten. Nirgendwo sonst fühlt man wol so deutlich wie hier, wo die Grenze sich zieht zwischen Geschichte und Leben; Griechen, Karthager und Römer, hier sind sie nur noch Geschichte für uns; in den Normannen-Erinnerungen aber pulsirt noch Leben, und um so stärker pulsirt es, als die classische Cultur hier, auf diesem westlichen Stückchen sicilischer Erde in tieferer Erstarrung und unter grauenvollerer Zerstörung begraben liegt.

Eine eigenthümliche Fügung mag es scheinen, daß die sarazenische und die normannische Vergangenheit sich in unserer Seele so sonderbar vermischen, daß sich dieselben fast wie ein Einziges, kaum voneinander zu Unterscheidendes vor unsern innern Blick stellen. Waren ja doch die beiden Völker Feinde; haben doch die Normannen die Sarazenen im blutigen Kampfe verdrängt und eine neue Religion an Stelle der verhaßten mohammedanischen eingeführt, und strahlen die normannischen Gotteshäuser als die herrlichsten Siegesdenkmäler des triumphirenden Christenthums! Und dennoch hat das dunkle Gefühl, dem wir gehorchen, recht, und der ganzen Entwickelung der Normannen- und Schwabenherrschaft entspricht es, wenn wir jene Zeiten und die daraus entsprungene Kunst und Cultur wie eine Verschmelzung der beiden feindlichen Civilisationen betrachten, und wenn selbst in der Capella Palatina, selbst im Dom von Monreale ein Strahl orientalisch-mohammedanischer Sonne sich in den Glanz dieser urchristlichen, aber auch noch orientalisch-christlichen Kirchenherrlichkeit einschleicht, über ihre Altäre

flimmert und mit sonderbarem, etwas fremdartigem Leuchten an den maurischen Spitzbogen und den maurischen Arabesken umherspielt. Sarazenen und Normannen haben sich nach langen Fehden miteinander vermischt; eine Cultur hat sich aus dieser Mischung entwickelt, die unter Kaiser Friedrich II. zu hoher Blüte sich entfaltete, die aber zu rasch und zu vollständig unter des römischen Papstes Verboten dahinschwand. Es war ein erstes Aufleuchten einer modernen Auffassung, das erste, aber mächtige und auch liebliche Hervortreten eines rein humanistischen Gedankens, ein Auflösen der Religionskriege, der Kreuzzüge, des Rassenhasses in dem Zusammenfließen und Zusammenleben der beiden gegnerischen Principien, unter Anrufung einer höhern Humanität, welche die beiden zu vereinigter Kraftentfaltung anregen konnte.

Von Friedrich II. in Palermo gilt, was ein moderner französischer Dichter von Napoleon I. singt, indem er begeistert ausruft, im Anfang dieses Jahrhunderts sehe man überall nur ihn allein: „Lui, toujours lui, lui partout!“ Auf Friedrich II. führt hier alles zurück, keinen Schritt können wir thun, ohne zuerst an den großen Hohenstaufen erinnert zu werden. In dem königlichen Schloß, vor den Kaiser- und Königsgräbern im Dom, in der goldenen Dämmerung der Capella Palatina und im sonnig sprühenden Farbenspiel der Kirche und des Kreuzgangs von Monreale, da ist es, wo sich die ganze Gewalt jener Normannenzeit offenbart. Das Schloß, fast eher Festung zu nennen als Palast, beherrscht mit seinem mächtig breiten Bau die zu seinen Füßen gelagerte Stadt; hier wohnte Ruggiero, hier wurde Friedrich II. erzogen; und wie ein Sinnbild jener Zeit erscheint es uns, wenn wir in nächster Nähe, nur durch einen Platz getrennt, den Dom erblicken, die kirchliche

Macht neben der weltlichen, die erstere wol noch gewaltiger als die zweite — und wie lange auch der Kampf zwischen beiden damals dauerte, und wie heftig er auch entbrannte: im Dome, und nicht im Königshause liegen die Fürsten begraben, und mit Stolz zeigt heute der lächelnde Priester auf die Särge, in denen die von den Päpsten mit dem Bann belegten Kämpen der aufdämmernden Reform- und Renaissancebewegung im ewigen Schlummer ruhen. Auch hier hat die Zeit besänftigend und versöhnend gewirkt, und wer die Geschichte jener Kämpfe nicht kennt, dem erschließt sie hier ihre Geheimnisse nimmermehr, der wird in dem todten, von den Priestern verherrlichten Kaiser Friedrich niemals den Helden vermuthen, der mit so wuchtigen Schlägen die weltliche Macht gegen die Kirche vertheidigte. Unter ihren massiven Steindächern in eine Kapelle züsammengedrängt stehen die Königssärge, eng aneinandergereiht, in einer Einfachheit ihrer ganzen Erscheinung, die ergreift und doch nicht befriedigt. Die Särge stehen da wie am Wege, wo alles vorbeizieht, als wären sie nur provisorisch so aufgebahrt und warteten einer würdigern Stätte. Das ganze laute und regsame Getreibe des Kirchendienstes bewegt sich um das unverschlossene Gitter herum: neben Ruggiero und Constanze werden Stühle zum Beten vermiethet; unsaubere Kinder schleppen die klappernden Kniebänkchen unter Lachen und Scherzen vor Kaiser Friedrich hin und her; den geheimnißvollen Dämmerungszauber des Grabes sucht man vergeblich. Vor dem Sarge dieses großen Fürsten möchten wir mit gedämpfter Stimme sprechen, möchten wir uns in ehrerbietig langsamem und lautlosem Gange bewegen; aber von allen Seiten kreischt und lacht und klappert und plaudert das laute, respectlose südliche Wesen in unsere

weihevolle Stimmung herein, und wie in einem Todten=museum werden wir zwischen diesen Denkmälern vergangener Kraft herumgeführt; vertraulich klopft der führende Knabe auf den Sarg der Königin Constanze und läßt die schmuzige Hand mit liebkosender Familiarität über die Porphyrkanten des Deckels gleiten, unter welchem, die Krone neben dem Haupte, der Enkel des Kaisers Barbarossa ruht.

Wie ganz anders ist es dort drüben im königlichen Schlosse, wo der Custode den Fremden mit einer Art von religiöser Scheu bis zur Thür der Capella Palatina führt, ihm das in mystisches Dunkel gehüllte Heiligthum bedeutsam öffnet und sich dann lautlos zurückzieht, als dürfe kein Uneingeweihter die geweihte Stätte betreten. Geweiht scheint diese wunderbare Kapelle wahrlich zu sein. Wie in ein aus dem Orient herübergezaubertes Märchenreich treten wir in dieselbe ein; durch das dämmernde Dunkel dieser hohen Säulengänge fluten leuchtende Wellen von sanftem, kosendem Sonnenglanz; von den Wänden blitzt es golden, golden strahlt es von den Kuppeln herunter, und wundersam schauen die Heiligen, wundersam schaut der große byzantinische Christus auf den Fremden hin, der es wagt, seinen Fuß über diese heilige Schwelle zu setzen. Mit dumpfem Schlag ist die Thür hinter uns ins Schloß gefallen; eine göttliche Ruhe und Stille umfängt uns; betroffen bleibt man stehen, wie gebannt schaut man sich um. Am Hochaltar bewegt sich, in rothem wallendem Gewande, ein silberhaariger Priester; in den hohen Chorstühlen sitzen andere ehrwürdige Gestalten; große Pergamentbände liegen geöffnet auf den Eichengestellen, und mit langsamen Fingern wenden die singenden und betenden Priester die gelben Blätter um. Ein Sonnenstrahl stiehlt sich von der Decke herunter und

fällt, buntgefärbt, durch die gemalten Fensterscheiben auf die goldverbrämten Kleider, oder funkelt auf den alten Silberbeschlägen der Pergamenteinbände. Langsam, in eintöniger Modulation schwebt der Gesang der Priester durch die Hallen; aus der Tiefe des Chors antworten die Silberstimmen der dienenden Knaben; mit hellem, feinem Klange tönt das Glöckchen durch das Summen und Singen; es neigen sich die schneeweißen Häupter; es beugt sich das Knie. Als ein Glaubender trat wol der Fremde nicht ein in dieses Heiligthum; wie ein Glaubender aber, umwebt von dieser von mystischen Strömungen durchflossenen Atmosphäre, neigt er das Haupt, beugt er die Knie. Und jetzt erst, nachdem der Zauber sich langsam gelöst, jetzt erst schaut er sich um, und eine Bewunderung erfaßt ihn, und ein Entzücken erfüllt ihm Herz und Sinn; denn Schöneres hat er nie und nirgends gesehen, und hier in diesem engen, aber so hohen, so luftigen, so sonnendurchstrahlten Raum, hier steht er inmitten der vollendetsten Schöpfung, die jemals die christliche Kunst hervorgebracht. Schlanke Säulen tragen auf breit sich entfaltenden Capitälen die normannischen, noch halb sarazenisch in die Höhe gezogenen Spitzbogen; breiter als Säule und Capitäl streben die Bogenpfeiler hinan, und in leichter Biegung, in elegantem, langsamem Schwunge vereinigen sie sich von beiden Seiten im spitz zulaufenden, doch kunstvoll abgerundeten Schlüsselstein. Wenige Säulen nur sind es, welche die hohe Wölbung der kleinen Kapelle tragen; denn nur ein Miniaturbild, nur ein kostbarer Kleinodienschrein ist dieses Gotteshaus. Aber wie flimmert und schimmert es von Gold und edeln Gesteinen! Von dem Fußboden bis zur Decke, von den Säulen, von den Wänden, von den Altären, von den Beichtstühlen bis unter die Stufen, die zum Chor führen, bis in die

versteckteſten Ecken der in Dunkel gehüllten Seitengänge strahlt es von Mosaik. Die ganze heilige Geschichte, hier malt sie sich in lebendigen Bildern vor unsern Augen: die Apostel und die Heiligen stehen in ihrer hieratischen Haltung über den Säulen; an den Wänden ist die Geschichte des Alten und des Neuen Testaments dargestellt; Engelchöre schweben um die hohe, fensterdurchbrochene Kuppel, durch welche das helle Sonnenlicht herniederflutet, so sanft, so wunderbar gedämpft und wie in weiche Wogenwellung aufgelöst. Und hoch oben, die ganze Kuppel erfüllend, steht in erhabener Ruhe das kolossale Brustbild des Heilands, die Rechte segnend erhoben, in der Linken die heiligen Bücher, mit dem langen, wallenden Haar und mit dem blonden Bart, und mit den drei Strahlen um das Haupt, und mit den großen, weitgeöffneten Augen, die so gewaltig blicken, daß es scheint, als flösse daraus ein himmlisches Leben und erfülle mit geheimnißvollem Leuchten das dämmernde Heiligthum. Es ist der alte byzantinische Typus des Christuskopfes, noch nicht menschlich idealisirt wie in der modernen Renaissancezeit, göttlicher aber und ergreifender in seiner vollen, stummen Majestät.

So schaut Christus von der Kuppel in Monreale, so schaut er auch in dem an der Nordküste Siciliens verborgenen Dom von Cefalù, ein Gebilde von mächtiger Wirkung. Und nicht wundern dürfen wir uns, wenn uns hier erzählt wird, daß das palermitanische Volk mit besonderer, nicht sowol liebender als vielmehr bang zitternder und angsterfüllter Verehrung zu diesen Bildern aufschaut, in welchen es nicht einen Vertreter, nicht den eingeborenen Sohn Gottes, sondern Gott selbst, den Gott aller Götter, den allmächtigen Schöpfer und Beherrscher des Himmels und der Erde erkennt. „Kiddu è Diu!“

(„dieser da ist Gott“) so flüstert es in sicilischer Mundart von den gläubigen Lippen, wenn der Blick der Betenden sich erhebt und ergriffen wird von dem die Betenden suchenden gewaltigen Blick des Heilands. Der Name des Künstlers, der dieses Bild schuf und diesen Typus erfand, ist nicht bis auf uns gekommen; wir haben das zu bedauern, denn er war ein Meister sondergleichen, und keiner hat den Geist des antiken Heilands, wie er aus den spätern Büchern der Heiligen Schrift und besonders aus den apokalyptischen Träumen des Sehers von Patmos zu uns herüberstrahlt, in demselben Maße wie dieser erkannt und in einem lebendigen Bilde festzuhalten verstanden.

Luftiger, größer, von ausgedehntern Dimensionen als die Capella Palatina, aber von derselben Pracht und golddurchfunkelten Herrlichkeit ist der Dom von Monreale. Dom und Kapelle sind zwei Glieder eines Körpers, und hat man von der Capella Palatina gesprochen, so muß man auch von Monreale sprechen; denn eins ist die Vervollständigung des andern. Kaum eine Stunde Wegs von Palermo entfernt liegt das erzbischöfliche Städtchen an dem Bergabhang, das Thal des Oreto, die herrliche Conca d'Oro beherrschend. Der Weg zieht sich zwischen Landhäusern und Gärten im Zickzack hinauf; bewaffnete Bersaglieri stehen Wache hier oben, da die Straße vor nicht gar langer Zeit noch von Räubern unsicher gemacht wurde. Ein ganz sonderbares Gefühl überfällt einen, wenn man hinter einem Felsen oder auf einem engen Treppenpfade die Büchse und den wehenden Federbusch eines Bersagliere erblickt; es ist, als eröffne sich plötzlich ein Einblick in eine ganz andere, recht unheimliche Welt, die noch zum Mittelalter gehören sollte und ganz unbefugterweise in unser Zeitalter hineinragt. Das Thal des Oreto verengt

sich dann hinter den ersten hohen Bergen, und es folgt drüben die sogenannte Piana dei Greci, eine alte albanesische Ansiedelung, wo die Bewohner griechisch sprechen. Durch enge, steile Klosterstraßen führt der Weg zu dem Dom, der das unscheinbare Städtchen Monreale von weitem beherrscht. Durch eine Bettlerschar arbeitet man sich bis zu dem gitterverschlossenen Porticus; man bewundert die alten Thorflügel mit Bronzereliefs; das Thor dreht sich knarrend und langsam, und wie wunderbar öffnet sich wieder vor uns die märchenhafte, goldgetränkte, strahlendurchsprühte Traumwelt der Capella Palatina! Breiter, höher, luftiger als diese dehnt sich das lange Schiff von Monreale aus; das Chor ist tiefer, die Kuppel mächtiger gewölbt, die Fenster sind weiter geöffnet; und durch die Fenster flattert ein helles, jauchzendes Glänzen und Blinken, als stände man mitten in einem aus purem Glase errichteten, oder, wenn dies Bild nicht für den fern weilenden Leser zu gewagt erscheint, in einem aus verdichtetem goldenen Sonnenschein zusammengefügten Märchenbau. Das Licht fließt so weich um die sanft abgerundeten Kanten der Fensterscheiben, der Spitzpfeiler, der Capitäle; es scheint, als würde es eingesogen von den goldschimmernden, mosaikbedeckten Wänden und in erneutem, halbgedämpftem Glanze zurückgeworfen bis in die hintersten Winkel des tiefer dämmernden Chors. Dort blickt in seiner stillen, gewaltigen Majestät das große Christusbild herunter in seine Kirche, und erhöbe sich jetzt der alte Kirchengesang, und erfüllten sich Chor und Kapelle mit den vollen rauschenden Tönen der Orgel, wahrlich, auch der größte Skeptiker beugte das Haupt, und er wehrte es nicht, wenn zu seinem Ohr der halblaute Ausruf der Betenden dränge: „Kiddu è Diu!"

Und wieder würde er diesem Gefühle frommer, fast kindlicher Rührung nicht wehren, wenn er aus dem Dom hinausträte unter den Kreuzgang, der den frühern Klostergarten umzieht, und wenn er, beim Rauschen des Brunnens, durch diesen wunderbaren Säulenwald hinaufschaute zu dem tiefblauen Himmel; wie mancher, der unter diesen Gewölben wandelte, mag wol schon den Wunsch vor sich hingeflüstert haben: hier ein Mönch zu sein! In weitem, von dem Dom überragtem Quadrat läuft der Säulengang um den innern Hof des ehemaligen Benedictinerklosters; 318 feingemeißelte, früher mosaikbelegte Säulen tragen, je paarweise zusammengekoppelt, die noch sarazenisch in die Höhe strebenden Spitzbogen; wie wundervolle Blumen entfalten sich oben an den Säulenschäften die Capitäle. Ein Meisterwerk sondergleichen hat hier die mittelalterliche Sculptur geschaffen; denn sondergleichen ist der Reichthum der Motive, ist die verschwenderische Mannichfaltigkeit der Formen, die sich hier dem staunenden Auge bietet: nicht ein einziges Capitäl gleicht dem andern. Der schaffende Meister scheint seinen Ruhm darin gesucht zu haben, eine unnachahmliche Fülle von Gebilden mit seinem Meißel in das Gezweige dieses Steinwaldes hineinzuzaubern. Blätter und Blumen, sonderbare Arabesken, Menschen- und Thiergruppen wechseln miteinander ab; hier führt uns ein Acanthusblatt in die korinthische Kunstepoche zurück; dort treiben seltsam verschnörkelte Menschengestalten ihr gothisches Wesen; weiter löst sich eine feine, an die Alhambra erinnernde Linien- und Bänderverschlingung von der Mosaikspirale der Säule ab. Wer war der Meister, der dieses Werk geschaffen, dessen Phantasie eine solche Welt von Bildern wie aus einem unerschöpflichen Füllhorn auf diesen Kreuzgang auszuschütten

vermochte? Die Meister des Mittelalters waren bescheidene Menschen; Gott allein, der ihr Werk beschützte, pflegten sie die Ehre zu geben, und nach persönlichem Ruhme trachteten sie nicht wie ihre Nachfolger. Als wir, bewundernd und staunend, nach dem Namen des Meisters fragten, trat unser unermüdlicher und um die sicilische Alterthumskunde so hochverdienter Führer und Freund, Professor Salinas, der Director des Museums von Palermo, an eine Säule heran und zeigte uns eine schon halb verwischte, kaum noch leserliche Inschrift, die er selbst vor wenigen Jahren entdeckt hat. Sie steht auf der neunten Säule von der nordöstlichen Ecke an und lautet: „Ego Romanus, filius Constantinus Marmorarius." Weiter wissen wir nichts von dem Meister; sein Werk aber wird bis in die spätesten Zeiten die Bewunderung aller Kunstgebildeten hervorrufen, und so lange der Dom von Monreale stehen wird, so lange werden auch von Italien, Deutschland, Frankreich und England Pilgerfahrten hierher unternommen werden, zu dem alten Benedictinerkloster und seinem schattigen Kreuzgang, und beim leisen Plätschern des säulenumringten Brunnens in jener Ecke werden unsere späten Nachkommen noch in künstlerischer Andacht schwelgen vor diesem Wunderwerk der normannischen Kunst. Der Name des „Romanus, filius Constantinus" wird wol kaum weiter dringen als in die Bücher der Gelehrten; ein Name aber wird dann auf allen Lippen wiederkehren, der Name desjenigen, der mit Cavallari und andern diese Ruine vom Verderben rettet, der in langsam gewissenhafter, im doppelten Sinne des Wortes Benedictinerarbeit Säule um Säule untersucht, Spitzbogen um Spitzbogen wiederherstellt, und nicht eher ruhen noch rasten wird, bis der ganze Kreuzgang in seiner ehemaligen Gestalt wieder unversehrt

vor uns steht; und dieser Name ist derjenige des Professors Salinas von Palermo.

Welch wunderbares Bild entfaltet sich vor unsern Augen, wenn wir aus dem Häusergewirr von Monreale auf die offene Straße heraustreten, die nach Palermo führt! Ein Bild von unvergleichlicher Schönheit, anmuthig und herrlich zugleich, lächelnd und doch imponirend; „c'è un incanto", sagen die Italiener, und wahrlich, ein treffenderes Wort finde ich nicht: ein Zauber ist es! Zwischen dem Monte-Pellegrino und dem Capo Zaffarano liegt, nach dem weitgeöffneten Meere ausschauend, die große Stadt; Kuppeln ragen über die Häuser hervor, Kuppeln von Kirchen und Palästen; ringsum und bis zum Fuß des Berges reihen sich Gärten an Gärten wie ein weiches grünes Kissen, in dessen molligen Falten Palermo ruht. Merkwürdige Gebäude, weitberühmte Villen treten aus dem satten Grün hervor: hier die Villa Tasca, wol eine der schönsten Gartenanlagen der ganzen Welt, dort die Zisa, das alte Sarazenenschlößchen, mit seiner uralten weitschattigen Pinie, weiter das durch seine scheußliche Todtenausstellung bekannte Kapuzinerkloster; ein Unicum heißt es in den Reisehandbüchern, und wahrlich, schätzen wir uns glücklich, daß es keinem andern Kloster einfiel, diesen Kapuzinern Concurrenz zu machen! Denn etwas Ekelerregenderes gibt es nicht als diese Gänge, von grinsenden, hängenden, stehenden und gar noch in künstlerischer Weise gruppirten und ein scheußliches Geberdenspiel treibenden Cadavern gefüllt! Wie Bücher in einer Bibliothek, oder wie ausgestopfte Thiere in einem Naturaliencabinet, bedeckt diese häßliche Todtenbevölkerung die Wände; die ausgetrockneten Gestalten werden jedes Jahr neu angezogen; und so erreicht diese ungeheuerliche Carikirung des Todes einen Punkt, wo man sich fragt,

ob das Schauderhafte nicht in eine gräßliche Komik umschlägt. Wie eine geschmack- und pietätlose Fratze der Grabestragik ekelt uns dieses Gespenstermuseum an. Es paßt nicht zu dem herrlichen Palermo; es stört uns wie ein häßlicher Flecken auf einem silber- und golddurchwebten Seidenstoffe. Wie ganz andere Gefühle erwecken die andern Klöster und Kirchen: dort, in einem Häuserknäuel versteckt, das Kloster della Gancia, die Wiege aller Revolutionen; dort der Inquisitionspalast, und weiter die kleine Kirche, deren Glocke das Zeichen zur Sicilianischen Vesper gab. Revolutionen, Massenhinrichtungen, Verschwörungen, die ganze neuere sicilische Geschichte scheint sich in diesen Erinnerungen widerzuspiegeln; man füge noch das Brigantenthum und die Maffia hinzu, und das Bild Siciliens, wie man sich dasselbe im Norden vorzustellen gewöhnt hat, ist vollständig.

Ist aber dieses Bild richtig? Verdient Sicilien seinen blutigen Ruf? Wer in Sicilien gelebt hat, der wird die Frage verneinen, und wer sich mit der Geschichte dieses Landes näher vertraut gemacht hat, der wird auch gegen den bösen Leumund protestiren, den die landläufige Geschichtschreibung aus Anlaß der Sicilianischen Vesper dem Charakter dieses Volkes andichtet und aus welchem, wenn man der Sache auf den Grund geht, der ganze schlimme Ruf, unter welchem dieses Volk und dieses Land heute noch leidet, hervorgeht. Die neuere gewissenhafte Geschichtsforschung, wie sie vor allem von dem bedeutenden sicilischen Historiker Amari betrieben wurde, hat aufs unwidersprechlichste erwiesen, daß die Vesper nicht, wie es die ältern französischen, an der Fälschung der Thatsachen ja interessirten Geschichtschreiber erzählten, ein massenhafter, feiger und hinterlistiger Meuchelmord war, sondern eine Volkserhebung mit blutigen, heldenmüthigen

Kämpfen, der Aufstand eines zum Aeußersten getriebenen unbewaffneten Volkes gegen seine Bedrücker. Der berüchtigte Procida, dieses Vorbild aller finstern Verschwörer, ist von Amari in das Reich der Phantasie verwiesen worden; der Procida, von dem die Sage so vieles erzählt, hat nicht existirt, der wirkliche Procida war ein ganz anderer als jener Legendenheld, den die von den Sicilianern vertriebenen Angioviner erfanden, um ihrer Niederlage einen für die Sieger beschimpfenden Charakter anzuheften und sich an denselben dadurch zu rächen, indem sie ihnen die Ehre abschnitten.

Palermo und Sicilien überhaupt leiden noch immer unter dem schlechten Rufe, der sich auf die falschen Darstellungen der Sicilischen Vesper gründet. Hoffentlich wird die Zeit kommen, wo man die Geschichte dieses Landes besser kennen, sie auch in den Schulen richtiger und wahrheitsgetreuer lehren und lernen wird. Legenden, noch so romanhaft erfunden, haben nicht die Berechtigung, die Geschichte zu ersetzen. Und hat man einmal angefangen, die Vorzeit von den Legendenanhängseln zu befreien, so wird man auch mit weniger Voreingenommenheit an die Beurtheilung der Jetztzeit herantreten. Maffia und Brigantenthum bilden freilich einen wesentlichen Bestandtheil des Gesammtbildes der sicilischen und speciell der palermitanischen Zustände. Maffiosen, die es verstehen, ohne Arbeit Geld zu verdienen und als systematische Schmarotzer die andern auszubeuten, trifft man in Palermo mehr als sonstwo; man kennt sie, man grüßt sie in der Strada Macqueda und in den Quattro Cantoni; und Briganten wird es geben, solange Sicilien das höhlendurchfurchte Land bleibt, in welchem es leichter als in irgendeinem andern ist, einen Menschen wochenlang zu verstecken und gewissenhaft auszuplündern. Aber man

vergleiche doch die Diebs- und Raubmordsstatistik des Nordens mit der sicilischen, und man wird finden, daß dieses Land bei weitem nicht die Ausnahmestellung einnimmt, welche man ihm anzuweisen pflegt. Maffia und Brigantenthum erscheinen nämlich unter der grellen südlichen Beleuchtung in einer romantischen Färbung, die unsern grauen nordischen Diebs- und Raubgesellen gänzlich abgeht, und naturgemäß bemerkt man die hellen, farbenreichen Stellen viel mehr als das danebenliegende in graue Dämmerung gehüllte Feld.

Alles nimmt in diesem Sonnenlande eine buntere Färbung an. Das gewöhnliche Leben und Treiben auf den Straßen, auf den Plätzen, in den Cafés bietet ein Bild, das uns Nordländern schon wie dasjenige erscheint, das wir am Vorabend einer Volksbewegung, einer Revolution oder auch eines großen Nationalfestes sich entfalten sehen. Die ganze Tonleiter des südlichen Charakters liegt höher als die des unserigen; wo wir lächeln, da lacht man hier; wo wir lachen, da jauchzt man in lautem, überfließendem Freudentaumel; und ebenso äußern sich nach der andern Seite hin die Leidenschaften lebhafter und wilder. Um ein richtiges Urtheil über dieses Land und diese Leute zu fällen, hüte man sich also, nur nach unsern nordischen Begriffen zu richten; unser Urtheil fiele falsch und ungerecht aus. Von mancher Seite wird behauptet, die beiden Charaktere könnten sich unmöglich verstehen und vertragen; ein zu großer Unterschied trenne sie voneinander. Diese Meinung scheint mir eine irrige zu sein, und in der Geschichte dieses Landes und dieser herrlichen Stadt finde ich die Bestätigung gerade der entgegengesetzten Ansicht: die größte und glücklichste Periode der sicilischen Geschichte war die unter den schwäbischen Kaisern und Königen, namentlich unter dem Hohenstaufen

Friedrich II. Unter dieses Nordländers Führung entwickelte der südliche Geist, gepaart mit dem deutschen, festern und härtern Wesen, in wunderbarer Wechselwirkung eine Gewalt, deren man ihn vorher wol nicht fähig glaubte. In Sicilien, und besonders in Palermo, erblühte ein Leben, wie man es in andern Ländern erst viel später wiederfindet, ein Leben voll geistiger Erhabenheit, von künstlerischem Edelsinn, von gediegener Vollendung in Form und in Wesen. Ein feiner Stahl wurde damals geschmiedet durch die Vermischung der südlichen und germanischen Erze, und von einem ganz besondern, hellen und lichten Glanze umflimmert tritt diese Periode sicilischen Lebens aus der dunkeln und unheimlichen Nacht der mittelalterlichen Wildheit hervor. Der Einfluß des germanischen Geistes war es, der durch Kaiser Friedrich II. solches Leben schuf. Nicht mit Unrecht nennt ein Geschichtschreiber diesen größten aller Hohenstaufen eine „sonnige Natur"; nicht mit Unrecht verehrt das palermitanische Volk heute noch den Enkel Barbarossa's als seinen größten und herrlichsten Fürsten. Denn nicht nur daß er auf sicilischem Boden zum ersten male die Verschmelzung des deutschen und des italienischen Elements vollzog, die beiden Völker einander näherte und für gegenseitige Verständigung, Achtung und Lie... empfänglich machte; nein, größer noch und erhabener und allgemein menschlicher war Kaiser Friedrich's Werk; denn lange bevor der Geist der religiösen Toleranz sich im Norden Bahn zu brechen vermochte, führte ihn dieser eutsche Fürst mit italienischer Hülfe in Palermo ein; das ist es, was der Regierung und dem Namen eine so glänzende Ruhmeskrone auffetzt, daß unter Kaiser Friedrich's Scepter zum ersten male die Principien der modernen Toleranz, die eigentlichen Principien der Reformation,

sich verwirklichen konnten. Wie weit hinweg aus dem engen Geiste des Mittelalters trägt uns die Geschichte dieses Kaisers! Welch ganz anderer, frischer, kräftiger Wind umweht uns in dem damaligen Palermo! Einzig steht das Sicilien jener Zeit vor unserm Auge, wie eine helle Leuchte mitten in finsterer Nacht!

Mit diesem Bilde, und mit keinem andern, will ich scheiden von der Insel und von ihrer herrlichen Königsstadt, von dir, Palermo, die du nicht mit Unrecht „die Glückliche" dich nennst; denn glücklich die Stadt, welcher, wie dir, das leichte südliche Leben lächelt, unter goldener Sonne, unter blauem Himmel, an der schimmernden See; aber glücklicher noch als alle deine sicilischen Schwestern bist du, Palermo, denn keine andere birgt in ihrem Schose so wunderbare Kleinodien wie du: Kirchen, Kapellen, Paläste, und keiner wurde vom Schicksal die Ehre wie dir, die stolze Hüterin zu sein jener mächtigen Porphyrsärge, in denen Ruggiero schläft, und Kaiserin Constanze, und der große Hohenstaufen!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schneegans, August,

Sicilien Bilder aus Natur, Geschichte und Leben

Leipzig 1887